

Die Eremitage als Minimalwohnkonzep



Tamara Sandra Golser, BSc

Die Eremitage als Minimalwohnkonzep

**Wohnen in Eremitagen am Beispiel des Klosters
„Maria im Paradies“ in St.Veit im Pongau**

MASTERARBEIT

zur Erlangung des akademischen Grades
Diplom-Ingenieurin
Masterarbeit Architektur

eingereicht an der
Technischen Universität Graz

Betreuerin
Ass.Prof. Mag.phil. Dr.phil. Antje Senarclens de Grancy

Institut für Architekturtheorie, Kunst- und Kulturwissenschaften akk

Graz, Mai 2020

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen/Hilfsmittel nicht benutzt habe, und die den benutzten Quellen wörtlich und inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Das in TUGRAZonline hochgeladene Textdokument ist mit der vorliegenden Masterarbeit identisch.

01.05.2020

Datum

Göbner Tamara S.

Unterschrift

Die Eremitage als Minimalwohnkonzep

Wohnen in Eremitagen am Beispiel des Klosters

„Maria im Paradies“ in St.Veit im Pongau

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	17
2	Geschichte des Wohnens: kollektiv, individuell, minimal	21
	2.1 Was ist Wohnen?	23
	2.1.1 Bausteine des Wohnens	27
	2.2 Geschichte des weltlichen Wohnens	31
	2.2.1 Das „Ganze Haus“	31
	2.2.2 Das moderne Wohnen	34
	2.2.3 Wohnmodelle als Konstrukte	37
	2.2.4 Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit in der Moderne	37
	2.2.5 Wohnen in der Großstadt: Industrialisierung und Wohnungsfrage	39
	2.3 Lösungen für die Wohnungsfrage im 20. Jahrhundert	45
	2.4 CIAM 1929: „Die Wohnung für das Existenzminimum“	51
	2.5 Einraumwohnkonzepte der 1960er Jahre	55
	2.6 Minimaler Wohnraum oder: Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?	59
	2.7 Kollektives Wohnen - Geschichte und Entwicklung	63
	2.7.1 Wechselspiel zwischen öffentlich und privat	65
	2.7.2 Kollektive Wohntypen des 21. Jahrhunderts	65
	2.8 Wohntendenzen des 21. Jahrhunderts	73
	2.8.1 Wohnformen des 21. Jahrhunderts	74
3	Lebens- und Wohnformen im Kloster	79
	3.1 Was ist ein Kloster ?	81

	3.2 Geschichte des monastischen Wohnens	85
	3.2.1 Vorformen des klösterlichen Lebens	85
	3.2.2 Askese - Vollkommenheitsideal des Christentums	86
	3.2.3 Eremitentum und Anfänge im Orient: Leben in Höhlen und Zellen	86
	3.2.4 Zönobitentum - Leben im gemeinsamen Haus	89
	3.2.5 Abendländisches Mönchtum - Arbeit und Gebet	90
	3.2.6 Unterschiedliche Entwicklung des monastischen Lebens	91
4	Die Zelle: Klosterarchitektur und Wohnbau	97
	4.1 Der Begriff der Zelle	99
	4.2 Varianten von Zellen in der Architektur	105
	4.2.1 Klosterzelle	105
	4.2.2 Gefängniszelle	109
	4.2.3 Schiffskabine	115
	4.3 Die Klosterzelle und ihre Übersetzung in den modernen Wohnbau	117
	4.3.1 Le Corbusier und das Kloster von Ema	119
	4.3.2 Le Corbusiers Suche nach der Zelle im menschlichen Maßstab	121
	4.4 Le Corbusiers architektonische Umsetzung der „Minimalzelle“	125
	4.4.1 Die Unité d’Habitation in Marseille als kollektiver Wohnungstyp	131
	4.4.2 Das Kloster Sainte Marie de la Tourette	132
5	Das Kloster „Maria im Paradies“	139
	5.1 Matthias Mülitzer, der „Kloster-Architekt“	141
	5.2 Das Kloster „Maria im Paradies“ und seine Vorläufer	143
	5.2.1 Geografische Lage von St.Veit im Pongau	143
	5.2.2 Chronik der Marktgemeinde St.Veit im Pongau	145
	5.2.3 Von der Lungenheilstätte zum Kloster „Maria im Paradies“	147
	5.2.4 Die monastische Familie - „Die kleinen Schwestern von Bethlehem, der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno“	150
	5.2.5 Das erste Kloster des heiligen Brunos in der Chartreuse	153
	5.2.6 Vergleich der Gebäudestruktur einer Kartause mit jener eines zönobitischen sowie eines Kamadulenserklusters	157
	5.2.7 Charakteristische Strukturen eines Klosters von Bethlehem	159

	5.3 Die Architektur des Klosters „Maria im Paradies“	163
	5.3.1 Die Struktur des Klosters „Maria im Paradies“	163
6	Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“	169
	6.1 Die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“	171
	6.1.1 Entwurf der Eremitagen	173
	6.1.2 Interview mit einer im Kloster „Maria im Paradies“ lebenden Schwester zum Thema des Wohnens in einer Klosterzelle	175
	6.2 Charakteristikum einer Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“	179
	6.2.1 Mikroraum der Eremitage	181
	6.2.2 Makroraum der Eremitage	187
	6.3 Minimales Wohnen - Übersetzung der Eremitage in zeitgenössische Modelle einer Minimalwohnung	191
	6.3.1 Verbindung Le Corbusiers mit den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“	191
	6.3.2 Minimale Wohnkonzepte heute	198
7	Lernen von der Eremitage	207
8	Schluss	215
9	Glossar zu Religion und Kloster	219
10	Literaturverzeichnis	225
11	Abbildungsnachweis	235
12	Danksagung	239
13	Beilage	241
	13.1 Vollständiges Interview mit einer im Kloster „Maria im Paradies“ lebenden Schwester	243
	13.2 Ein fotografischer Rundgang durch das Kloster „Maria im Paradies“ und die dortigen Eremitagen	249
	13.3 Abstract	283

1

Einleitung

Das Kloster – zumindest jenes der kontemplativen Orden – wird als ein Ort verstanden, der dazu dient, sich aus der Alltagswelt zurückzuziehen, ein Ort der Ruhe und Besinnung. Das Leben im Kloster ist an feste Regeln gebunden und für ein „Leben in Gegenwart Gottes“ ausgerichtet. Es unterscheidet sich in vielen Aspekten vom weltlichen Leben und Wohnen. Dennoch ist es unabhängig davon eine Ansammlung von privaten und gemeinschaftlichen Bereichen, die ineinandergreifen und oftmals sogar miteinander verschmelzen. Klosterarchitektur ist ein organisches Zusammenfügen von einzelnen, abgeschlossenen Wohneinheiten zu einem Ganzen. Es ist ein gut funktionierendes System zwischen Individualität und Kollektivität trotz der Minimierung an privatem Raum und einer Restriktion der materiellen Güter.

„Die Zelle als Raumeinheit für den Lebensraum des Einzelnen - abgeschiedener Individualraum - jedoch immer spürbar als Teil einer Gemeinschaft.“¹

Le Corbusier

Im Jahr 1985 siedelten sich Schwestern des aus Frankreich stammenden Ordens „Familie von Bethlehem, der Aufnahme der Jungfrau in den Himmel und des heiligen Bruno“ auf der Kinderalm an, 1400 m über dem Meeresspiegel, in der Gemeinde St.Veit im Pongau, ungefähr 50 km südlich der Stadt Salzburg. Drei Almhütten mit Stall und einer Küche, der Restbestand einer ehemaligen Sommerheilstätte für lungenkranke Kinder, bildeten den ursprünglichen Baubestand des Klosters. Diese leerstehenden Gebäude wurden von den Schwestern und einigen freiwilligen Helfern zunächst adaptiert, um so erste klösterliche Lebensbedingungen zwar einfach, aber in Stille und Einsamkeit, zu ermöglichen. In den darauffolgenden Jahren konnte mit der Planung und dem Bau des Klosters auf der Kinderalm begonnen werden.

¹ Le Corbusier zit.n., Von der Kartäuserzelle zur modernen Minimalwohnung, Ausst.-Kat., München (Technische Universität München) 2009, 3.

Der Entwurf des Klosters wurde schrittweise aus einer im Jahr 1986 an der Akademie der bildenden Künste in Wien unter der Betreuung von Gustav Peichl erarbeiteten Diplomarbeit entwickelt. Der zunächst fiktive Entwurf des aus dem Nachbarort Goldegg stammenden Architekten Matthias Mülitzer war der Beginn eines schließlich über 30 Jahre andauernden Anpassungsprozesses von baulichen Strukturen an die speziellen Lebensgewohnheiten und Regeln des Ordens.²

Das Charakteristische am Kloster „Maria im Paradies“ ist eine räumliche Trennung in zwei Bereiche: Das „Untere Haus“, die ehemalige Sommerheilstätte, ist für die Öffentlichkeit zugänglich, während das „Obere Haus“, das Herzstück des Klosters, jenen Schwestern vorbehalten ist, die dort in strenger Klausur und Einsamkeit leben. Dieser Bereich des Klosters – im Speziellen die ca. 43 m² großen, individuellen Wohneinheiten der Monialen (Nonnen)³, Eremitagen genannt – dienen in dieser Masterarbeit als Untersuchungsfeld. Als architektonischer Terminus ist die Eremitage gleichzustellen mit dem gebräuchlichen Begriff der Zelle. Da für die Schwestern der monastischen Familie die im heutigen Sprachgebrauch häufige inadäquate Assoziation mit beispielsweise der Zelle in einem Gefängnis ausdrücklich vermieden werden soll, bezeichnen sie selbst ihre Wohneinheit ausnahmslos mit dem Begriff der Eremitage.

Mit dieser Arbeit wird am Beispiel des Klosters „Maria im Paradies“ die Frage gestellt, welche Aspekte und Sichtweisen die Eremitage als Wohntypologie eröffnet und inwieweit diese festgestellten Punkte in das weltliche Wohnen, primär in zeitgenössische Minimalwohnkonzepte, integriert werden können.

Die Einschätzung der gegenwärtigen Wohnformen und die derzeitige Situation der Gesellschaft ist nur eine Momentaufnahme und zukünftige Entwicklungen und Tendenzen sind schwer vorhersehbar.⁴ Dennoch zeigen sich heute Minimalwohnkonzepte wie sie schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts präsent waren und auch gegenwärtig im Kloster „Maria im Paradies“ umgesetzt sind, als zukunftsweisend.⁵

In der folgenden Arbeit werden in einem ersten Abschnitt die historischen, weltlichen und monastischen Dimensionen des Wohnens aufgezeigt.

In einem zweiten Teil stehen die Klosterzelle und ihre Übersetzung in den modernen Wohnbau im Zentrum. Dabei wird im Besonderen die Architektur Le Corbusiers und dessen vom Kartäuserkloster von Ema bei Florenz inspirierten Auffassung der „Wohnzelle“ untersucht, zumal für den Architekten des Klosters „Maria im Paradies“ die Auseinandersetzung mit Le Corbusier und dessen Wohnbau eine Inspiration für den Klosterentwurf war.

² Vgl. Mülitzer 2019, 7.

³ Moniale, Mehrzahl Monialen, ist das französische Wort für Nonne. Aufgrund des vermehrten negativen Wortgebrauches von Nonne wird versucht diese Bezeichnung durch Moniale zu ersetzen.

⁴ Vgl. Krebs 2007, 9.

⁵ Vgl. Jonuschat 2012, 10.

Im dritten Teil wird schließlich das Kloster „Maria im Paradies“, zentral die dortigen Einzeleremitagen, untersucht, um dadurch ein tieferes Verständnis für diese als Wohnräume zu entwickeln. Dazu werden Interviews und Gespräche mit den Schwestern von Betlehem sowie dem Architekten Matthias Mülitzer verarbeitet und Baudokumentationen und Entwurfszeichnungen analysiert. Erfragt werden soll zudem, wie die Monialen das Wohnen in den Eremitagen erleben. Besonders interessant ist hierbei ihre Auffassung und ihr Verständnis von Wohnen, welches ihre enge Verbindung zu Gott widerspiegelt.

Mit einer vertieften Auseinandersetzung auf raumanalytischer und plangrafischer Ebene soll das Thema Wohnen, insbesondere das minimale Wohnen, analysiert werden. Durch ergänzende, themenspezifische Pläne, Diagramme und Fotos soll in der Folge auf Verbindungen und Ähnlichkeiten zwischen den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ und dem zeitgenössischen Modell einer Minimalwohnung hingewiesen werden. Aspekte und Sichtweisen, die die Eremitage als Wohnraum eröffnet, sollen aufgezeigt werden, um als Ausgangspunkt für die Integration in das weltliche Wohnen zu dienen.

2

Geschichte des Wohnens: kollektiv, individuell, minimal

Zunächst erscheint weltliches und religiöses Wohnen als konträres Gegensatzpaar. Vor allem ist die Entscheidung, sich ein Leben im Kloster und damit dem religiösen Wohnen zuzuwenden, für die meisten Menschen eine unbegreifliche, ja nahezu unverständliche Entscheidung. Dennoch haben beide Wohn-formen Individualität und Gemeinschaft als

verbindende Elemente, ist der Ort, den man sein Zuhause nennt, und das, wie man wohnt, auch noch so unterschiedlich. In den nachfolgenden Kapiteln wird versucht, die Dimensionen des weltlichen und religiösen Wohnens aufzuzeigen, und verbindende wie auch übereinstimmende Elemente herauszufiltern.

2.1 Was ist Wohnen?

Wohnen, dessen Ursprung im alt- und mittelhochdeutschen Wort „Wonên“ liegt, ist etwas Individuelles. Jeder von uns hat andere Vorstellungen, Wünsche und Bedürfnisse vom Wohnen. Mit der Art, wie wir wohnen, äußern wir unseren Lebensstil und definieren uns als Mensch.⁷ Wohnen wird als eine selbstverständliche Tätigkeit verstanden, die heutzutage auch vielerseits dem Konsumzwang unterliegt, denn niemand von uns kann nicht Wohnen. Dementsprechend kann man sagen, dass das Wohnen als eine menschliche Notwendigkeit angesehen wird und zu unseren Grundbedürfnissen zählt. Nicht nur, weil wir physisch gesehen Wohnraum und somit ein Dach über dem Kopf benötigen, sondern weil Wohnen auch einem psychisch-emotionalen und sozialen Sinn unterliegt.⁸ Wohnen heißt „Zuhause“ sein. Es ist im Idealfall der Ort, an dem wir uns am wohlsten fühlen, ein Ort der Entfaltungsmöglichkeit, aber besonders ein Ort, der die Intimität und die Privatsphäre schützen soll.⁹ Viele assoziieren mit dem Begriff des Wohnens auch Wörter wie Kraft, Erinnerung, Kreativität, Entwicklung und Gefühl.¹⁰ Schon in früheren Zeiten wurde das Wort in

*„Die Art, wie du bist und ich bin,
die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind,
ist das Bauen, das Wohnen.“⁶*

Martin Heidegger

Verbindung mit Verweilen, Bleiben, Behaglichkeit und Geruhsamkeit gebracht. Besonders das Bleiben an einem Ort deutet auf eine auffallend enge Beziehung zu diesem hin.¹¹ Dieser Ort, egal ob Wohnung oder Haus, wird, nachdem wir ihn bezogen und uns eingelebt haben, binnen kürzester Zeit zu etwas *Gewohntem*. Er wird zu einem Ort, zu dem wir hingehen, den wir aber auch wieder verlassen. Wir richten die Räume unseres Zuhauses von Raum zu Raum ein und machen es so zu einem Ausgleichsort zur Außenwelt, zu etwas, das wir weniger bedenken, sondern vielmehr erleben. Obwohl unser Zuhause sich schnell zu einem Raum der Kontinuität entwickelt, ist es dennoch vielmehr ein atmosphärischer Raum der *Insistenz*.¹² Zwar erfüllt unser Zuhause vorwiegend einen meist praktischen Zweck, da die Gegenstände, mit denen wir es einrichten, unseren Alltag unterstützen, und obwohl es ein Ort ist, an dem wir unser alltägliches Leben bewältigen, ist und bleibt unser Zuhause ein Gefühlsraum. Es ist ein Ort, an dem wir uns wohlfühlen, den wir spüren und mit dem wir emotional fest verbunden sind, ein Raum der Ausdruck unseres Lebens ist.¹³

⁶ Heidegger 2014, 11.

⁷ Vgl. Schittich: Einleitung, in: Detail 2012, 4.

⁸ Vgl. Schmid u.a. 2019, 11.

⁹ Vgl. Schittich: Einleitung, in: Detail 2012, 4.

¹⁰ Vgl. Seidl/Gumplmaier 2014, 1.

¹¹ Vgl. Flade 2006, 13.

¹² Hasse 2009, 14. Insistenz leitet sich vom lateinischen Verb *insistere* ab. Synonyme sind beispielsweise die Beharrlichkeit oder die Hartnäckigkeit.

¹³ Vgl. ebda., 13-14.

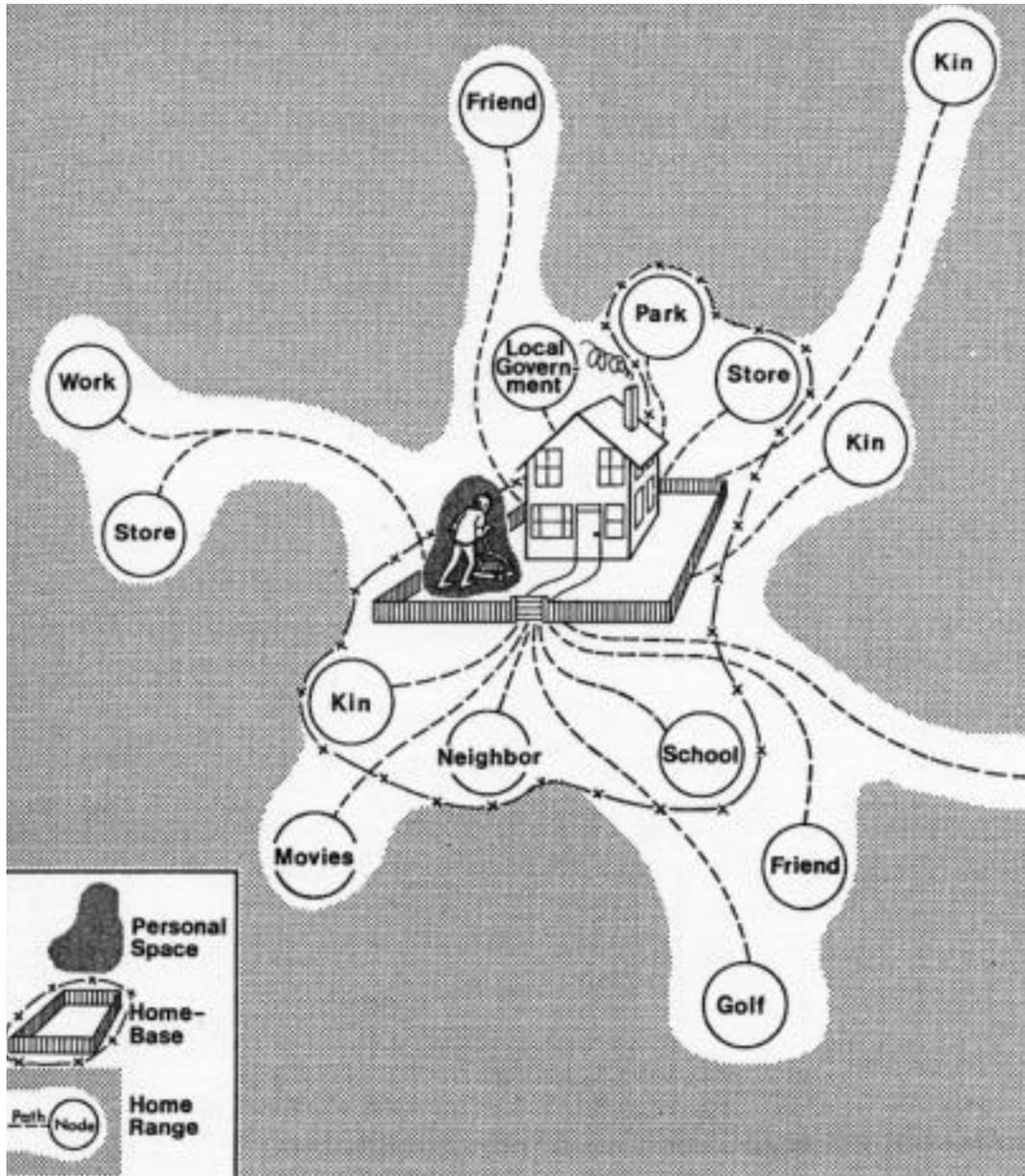


Abb.01: Schematische Darstellung der in sich gegliederten Wohnumwelt eines Individuums und der damit verbundenen Einflüsse, die auf das Zuhause einwirken. Innerhalb dieser Wohnumwelt unterscheidet man abermals zwischen privaten, halböffentlichen und öffentlichen Zonen. (aus:Porteous, 1977)

Jede Form des Wohnens ist auch eine Art der Selbstdarstellung und Ausdruck eines Lebensgefühls und einer Lebensweise. Die Wahl des Wohnortes, die Umgebung, der Grundriss, die Geometrie, die Ausrichtung, die Einrichtung, die Farbe, die Möbel und die Dekoration werden nach dem Geschmack und den Vorlieben der Bewohner ausgewählt und haben gleichzeitig auch Einfluss auf deren Befindlichkeiten. Der Standort der Wohnung, wie auch dessen räumliche Atmosphäre, die Flächen- und Nutzungsoptionen zählen heute oftmals zu den ausschlaggebenden Kriterien bei der Wohnungswahl, da gerade sie sinnbildlich für eine bestimmte Lebensart und Wohnweise stehen. Dementsprechend kann Wohnen als ein Medium angesehen werden, durch das ein kulturelles Milieu wie auch der individuelle Lebensstil repräsentiert wird. Trotz alledem steht beim Wohnen immer noch der Faktor der Existenzhaltung an erster Stelle.¹⁴

Hartmut Häußermann und Walter Siegel, beides Soziologen, definieren das Wohnen mit vier Merkmalen: die funktionale Bedeutung des Wohnens, die soziale Einheit des Wohnens, ihre sozialpsychologische Bedeutung sowie die rechtlich-ökonomische Verfügung hinsichtlich der Wohnung.¹⁵

Wie die Kleidung repräsentiert sich die Wohnung und das Haus auch nach außen hin, auf Nachbarn, Besucher und Vorbeigehende.¹⁶ Der Philosoph Martin Heidegger bezeichnet den Begriff des Wohnens in seinem Buch „Was heißt Denken?“¹⁷ aus dem Jahr 1952 als eine Selbstbeziehung des Menschen, der der Mensch im Wohnen Gestalt gibt. Wohnen ist nach Heidegger die selbstreferentielle Verarbeitung des eigenen Lebens an Orten, wo der

Mensch vorübergehend oder dauerhaft verwurzelt ist.

Im Wohnen kommt ebenso ein anthropologischer Zug des Lebens zur Wirkung, der sich von anderen Formen der Raumaufnahme unterscheidet. Der Mensch wohnt in unterschiedlichen räumlichen Maßstäben. Wohnen erstreckt sich über mehrere verschiedene Ebenen, von der Wohnung oder dem Haus samt dessen näherem Umfeld, beispielsweise dem Garten, bis über den Stadtteil, über die ganze Stadt, über das Land und letztlich bis über die Erde. Alle diese Orte werden von uns Menschen auf eine eigene spezifische Weise gestaltet und stehen in Verbindung miteinander.

Beispielsweise befinden sich in der Wohnung oder dem Haus Dinge, die mit unserem Leben am engsten verknüpft sind. Diese Räume sind durch symbolisch gelebte und erlebte Überlagerung gekennzeichnet. Im näheren Umkreis der Wohnung und des Hauses hingegen befinden sich die Dinge des täglichen Lebens, mit denen wir Erinnerungen und meist alltägliche, vergangene Situationen verbinden. Es sind Erinnerungen und Situationen, die uns auf distanzierte Weise vertraut sind. Dagegen ist die Umgebung ein öffentlicher Raum, der auch von anderen in Anspruch genommen wird und dabei durch deren individuelle Spuren gekennzeichnet wird.¹⁸ Dort, wo die Wohnung und das Haus durch Wände und Mauern eindeutig begrenzt sind, ist eine Unterteilung und Abgrenzung der Wohnumgebung meist weniger deutlich erkennbar, wobei dies natürlich abhängig vom Gebäude- und Siedlungstyp ist.¹⁹ Deshalb muss Wohnen auch über die Grenzen des Wohnraumes hinaus gedacht werden, denn erst dadurch bekommt das Wohnen, laut Heidegger, auch einen existenziellen, räumlichen

¹⁴ Vgl. Schmid u.a. 2019, 11.

¹⁵ Vgl. Häußermann/ Siegel 2000, 15.

¹⁶ Vgl. Seidl/Gumplmaier 2014, 11.

¹⁷ Vgl. Heidegger 1954, 59-96. Hasse 2009, 13.

¹⁸ Vgl. Hasse 2009, 13-27.

¹⁹ Vgl. Flade 2006, 14.

Charakter und wird zum Gestaltungselement der Erde.²⁰

Auch innerhalb der Wohnung oder des Hauses differenziert sich Wohnen in verschiedene Bereiche wie Schlafen, Kochen, Essen und die Hygiene. Somit ist Wohnen etwas Alltägliches, aber keineswegs etwas Nebensächliches. Meist finden gleichzeitige teils komplett unterschiedliche Abläufe statt, wodurch es nicht immer möglich ist, verschiedene Interessen und Funktionen kompromisslos zu verbinden. Es steht auch immer im Zusammenhang mit einer stets voranschreitenden persönlichen Veränderung, die besonders in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungen, die wir als Mensch durchlaufen, sichtbar wird. Die Lebensabschnitte wie Kindheit, Jugendzeit, Ausbildungszeit, Erwerbstätigkeit, Familienplanung und das Rentenalter bringen in der Regel wechselnde Bedürfnisse und Veränderungen des Wohnumfeldes mit sich. Bei der Wohnsituation, wo und wie wir wohnen, wird versucht, sich diesen Veränderungen anzupassen, wobei die Möglichkeiten einer Veränderung dennoch begrenzt sind. Einfacher für viele ist es deshalb, den Wohnort zu wechseln, als die aktuelle Wohnsituation den neuen Bedürfnissen entsprechend um-, an- oder auszubauen. Wohnmöglichkeiten wie Häuser oder Wohnungen gibt es für alle Lebenslagen und Einkommensverhältnisse, was es jedoch trotzdem nicht vereinfacht, die passende Wohnsituation zu finden.²¹

Zum Thema „Wohnen“ existieren zahlreiche Studien, die sich mit Wohnstandards, Entwicklungen und Trends befassen, die Bedürfnisse der Menschen analysieren und miteinander vergleichen. Durch diese Analysen und Vergleiche wurde es möglich, zweckmäßig wie auch angenehmer zu bauen, und ein bewussteres Wohnen zu ermöglichen. Mit den Bedürfnissen veränderten sich mit den Jahren auch die Trends im Wohnbau. War vor 50 Jahren noch der offene Grundriss eine Innovation, so treten heute Konzepte des „Durchwohnens“ in der Vertikalen in den Vordergrund. Grundrissgrößen, die früher ausreichend waren, die heute als zu klein beurteilt. Außerdem sind die Faktoren des globalen und demographischen Wandels unserer Gesellschaft Aspekte, welche zur Veränderung der Wohnformen beitragen. Seltener als früher lebt heute die klassische Großfamilie unter einem Dach zusammen. Vielmehr grenzen einander individuelle Interessengruppen ab, um sich mit neuen Wohnvorstellungen zusammenzuschließen. Außerdem nimmt der äußere Freiraum an Bedeutung zu, besonders in den Städten, wo Menschen auf engstem Raum nebeneinander leben. Es ist heutzutage deshalb umso wichtiger, dass Planer Konzepte entwickeln, die den Bedürfnissen der Menschen nach einem ausgewogenen Maß an individuellem Raum und gemeinschaftlich genutzten Zonen entsprechen.²²

²⁰ Vgl. Hasse 2009, 24.

²¹ Vgl. Krebs 2007, 9.

²² Vgl. Schittich: Einleitung, in: Detail 2012, 4.

2.1.1 Bausteine des Wohnens

Abhängig von diesen individuellen Bedürfnissen und den allgemeinen Anforderungen lässt sich nach Jan Krebs (2007) das Wohnen in verschiedene Bausteine differenzieren.²³

Schlafen

Das Schlafen gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen, und nicht zuletzt hat die Qualität der Umgebung Auswirkungen auf unseren Schlaf. Der Ort, an dem wir schlafen, dient in erster Linie der Ruhe und Erholung, weshalb dieser Bereich monofunktional genutzt wird und von anderen Bereichen deutlich getrennt werden muss. Dennoch besteht die Möglichkeit, den Schlafbereich über seine Hauptfunktion hinaus mit zusätzlichen Nutzungen, wie einer individuellen Fläche für Arbeits- oder Freizeitnutzung, zu erweitern. Somit wird der Schlafbereich abhängig von der Tageszeit ein allgemeiner Ort der Intimsphäre und der privaten Zweckbestimmung.

Kochen

Das individuelle Kochen hat in den vergangenen Jahren enorm an Bedeutung verloren. Für den Einzelnen ist es nicht mehr notwendig, sich das Essen selbst zuzubereiten, aufgrund der großen Auswahl an Fertiggerichten wie auch dem Angebot an Lieferservices. In der Regel bleibt die Küche dennoch einer der zentralsten Bereiche innerhalb der Wohneinheit. Ihr kann, abhängig von Wohnkonzepten und den Bedürfnissen der Bewohner, unterschiedlicher Flächenbedarf zugeordnet werden, als Kochnische, Arbeitsküche oder Wohnküche.

Essen

Keine andere gesellschaftliche Handlung wird traditionell so kultiviert wie das Essen. Es wird zu besonderen Anlässen zelebriert und lokaltypische Gerichte definieren regionales und nationales Selbstbewusstsein. Besonders im Familien- und Freundeskreis werden Ereignisse durch ein festliches Essen Zuhause oder im Restaurant gekrönt. Umso unverständlicher erscheint es, dass im alltäglichen Leben dem Frühstück, Mittagessen und Abendessen nicht viel Zeit gewidmet wird, weshalb die Größe und Lage des Essbereiches innerhalb der Wohneinheiten stark von den individuellen Ansprüchen der Bewohner abhängig gemacht wird. Über die Funktion des Essens hinaus nimmt der Essbereich eine wichtige Rolle als täglicher Treffpunkt für die Bewohner ein.

Arbeiten

Der Stellenwert der Arbeit gewinnt immer mehr an Bedeutung und bestimmt mittlerweile unseren Lebensrhythmus, das Lebensumfeld, die soziale Stellung in der Gesellschaft und nicht zuletzt beeinflusst sie auch unsere Wohnsituation. In materieller Hinsicht bestimmt die Arbeit den uns zur Verfügung stehenden finanziellen Spielraum, definiert aber auch funktional den Arbeitsbereich innerhalb der Wohneinheit. Die verschiedenen

²³ Vgl. Krebs 2007, 29-52.

Arbeitstätigkeiten bringen besondere Anforderungen mit sich, darum werden innerhalb der Wohnung der Schlafraum, der Esstisch oder auch das Wohnzimmer- sofa zu temporären Arbeitsplätzen umfunktioniert.

Hygiene

Hygiene, besonders die Körperhygiene, drückt sich in verschiedenen Formen aus. Es ist unbedeutend, wie die individuellen Rituale bei der Hygiene aussehen, sie sind in jedem Fall lebenswichtig und gesundheitserhaltend. Die notwendige Infrastruktur macht aus dem Badezimmer im Regelfall einen spezifischen Funktionsbereich innerhalb einer Wohnung, weshalb es nur schwer den unterschiedlichen Bedürfnissen verschiedener Nutzer angepasst werden kann.

Verkehrsbereiche

Verkehrsbereiche wie das Treppenhaus oder die Gänge erschließen die einzelnen Nutzbereiche innerhalb der Wohneinheit und bilden und erzeugen Pufferzonen. Durch Lage und Volumen können diese Wege innerhalb der Wohneinheit den Raumeindruck sowie die Wohnqualität beeinflussen.

Stauraum

Der Mensch benötigt im Alltag eine Vielzahl an Gegenständen, sei es als Gebrauchsgegenstände oder persönliche Erinnerungsstücke. Manche davon sind für den täglichen Gebrauch bestimmt und werden funktional verstaut, andere hingegen haben ausschließlich

dekorative Bedeutung und sollen nur gesehen werden. Sie machen die Wohnung oft zu einem Sammelsurium verschiedener Objekte und gleichzeitig zu einer Art Museum oder Schauraum, welches die Persönlichkeit der Bewohner widerspiegelt und präsentiert. Inzwischen lässt sich eine Tendenz in Richtung Reduktion des Hausrates feststellen (Minimalismus).

Freizeit

Vielerlei Freizeitaktivitäten werden vermehrt in externen, geschlossenen Räumen ausgeübt (Fitnessstudio, Sprachschulen, Tanzstudio, u.Ä.) und die Wohnung wird daher im Allgemeinen als ein Ort der Erholung und Entspannung betrachtet. Durch die Einbindung des Außenraumes in die Wohneinheit können Freizeitaktivitäten integriert werden. Meist wird das Wohnzimmer als Wohnungs- und Lebensmittelpunkt gesehen, den auch Besucher nutzen können. Dadurch wird das Wohnzimmer zu einem eher extrovertierten Bereich.

Die oben aufgelisteten Bausteine des Wohnens wie auch die weltweit verschiedenen Wohnformen sind alles Elemente, die das Wohnen und die Art, wie wir wohnen, bestimmen und bestimmt haben. Dennoch bleibt immer noch der Mensch der Maßstab für alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklungen des Wohnens. Dies macht auch ein Rückblick auf die Geschichte des Wohnens deutlich.²⁴

²⁴ Vgl. ebda., 9-11.

2.2 Geschichte des weltlichen Wohnens

„Ich habe eine große Wahrheit entdeckt, zu wissen, dass die Menschen wohnen, und dass sich der Sinn der Dinge für sie wandelt, je nach dem Sinn des Hauses.“²⁵

Antoine de Saint Exupery

Die Entwicklungen der Wohnstruktur und die damit verbundene Veränderung des architektonischen Erscheinungsbildes vom Wohnen unterlagen einem ständigen Wandel, der nicht nur durch allgemeine oder regionale Bedingungen, sondern auch durch gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen hervorgerufen wurde. Der Umbruch innerhalb der Familienstruktur, die Veränderungen der Arbeitsteilung und der Herrschaftsorganisationen sowie der Umbruch der Geschlechterverhältnisse und Charakterstudien sind alles Faktoren, welche auf die Entwicklung des „Wie man wohnt“, verweisen.²⁶

2.2.1 Das „Ganze Haus“

Eine Grundlage für die Analyse dieses Themas bietet im Folgenden die von Jürgen Reulecke verfasste Buchreihe „Geschichte des Wohnens“ aus dem Jahr 1997. Obwohl es sich hierbei um ältere Literatur handelt, ist sie im heutigen Architekturdiskurs immer noch ein aktuelles Nachschlagewerk.

„Das Haus (Oikos) ist also ein Ganzes, das auf der Ungleichartigkeit seiner Glieder beruht, die durch den leitenden Geist des Herrn zu einer Einheit werden.“²⁷

Als das „Ganze Haus“ wird das vormoderne Wohnen ab dem 15. Jahrhundert bezeichnet, das eine besondere Form des Zusammenlebens definiert. Dem zugrunde liegt das griechische Wort „oikos“, das ein Haus oder eine Wirtschaftsgemeinschaft bezeichnet. Diese Form des Zusammenlebens ist geprägt von einer Wohnweise ohne jegliche Privatheit und Differenzierung von Arbeit und Leben. Nicht die Familie, sondern vielmehr das Haus, beziehungsweise die Hausgemeinschaft, bildet die zentrale Lebensordnung der Gesellschaft, da sich der uns geläufige Begriff der Familie erst im 18. Jahrhundert entwickelte.²⁸ Zeitlich lässt sich der Begriff das „Ganze Haus“ bis ins 18. frühe 19. Jahrhundert einordnen.

Prägend für den Begriff das „Ganze Haus“ war der deutsche Kunsthistoriker Wilhelm Heinrich Riehl. Er beschreibt den Begriff als eine sozialromantische Struktur, in der sich Hausangestellte freiwillig der Autorität und der damit verbundenen Strafgewalt des

²⁵ Antoine de Saint Exupery, zit.n. Seidl/Gumplmaier 2014, 17.

²⁶ Vgl. Aries/Duby 2000, 11-13.

²⁷ Otto Brunner, zit.n. Bergmann 2006, 1.

²⁸ Vgl. Glas 2016, 2.



Abb.02: Das Ölgemälde Flämische Haushaltung von Maerten van Cleve um 1555/60 zeigt das gemeinschaftliches Wohnen unter einem Dach, teils sogar in einem Raum zusammen, von mehreren Generationen einer Familie sowie dem Dienstpersonal und/oder Angestellten. Fehlen von Privatheit und der Differenzierung von Arbeit und Leben.

Hausherren - „pater familias“²⁹ - unterordnen und sich durch Arbeits- und Versorgungsverhältnisse auf Lebzeiten an das Haus binden. 1956 bezeichnete der österreichische Sozialhistoriker Otto Brunner dieses Konzept des Wohnens als ein Modell der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hausgemeinschaft. In seiner Definition dieser patriarchalischen Struktur orientiert er sich an dem Konzept von Riehl, adaptiert dieses jedoch.³⁰ Entsprechend seiner Definition des Begriffes, welche er im Aufsatz „Die alteuropäische Ökonomik“³¹ aus dem Jahr 1950 darlegte, leben eine Familie, bestehend aus Eltern und Kindern sowie Großeltern, auch nichtverwandten, unverheiratetem und kinderlosem Dienstpersonal wie Knechte, Mägde, Gesellen und Lehrlinge unter einem Dach oder häufig auch nur in einem Raum zusammen. Räume innerhalb des Hauses wurden aufgeteilt, um in ihnen zu schlafen, zu essen sowie zu arbeiten, was an ökonomische und juristische Bedingungen geknüpft und nach Region variabel war.³² Im Grunde waren alle Räume, mit Ausnahme eines gesonderten, meist beheizten Küchenbereiches, Allzweckräume. Innerhalb des Hauses gab es meist keinen Flur, wodurch alle Räume als Durchgangszimmer fungierten und man beim Durchqueren eines Raumes automatisch am Leben der sich dort aufhaltenden Personen teilnahm. Durch das Fehlen an Privatheit, Individualität und Intimität entwickelte sich auch innerhalb der Hausgemeinschaft eine Art von Vertrautheit. Raum für Privatheit gab es oft nur an Plätzen außerhalb des Hauses.³³

Bei der Gesellschaftsschicht der Bauern umfasste das „Ganze Haus“ neben dem Wohnbereich auch die Landwirtschaft samt den Stallungen, bei Handwerkern auch die Werkstatt, bei Kaufleuten den Speicher oder das Warenlager und bei der adeligen Gesellschaft auch sämtliche in ihrem Besitz stehenden Wirtschaftsgebäude.

Als Haushaltsvorstand galt der verheiratete, patriarchalische Hausherr, der als Einziger als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft angesehen wurde. Dies galt sowohl für Bauern, Handwerker, Kaufmänner und auch Adelige.³⁴ Der Schutz der Hausgemeinschaft gegen die Natur, gegen bedrohliche Tiere sowie gegen sonstige Ereignisse zählte ebenso wie die soziale Verpflichtung, Versorgung und Verpflegung von älteren, kranken oder arbeitsunfähigen Menschen zu den essenziellen Aufgaben des Hausvorstandes. Alle für den Lebensunterhalt notwendigen Güter wurden selbst produziert, was die Hausgemeinschaft wirtschaftlich autark machte.³⁵

Das „Ganze Haus“ bildete bis teils ins 19. Jahrhundert sowohl im städtischen, handwerklichen und kaufmännischen Bereich wie auch im ländlichen und bäuerlichen eine Einheit von Wohnen und Arbeiten, von Produktion und Konsum.³⁶ Durch den Wandel der häuslichen Arbeitsverhältnisse in eine Trennung von Arbeit und Wohnen sowie durch den damit verbundenen Verlust der Autorität des Hausherrn, begann laut Riehl schließlich der Zerfall des „Ganzen Hauses“.³⁷

²⁹ Bergmann 2006, 1.

³⁰ Vgl. ebda., 2006, 1-2.

³¹ Im Jahr 1956 wurde der Aufsatz als Teil der Aufsatzsammlung „Neue Wege der Sozialgeschichte“ von Otto Brunner publiziert, bevor dieser 1968 mit dem geänderten Titel „Das ‚Ganze Haus‘ und die alteuropäische ‚Ökonomik‘“ neu veröffentlicht wurde.

³² Vgl. Brunner 1980, 103-127.

³³ Vgl. Espinoza o. J., 2-3.

³⁴ Vgl. Anita Winkler: Wie ein König und Fürst. Hausherrschaften, <https://www.habsburger.net/de/kapitel/wie-ein-koenig-und-fuerst-hausherrschaften>, 02.01.2020.

³⁵ Vgl. Glas 2016, 2.

³⁶ Vgl. Alfred Zanegger: Ganzes Haus, 11.08.2005, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D25617.php>, 16.11.2019.

³⁷ Vgl. Bergmann 2006, 2.

Kritik am Modell des „Ganzen Hauses“

Sowohl für Wilhelm Heinrich Riehl wie auch für Otto Brunner war das „Ganze Haus“ ein Konzept des friedlichen und harmonischen Zusammenlebens mehrerer Generationen an einem Ort, vielmehr unter einem Dach, untergeordnet unter die patriarchalische Autorität des Hausherrn. Zunächst wurde dieses Konzept des Zusammenlebens ohne Kritikpunkte akzeptiert, inzwischen aber gilt das „Ganze Haus“ als wissenschaftlich umstritten.³⁸ Soziologische Theorien über die historische Entwicklung von Familienstrukturen gehen davon aus, dass dieses Konzept, so wie es von Riehl und Brunner beschrieben wird, eine relative Seltenheit darstellte.³⁹ Die deutsche Historikerin Claudia Opitz-Belakhal nennt in ihrem Aufsatz „Neue Wege in der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ‚Ganzen Hauses‘“ in der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft.“ (1994) einige Kritikpunkte an dem Konzept. Der Hauptkritikpunkt am Konzept laut Opitz-Belakhal ist, dass das „Ganze Haus“ die vormoderne, alteuropäische Familie zu einem romantischen Gegenbild der Moderne erklärt und dadurch autoritäre, vordemokratische und patriarchalische Ideale kommuniziert, die in dieser Art und Weise nur eine Annahme, aber nicht belegbar sind. Nach Opitz-Belakhal war das „Ganze Haus“ auch keine absolute patriarchalische Herrschaft des Hausherrn, vielmehr übte auch die Ehefrau, - die Hausmutter, - Herrschaft aus und handelte in Bereichen des Haushaltes autonom. Ihr Handeln war maßgeblich für die Hausgemeinschaft, wodurch sie vielmehr eine Partnerin als eine Untergebene des Hausherrn verkörperte. Auch das regulierende Eingreifen der

Kirche und der weltlichen Obrigkeit in Entscheidungen der Hausgemeinschaft war nach Opitz-Belakhal keine Seltenheit. Es lässt sich erkennen, dass das „Ganze Haus“ als patriarchalisches System, wie es von Riehl und Brunner beschrieben wird, einer Annahme, nicht aber einem sozialwissenschaftlichen, sicher nachweisbaren Grundkonzept entspricht.⁴⁰

2.2.2 Das moderne Wohnen

Ein tief greifender Wandel des Wohnens etablierte sich ab dem 19. Jahrhundert als das Konzept des „modernen Wohnens“. Der Übergang vom „Ganzen Haus“ zum „modernen Wohnen“ vollzog sich in mehreren Phasen, wobei eine zeitliche Entwicklung regional abhängig vom gesellschaftlichen Stand und von der jeweiligen Branche war. Bei der Berufssparte der Bäcker beispielsweise war aufgrund der Nachtarbeit dieser Übergang zeitlich später als etwa bei der Berufssparte der Tischler oder der Schlosser.⁴¹

Das „moderne Wohnen“ beschreibt ein klares räumliches Eingrenzen wie auch Ausgrenzen von Funktionen und Personen aus dem Haushalt und eine Separation und Zuordnung von Tätigkeiten in spezialisierten Räumen. Die zwei Generationen Kernfamilie, die sich aus einem verheirateten Ehepaar und ihren Kindern zusammensetzt, grenzen nun weitere Verwandte und Nichtverwandte wie auch Gesellen, Dienstboten, Mägde und Knechte aus der Wohngemeinschaft aus.

Mit der Veränderung der Arbeitswelt durch das Aufkommen der Industrialisierung wird im „modernen Wohnen“ der Beruf nun außerhalb der familiären vier Wände, in Geschäften und Betrieben ausgeübt.

³⁸ Vgl. Glas 2016, 22.

³⁹ Vgl. Bergmann 2006, 3.

⁴⁰ Vgl. Barbara Stollberg-Rilinger: Soziale Ordnung, 2003, https://www.uni-muenster.de/FNZ-Online/sozialeOrdnung/haus_familie/unterpunkte/ganzes_haus.htm, 06.01.2020.

⁴¹ Vgl. van Saldern 1997, 145-147.

Bestimmte Ereignisse wie die Geburt, die Krankheit und der Tod werden in eigene, für das Ereignis konzipierte Orte ausgelagert. Andere Tätigkeiten wiederum, wie das Vergnügen und die Gemeinschaft, werden wieder aus dem öffentlichen Raum in den Wohnbereich zurückgedrängt. Durch die Weiterentwicklung, das damit verbundene, vermehrte Verkehrsaufkommen und durch die entstehende Raumnot als Ergebnis der Verstädterung war für solche Tätigkeiten außerhalb der vier Wänden nun kein Platz mehr.⁴²

Gleichzeitig verliert die Hausarbeit, die Versorgung der Hausbewohner mit elementaren Gütern durch die Veränderung der ökonomischen Gegebenheiten immer mehr ihre Bedeutung. Die autarke Vorratswirtschaft, wie sie kennzeichnend für das „Ganze Haus“ war, wird durch die Versorgung mit Konsumgütern abgelöst.⁴³

Wohnen der bürgerlichen Gesellschaft

Durch diese Veränderung wird es möglich, dass sich die Räume innerhalb des Hauses vorrangig zu Wohnräumen der Kernfamilie entwickeln. Diesen Räumen werden nun individuelle Tätigkeiten zugeordnet, wodurch die uns gebräuchlichen Räume, wie zum Beispiel die Küche, das Wohnzimmer und das Badezimmer entstehen konnten. Es werden nun auch separate Räume für die einzelnen Bewohner, Eltern und Kinder, geschaffen.⁴⁴

Vor allem in den Bürgerhäusern und in der oberen

Gesellschaftsschicht erfolgt zunehmend eine Trennung und Ausgrenzung des verbleibenden Dienst- und Arbeitspersonals vom Leben der Kernfamilie. Das Personal speist, schläft und verweilt nun vorwiegend in eigenen, dem Personal zugewiesenen Räumen, um so den Kontakt zu den Hausbewohnern auf das Nötigste zu reduzieren.⁴⁵

Wohnen der ärmeren Gesellschaftsschicht

Mit der Auflösung des „Ganzen Hauses“ wurde es schließlich auch dem Gesinde und anderem Dienstpersonal möglich, kleine familiäre Lebensformen zu bilden, wobei meist aufgrund von Armut und einer Verdrängung vom Wohnungsmarkt nur das „Wohnen ohne eigene Wohnung“ blieb.

Die positiven Faktoren, wie der Anstieg des Einkommens und die bessere Wohnungsversorgung im 19. Jahrhundert, machte es damit schließlich auch dem bis dahin als Schlafburschen (Bettgeher) und Untermieter lebenden Gesinde möglich, sich eine kleine, private Wohnung zu finanzieren.⁴⁶ In diesen Kleinstwohnungen, die zum Teil nur Platz für ein Bett boten, bewahrten die Bewohner ihr gesamtes Hab und Gut auf, das gewöhnlich aus nur einer Truhe bestand. Gleichzeitig boten ihnen diese Behausungen, die sich im Dachgeschoss von Häusern, in Hofgalerien oder in anderen abgelegenen Kleinräumen befanden, den ersten eigenen „privaten“ Wohnbereich.⁴⁷

⁴² Vgl. Häusermann/Siegel 2000, 22-24.

⁴³ Vgl. Korff 1979, 38.

⁴⁴ Vgl. Häusermann/Siegel 2000, 22-24.

⁴⁵ Vgl. Espinoza o. J., 4-5.

⁴⁶ Vgl. Häusermann/Siegel 2000, 29-31.

⁴⁷ Vgl. Schulte 1996, 15.

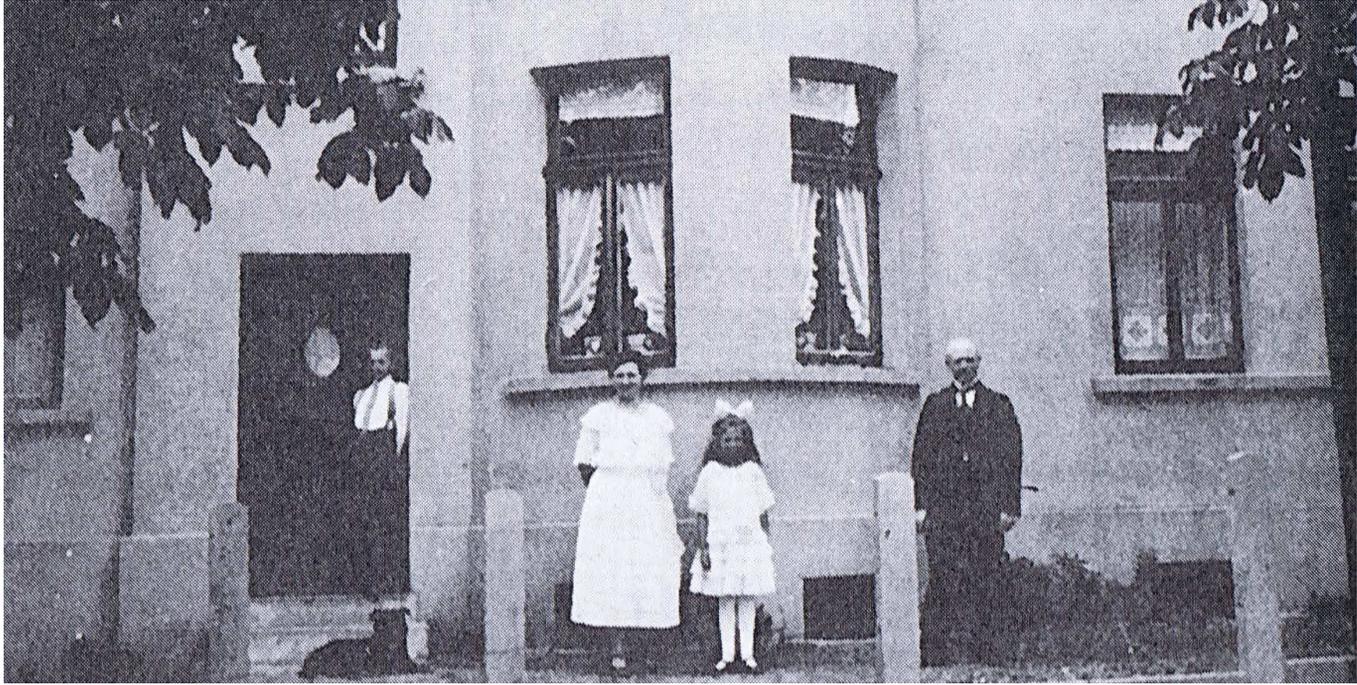


Abb.03: Klare räumliche Eingrenzung wie Ausgrenzung von Funktionen und Personen aus dem Haushalt, die zwei-Generationen Kernfamilie entsteht. Separation und Zuordnung von Tätigkeiten in spezialisierten Räumen innerhalb und außerhalb des Hauses.

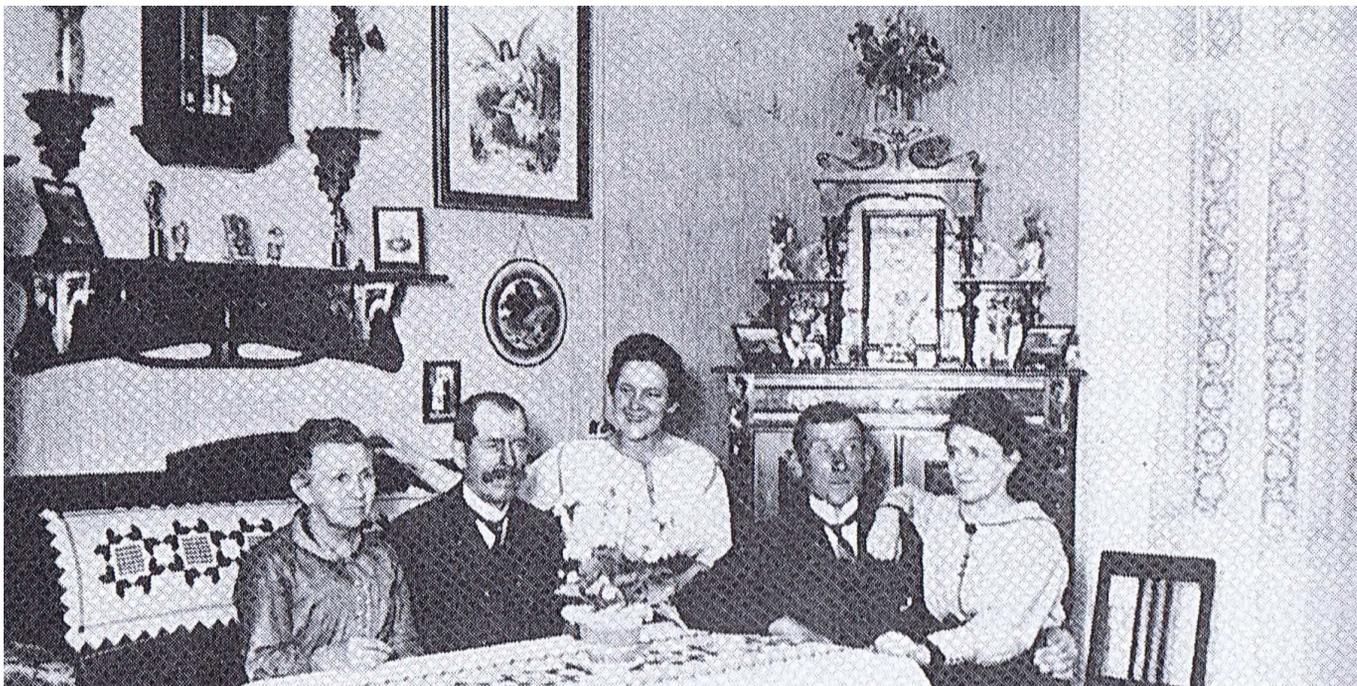


Abb.04: Die Wohnung um 1900 wird zum „trauten Heim“, dem emotionalen Lebensmittelpunkt der Familie. Das Wohnzimmer die „gute Stube“ entwickelt sich zum Zentrum der bürgerlichen Wohnung, Es ist ein Raum für Geselligkeit, Repräsentation aber vorrangig ein Raum für die Freizeit.

2.2.3 Wohnmodelle als Konstrukte

Die Gegenüberstellung dieser beiden Wohnformen - das Wohnen im „Ganzen Haus“ und das „moderne Wohnen“ - lässt erkennen, dass sich zwar die Art, wie gewohnt wird, differenziert, aber auch eine zeitliche Überlappung der beiden Wohnformen erkennbar ist. Ansätze des „modernen Wohnens“ zeigen sich in den bürgerlichen Städten bereits im 16. Jahrhundert, wobei in einem bäuerlichen Haushalt die Wohnform des „Ganzen Hauses“ noch teilweise sogar bis ins 19. Jahrhundert präsent war.

Die Geschichte des Wohnens ist ambivalent und widersprüchlich. Sie beinhaltet räumliche Ausgrenzung wie auch Eingrenzung. Riehl und Brunners Begriff des „Ganzen Hauses“ wie auch der Begriff des „modernen Wohnens“ sind beides idealistische Konstrukte, die dazu dienen sollen, Grundlinien des Wandels der Wohnweisen herauszufiltern. Es sind Grundlinien einer Trennung von Wohnen und Arbeiten, wie auch der Ausgrenzung von Personen und der Polarisierung von Öffentlichkeit und Privatheit, sowie die daraus sich entwickelnde Situation des Wohnungsmarktes.⁴⁸

2.2.4 Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit in der Moderne

Mit dem Aufkommen der Kernfamilie als Standardwohnform entwickelt sich der wohl charakteristischste Prozess des „modernen Wohnens“. Die Wohnung wird nun als ein Ort der Intimität, als ein Ort der

Trennung von öffentlich und privat, angesehen. Die Vorstellung, dass sich die Wohnung zum „trauten Heim“ und somit dem emotionalen Lebensmittelpunkt der Familie entwickelt, führte zu der Anschauung, dass die Wohnung nun eine Insel der vollständigen Privatheit und intimer Geborgenheit ist.⁴⁹ Es konnten sich nun neue Wohngrundrisse ergeben, die Intimität innerhalb der Wohnung schufen, um so die Entfaltung der bürgerlichen Privatsphäre zu ermöglichen. Aktivitäten, welche mit Scham- und Peinlichkeitsempfinden eng verknüpft waren, konnten die Bewohner in separaten Räumen ausüben, um sich in ihrer Emotionalität und Körperlichkeit frei vom Blick der Öffentlichkeit zu entfalten.⁵⁰

Jener Wandel innerhalb der räumlichen Organisation brachte auch eine Veränderung innerhalb des Beziehungsgefüges mit sich. Innerhalb der Wohnung und des Hauses entstanden gesonderte Erschließungen wie das Treppenhaus oder der Flur, wodurch Räume, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, getrennt von den Privaträumen angeordnet waren.⁵¹ Mit der Auflösung der bis dahin vorherrschenden Allzweckräume, zunächst in den Wohnhäusern der oberen Schicht der Gesellschaft, wurde nun eine differenzierte Raumaufteilung möglich.⁵²

Als „Privat“ galt nun alles, was von der Öffentlichkeit abgeschirmt und nicht für jedermann jederzeit zugänglich war. Im Besonderen das Schlafzimmer erlebte die größte Veränderung. Es wurde vom gesellschaftlichen Mittelpunkt zum geschüttesten Intimbereich. „In der räumlichen Organisation des allen Blicken - auch denen der eigenen Kinder - entzo-

⁴⁸ Vgl. Häusermann/ Siegel 2000, 22-24.

⁴⁹ Vgl. Reulecke 1997, 15-17.

⁵⁰ Vgl. Häusermann/Siegel 2000, 15.

⁵¹ Vgl. ebda., 32-41.

⁵² Vgl. Sybille Münch : Die Entwicklung des modernen Wohnens, 26.06.2005, <https://www.schader-stiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/sozialer-strukturwandel-und-wohnen/artikel/die-entwicklung-des-modernen-wohnens/>, 16.11.2019.



Abb.05: Für die Arbeiterklasse im 19. und frühen 20. Jahrhundert blieb die Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit und die Wohnung als „trautes Heim“ vorerst nur ein Leitbild. Ihr Leben spielte sich weiterhin außerhalb der beengten Wohnungen beispielsweise auf der Straße ab.

gene Schlafbereich wird die neu entstehende Sittlichkeit am auffälligsten.“⁵³ Selbstverständlich darf diese Vorstellung der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit nicht verallgemeinert werden, denn der größte Teil der damaligen Bevölkerung sah dies als ein erstrebenswertes Ziel, als ein Leitbild an, das erst im Laufe des 19. Jahrhunderts schichten- und klassenübergreifend verwirklicht werden konnte.⁵⁴

Dass die Privatheit vorerst nicht viel mehr als ein Leitbild war, zeigte sich im Besonderen in der Wohnweise der Arbeiterklasse. „Um der Enge der Wohnungen zu entfliehen, gingen Frauen, Männer und Kinder während des ganzen 19. Jahrhunderts nach draußen. Das Leben spielte sich vielfach in Hauseingängen und Höfen, in Kneipen und Läden um die Ecke oder auf der Straße vor dem Hause ab. Neben der Fabrik wurde das Wohnquartier zum zweiten großen Erfahrungsraum für die Arbeiterfamilie. [...] Bei den beengten Wohnverhältnissen nimmt es nicht wunder, dass Arbeiten, wenn immer möglich, draußen erledigt wurden, auch Heimarbeiten. Quartiersöffentlichkeit war von der Privatsphäre nicht getrennt und voll von Leben.“⁵⁵

2.2.5 Wohnen in der Großstadt: Industrialisierung und Wohnungsfrage

Vor allem die Zeit zwischen 1870 und 1914, in der es in den Städten zu einem rasanten Bevölkerungswachstum und einer gravierenden Wohnungsnot kam, führte dazu, dass sich vorwiegend die Arbeiterklasse immer mehr nach einer Intimisierung des Privaten

aus der Öffentlichkeit sehnte. Diese Zeit der Hochindustrialisierung war vor allem von der Zuwanderung der Landbevölkerung geprägt. Besonders sie musste erst die zeitliche und soziale Disziplin eines Lebens in der Stadt erlernen, um so ihre ländliche Lebensweise abzustreifen. Die Schaffung von Wohnraum zu einem angemessenen Preis und die damit verbundene Schaffung der Intimisierung wurde zum beherrschenden Thema im 19. Jahrhunderts.⁵⁶ Sogenannte „Wohnungsreformer“, waren der Überzeugung, der Umgang mit der Wohnungsfrage würde über die Zukunft der Gesellschaft entscheiden. Daraus entstanden politische Bewegungen. Sozialwissenschaftler glaubten, dass die vor dem 19. Jahrhundert entstanden Mietskasernen mit Kleinwohnungen für die finanzschwächeren Teile der Gesellschaft beziehungsweise die zum Zweck des Wohnens ausgebauten Stallungen für Bürger ohne Bürgerrecht Schuld an der fehlenden Intimisierung der Arbeiterklasse waren. Im Gegensatz zu Großbritannien, wo das weitverbreitete Einzelhaus zu einer Intimisierung des Privaten führte, bot in Deutschland vergleichsweise die Kleinwohnung Unterkunft für den größten Teil der Bevölkerung. Julius Taucher, ein Journalist und bedeutender Vertreter des Manchesterliberalismus, glaubte, dass die Entstehung der mehrgeschossigen Mietskasernen auf die politisch-militärischen Beschränkungen des Städtewachstums zurückzuführen sei. Denn eine Ansiedlung der Stadt über die Stadtmauern hinaus, so glaubte man bis zum 19. Jahrhundert, hätte zu hohe Kosten und einen zu großen Verteidigungsaufwand mit sich gebracht. Auch war man der Meinung, dass ein Leben direkt in der Stadt

⁵³ Wischermann 1997, 353.

⁵⁴ Vgl. Reulecke 1997, 15-17.

⁵⁵ von Saldern, zit.n. Münch 2005, o.S.

⁵⁶ Vgl. Häusermann/ Siegel 2000, 85.



Abb.06: Die Zeichnung „Der späte Schlafbursche“ von Heinrich Zille (1902/1958) zeigt den Schlafgängerkultur in den Kleinwohnungen der bürgerlichen Gesellschaftssicht. Familien mussten, um sich die Wohnung leisten zu können, zusätzlich noch Schlafburschen (Bettgeher) aufnehmen.

mit vielerseits auch größeren rechtlichen Privilegien verbunden war, weshalb man zunächst lieber die Wohnungsdichte innerhalb der Stadt erhöhte, als Wohnraum außerhalb der Stadtmauer anzustreben.⁵⁷

Die, aus diesen Einschränkungen heraus, entstandenen Kleinwohnungen verfügten über nur ein beheiztes Zimmer, das von der Großfamilie gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafstube genutzt wurde. In diesen Kleinwohnungen lebten teilweise bis zu 20 Personen, und um sich die Miete leisten zu können, war es für Familien nicht untypisch, zusätzlich noch Schlafburschen (Bettgeher) aufzunehmen. Die Größe dieser Kleinwohnungen wurde beispielsweise in Deutschland anhand des Luftbedarfs der Bewohner gesetzlich ermittelt, was zum Bau von kleinflächigen, aber hohen Räumen führte. Im Durchschnitt verfügte eine dieser Kleinwohnungen über 20 m². Die Wohnungen selbst verfügten über keine Toiletten, sondern es stand den Bewohnern eine Gemeinschaftstoilette im Flur oder im Hof zur Verfügung, die sie sich mit bis zu 40 Hausbewohnern teilten.⁵⁸ „Betritt man das Haus, wird man alsbald von einem verpesteten Geruch befallen, Schmutz herrscht überall und auf den Treppen balgen sich halbnackte Kinder. Zank und Streit besteht zwischen den Flurnachbarn; bei dem geringsten Anlass werden auf Korridoren und Treppen lärmende Wortgefechte in den unflätigsten Ausdrücken und blutige Raufereien ausgefochten.“⁵⁹

Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog sich ein baulicher Wandel innerhalb des Mietwohnungswesen, dies führte zu einer Verbesserung der Wohnungsnot. Die Etagen-

wohnung wurde zum zentralen Element bürgerlicher Wohnkonzepte im Wohnungsneubau, denn durch sie wurde ein fließender Übergang zwischen öffentlichen, gemeinschaftlichen und privaten Bereichen möglich und jede Wohnung konnte gegen eine andere abgeschlossen werden.⁶⁰ Man glaubte, die Wohnungsnot des 19. Jahrhunderts durch die strikte Abschottung von familienfremden Personen aus der Wohnung oder dem Haus, durch individuelle Schwellen zu lindern. Die Wohnungstür als Schutz der Intimität und Privatheit, die Differenzierung der Räume und die Trennung von Personen auch innerhalb der Wohnung sollten Bestandteile des neuen Wohnkonzeptes sein.

Wohnraum der Arbeiterklasse

Wie es sich schon im 19. Jahrhundert abzeichnete, war auch noch das 20. Jahrhundert geprägt durch den Übergang von der Manufaktur und der Kleinbetriebsgesellschaft hin zu einer Industriegesellschaft. Städte entwickelten sich zu pulsierenden industriellen Mittelpunkten, die jedoch aufgrund ihrer städtebaulichen Struktur den neuen Bedingungen dieser aufstrebenden Großindustrie nicht gewachsen waren. Das erhöhte Verkehrsaufkommen, die Erweiterung und Neuerrichtung von Straßen, die Schaffung eines durchgehenden Eisenbahnverkehrsnetzes, darüber hinaus der Zuzug einwandernder Arbeiter besonders vom Land, all das sind Faktoren, die die Wohnungsnot verstärkten.⁶¹ Rund um die Fabriken entstanden nun Slumviertel, wo Arbeiter unter erbärmlichsten Bedingungen in überfüllten Werkwohnungen, die nach dem Prinzip eines Kleinhauses aufgebaut waren, lebten.⁶² Diese einräumigen Häuser, auch als *domuncula*,

⁵⁷ Vgl. Sybille Münch : Die Entwicklung des modernen Wohnens, 26.06.2005, <https://www.schader-stiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/sozialer-strukturwandel-und-wohnen/artikel/die-entwicklung-des-modernen-wohnens/>, 16.11.2019.

⁵⁸ Vgl. Wohnen in Berlin vor 100 Jahren: Wo bitte geht's zum Bad, 15.08.2014, <https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/im-mobilien/wohnen-in-berlin-vor-100-jahren-wo-bitte-gehts-zum-bad/10335684.html> , 16.11.2019.

⁵⁹ o.A., zit.n. Wendler 2014, o.S.

⁶⁰ Vgl. Sybille Münch : Die Entwicklung des modernen Wohnens 26.06.2005, <https://www.schader-stiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/sozialer-strukturwandel-und-wohnen/artikel/die-entwicklung-des-modernen-wohnens/>, 16.11.2019.

⁶¹ Vgl. Engels 2015, 3.

⁶² Vgl. Curtis 1989, 159.



Abb.07: Wohnquartiere für die Arbeiterklasse in den Industriestädten am Beispiel der Stadt Essen in Deutschland.



Abb.08: Kleinwohnung einer Großfamilie in Berlin um 1909. Diese verfügte über nur ein beheiztes Zimmer, dass gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafstube genutzt wurde. Die Toilette wie auch das Bad befanden sich am Gang und musste mit den anderen Mietern geteilt werden.

Parka Doms, Gates oder Bude bezeichnet, waren sehr einfach gebaut und bis ins 19. Jahrhundert die wohl einzige Unterkunft dieser Gesellschaftsschicht. Vorwiegend fand man sie in abgelegenen oder der Straße abgewandten Höfen, aber auch in den Gärten der Großbürgerhäuser. In den Seestädten Deutschlands wurden sogenannte Gangbuden errichtet. Diese Frühformen der Armeleutesiedlungen prägen bis heute das Stadtbild von Hamburg und Lübeck. Häufig führte eine ein bis zwei m schmale Gasse zwischen zwei an der Straße gelegenen Häusern zu diesen Kleinhäusern. Sie bestanden aus einem ebenerdigen Raum und einer, erst in späteren Jahren, ausgebauten Giebelkammer. Die Grundfläche der Kleinhäuser lag zwischen 20 und 25 m², wobei die Wohnstube höchstwahrscheinlich mit einer Bretterwand abgetrennt wurde.⁶³ Oft nahm die Miete dieser Kleinwohnungen das ganze Einkommen des Erwerbstätigen der Familie in Anspruch. Eine weitere Wohnform zur Eindämmung der Wohnungsnot erhoffte man sich durch Massenquartiere, Mietskasernen oder nur noch einfachere und schlichtere Behausungen. Man wohnte unter der Treppe, unter dem Dach oder gar unter der Erde. Enge und steile Treppen, Dachkammern, Kellerlöcher und enge Gassen waren charakteristisch für das Durchschnittswohnen der breiten Masse. Mit der Wohnungsnot kam es auch, hervorgerufen durch die miserablen hygienischen Bedingungen in den Wohnungen sowie in der ganzen Stadt, zum Ausbruch einer Vielzahl von Krankheiten.⁶⁴ Theodor Freiherr von Goltz beschrieb dies in seinen 1868 veröffentlichten Verbesserungsvorschlägen für Arbeiterwohnungen mit den Worten: „Es fehlt in diesen Etablissements vor Allem in der Regel an dem nöthigen Raum. Jedes

derselben pflegt aus einer Stube und einer Kammer zu bestehen, von welchen erstere zugleich zum Wohnen, zum Schlafen und zum Koche benutzt wird. [...] Dabei kann die Kammer zum Wohnraum eigentlich gar nicht mitgerechnet werden, weil sie nicht heizbar ist und in Ermangelung eines Kellers vorzugsweise als Vorrathsraum benutzt werden muß.“⁶⁵

In Wien entwickelte sich das Bassenahaus zur klassischen Unterkunft der Arbeitergesellschaft. Die Wohnung wies im Durchschnitt über 20 m² auf und verfügte entweder über eine Küche mit Zimmer (Ein-Zimmer-Wohnung) oder über Küche, Zimmer und Kabinett (Eineinhalb-Zimmer-Wohnungen). Oftmals besaßen diese Wohnungen keine natürliche Belichtung, wie etwa ein Fenster. Angeordnet waren diese Wohnungen entlang eines Gangs und je Stockwerk teilte man sich Toilette und Wasserleitung, die sogenannte Bassena, daher auch der Name dieses Gebäudetypus.⁶⁶ Carl Neumann beispielsweise beschreibt in Wolfgang Emmerichs Buch „Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der zweiten Kultur in Deutschland. Bd. 1“ (1974) diese Wohnverhältnisse mit folgenden Worten: „Nicht weit davon war wieder eine Wohnung zu vermieten. Hier ging es in die Höhe: eine steile gebrechliche Treppe ohne Geländer führte unter das Dach. Hier war eine Art Stube abgeschlagen; die Seitenwände so dünn, das Dach mit den dünnsten Brettern verschalt, eine große Dachluke als Fenster benutzt und ein Blechofen in der Stube. Die Gefahr im Winter zu erfrieren, war hier sehr groß. Eine Küche war nicht da, der Miether mußte mit in der Wirtsküche kochen.“⁶⁷

⁶³ Vgl. Schulte 1996, 15.

⁶⁴ Vgl. ebda., 16-17.

⁶⁵ Theodor Freiherr von der Golitz, zit. n. Schulte 1996, 17.

⁶⁶ Vgl. Öhlinger 2018, 27-28.

⁶⁷ Carl Neumann, zit. n. Schulten 1996, 16.

2.3 Lösungen für die Wohnungsfrage im 20. Jahrhundert

„Und nun steigt man auf eine Leiter, und wenn man müde is, kann man auch runterfallen. Aber meistens geht es. Und nun macht man die Tür auf und schiebt sich in das Loch hinein, ganz so wie in einen Backofen. Das is, was sieben Schlafgelegenheit nennen. Und ich kann bloß sagen: auf einem Heuboden is es besser, auch wenn Mäuse da sind. Und am schlimmsten is es im Sommer. Draußen sind dreißig Grad, und am Herd war den ganzen Tag Feuer; da is es denn, als ob man auf einem Rost gelegt würde. So war es, als ich nach Berlin kam. Aber ich glaube, sie dürfen jetzt so was nich mehr bauen. Polizeiverbot.“⁶⁸

Theodor Fontane

Die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts waren in den vielen europäischen Ländern von der Wohnungsfrage“ und der Suche nach Lösungen bestimmt.

Verschärft wurde die Wohnungsnot zusätzlich durch die aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrenden Soldaten, denn auch sie verlangten nach leistbaren und qualitativen Unterkünften.⁶⁹ Auf kommunaler sowie privater Ebene konnten vorerst jedoch keine Mittel aufgebracht werden, um die Lebensbedingungen dieser Bevölkerungsschicht zu verbessern. Dem gegenüber stand nun auch noch die neu aufkommende Mittelklasse, welche nach Wohnungen verlangte, die weit weg von den Massenquartieren der Arbeiterklasse waren. Um diesem Wunsch entgegen-

genzukommen, wurden die Städte letztlich auch über die Stadtgrenzen hinaus erweitert.⁷⁰

Architekten und Städteplaner wie Le Corbusier, Walter Gropius oder Ernst May versuchten neue Wohnformen für diese neuen Industriestädte des 20. Jahrhunderts zu entwickeln, um das Wohnen für die Allgemeinheit besser zu lösen. Sie entwarfen idealistische Entwürfe, wie beispielsweise Le Corbusiers Konzept der „Ville Radieuse“, die oftmals nur Visionen auf einem Blatt Papier blieben, denn nur selten gab es die Möglichkeit, diese Entwürfe auch in einem städtebaulichen Maßstab zu verwirklichen.⁷¹ Ungeachtet dessen konnten Aspekte dieser städtebaulichen Visionen an sozialen Wohnbauten und Siedlungen verwirklicht werden. Die Architekten und Städteplaner glaubten, vor

⁶⁸ Theodor Fontane, zit.n. Schulte 1996, 17.

⁶⁹ Vgl. Fuhrmann u.a. 2008, 130.

⁷⁰ Vgl. Curtis 1989, 159.

⁷¹ Vgl. ebda., 159.



Abb.09: Le Corbusiers 1924 präsentierter idealistischer Entwurf „Ville Radieuse“.

allem durch die Industrialisierung und Typisierung der Herstellung und Bauweise, wie auch durch die Rationalisierung von Wohnraum, das Problem des Massenwohnens beheben zu können. Mit ihren Entwürfen erhofften sie, bessere sozialhygienische Maßstäbe und ein Umdenken hinsichtlich der Wohnungsgrößen und deren Ausstattung zu erzielen. Auch Licht, Luft, Wärme und Wasser für die arbeitende Gesellschaftsschicht war ein Ziel, das es zu verfolgen galt.

Mit dem Kubus glaubte man, die funktionalste Wohnform entdeckt zu haben. Der Raum als Kubus erschien in alle Richtungen gleichwertig und konnte somit in alle Dimensionen oben und unten miteinbezogen und somit ausgelotet werden. Als wichtigstes Gestaltungselement wurde die Treppe gesehen und die bis dahin als typisch angesehenen Raumkonfigurationen wie Esszimmer, Schlafzimmer, Wohnzimmer und dergleichen, sollte von multifunktionalen Einzelgegenständen abgelöst werden.⁷² Wohnungsgrundrisse, die auf die Funktionen der Bewohner abgestimmt waren und von "innen nach außen" entwickelt wurden, sowie die Möglichkeit der Erweiterung, sollten nun nicht nur mehr öffentliche Aufgabe sein, sondern es sollte endlich auch versucht werden, mit Hilfe

von Wohnbausubventionen und der Steuerung des Mietpreises diese vorherrschende Wohnungsnot zu bewältigen, um leistbaren und qualitativen Wohnraum für alle Bevölkerungsschichten zu gewährleisten.⁷³

Zwischen den Jahren 1924 und 1929 ermöglichten etwa in Deutschland schließlich staatliche Finanzierungen und Förderungen, Kleinwohnungen für den größten Teil der Bevölkerung zu errichten.

Mit dem Jahr 1927 und der Errichtung der Weißenhofsiedlung in Stuttgart kam es zum Höhepunkt der Debatten um das richtige Bauen. Ziel dieser Musterhaussiedlung sollte es sein, neue Baumaterialien, technische Einrichtungen und Herstellungsmethoden zu entwickeln, um so eine Rationalisierung und somit kostengünstigere Wohnsiedlungen zu errichten. Die Gebäude der Architekten Walter Gropius, Ludwig Mies van der Rohe oder Jacobs J. P. Oud, wurden unter dem Aspekt der Serienfertigung entworfen, wohingegen Le Corbusiers Entwürfe den Prinzipien der Standardisierung und des offenen und flexiblen Grundrisses und dem Prinzip der kleinen Zelle unterlagen. Beide Häuser wurden für Le Corbusier Ausgangspunkt für seine Forschungsarbeit über die Standardwohnung wie auch für das Thema der Zelle im menschlichen Maßstab.⁷⁴

⁷² Vgl. Weigel 1996, 7-14.

⁷³ Vgl. Fuhrmann u.a. 2008, 130. Omahna 2005, 112-113.

⁷⁴ Vgl. Schulte 1996, 19-21.



Abb.10: Gesamtansicht der Weißenhofsiedlung des Deutschen Werkbundes in Stuttgart 1927.



Abb.11: Musterhäuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret in der Weißenhofsiedlung. Die Entwürfe beider Häuser unterlagen dem Prinzip der Standardisierung und des offenen und flexiblen Grundrisses wie dem Prinzip der kleinen Zelle.

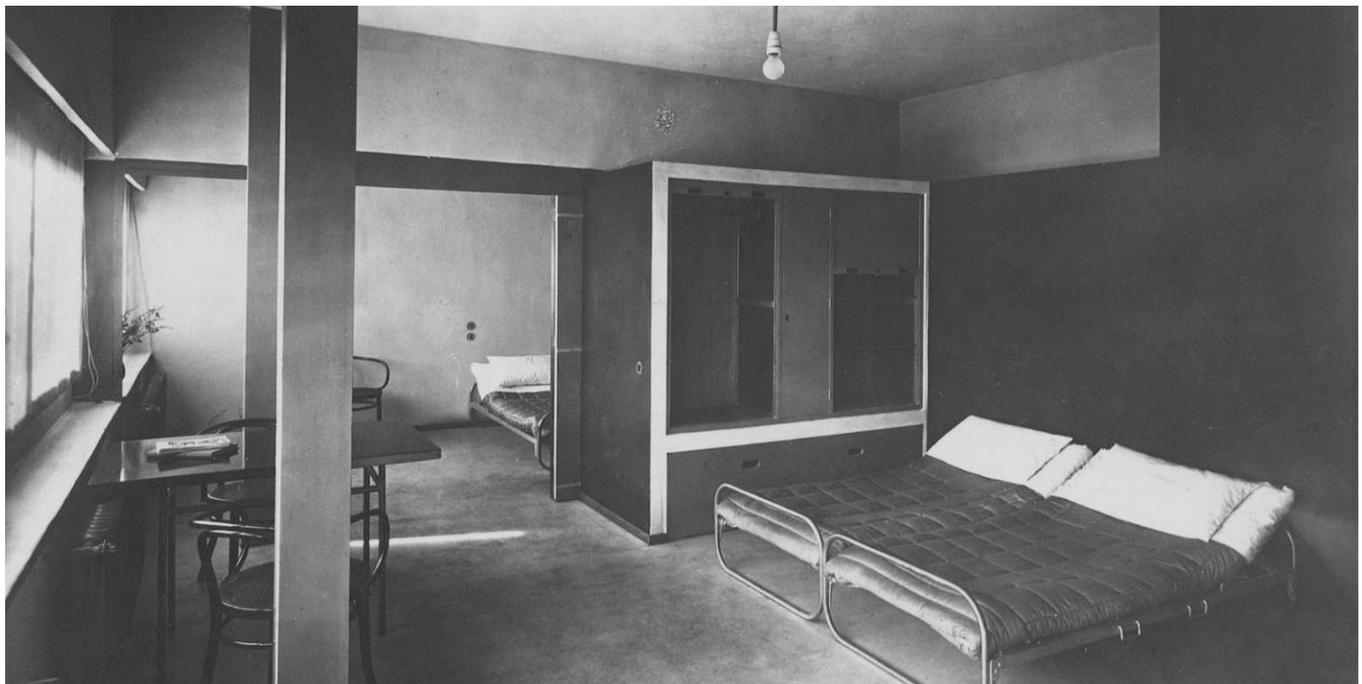


Abb.12: Die Zeichnung „Der späte Schlafbursche“ von Heinrich Zille zeigt den Schlafgängerkultur in den Kleinwohnungen der bürgerlichen Gesellschaftssicht. Familien mussten, um sich die Wohnung leisten zu können, zusätzlich noch Schlafburschen (Bettgeher) aufnehmen.

2.4 CIAM 1929: „Die Wohnung für das Existenzminimum“

„Sehr geehrter Herr Professor! Der Kongress ist zu Ende und man kann jetzt etwas über die ganzen Dinge in Ruhe nachdenken. Tue ich das, so komme ich zu dem Ergebnis, über das wir uns ja bereits unterhalten haben, dass positive Leistungen auf sachlichem Gebiete bisher noch nicht erreicht worden sind und wohl auch nicht erreicht werden konnten, da sich die bisherige Organisation der Vorbereitung als unzureichend erwiesen hat. Das Fragebogensystem in der bisherigen Form und die Verarbeitung der nur sehr unzureichend eingegangenen Antworten konnte nicht zu wesentlich neuem führen, sodass es wohl notwendig erscheint, offen zuzugeben, dass die ablehnende Pressekritik berechtigt ist und dass wir uns etwas bessern müssen.“⁷⁵

Ernst May

Im Zusammenhang mit der Wohnungsfrage wurden auch die großen internationalen CIAM⁷⁶-Kongresse durchgeführt, wo sich namhafte Architekten und Architektinnen wie Walter Gropius, Ernst May und auch Le Corbusier mit unterschiedlichen Themen des Architekturdiskurses auseinandersetzten. Bereits im Jahr 1929 wurde die Fragestellung „Die Wohnung für das Existenzminimum“ zum Kongressthema des zweiten Kongresses der CIAM in Frankfurt.⁷⁷ Das Thema sollte mit Hilfe von Referaten, Vorträgen, Diskussionen und einzelner Konzeptideen gemeinsam behandelt werden, um so auch einen länderübergreifenden Gedanken-

austausch des Themas zu ermöglichen.⁷⁸ Zwei Tage lang wurde zum ersten Mal versucht, den Wohnungsbau nicht nach dessen städtischen Elementen und nach großbürgerlichen Wohnungsmustern zu planen. Die Kongressteilnehmer versuchten, den Standard der Grundbedürfnisse des Wohnens zu ermitteln, ohne dabei die individuellen Bedürfnisse der Bewohner zu berücksichtigen, um so standardisierte und funktionale Grundrisse zu entwickeln und eine Antwort auf die Wohnungsfrage zu geben.⁷⁹ Gleichzeitig sollten die Grundriss-Fehler, die die bisherigen Wohnungen der ärmeren Bevöl-

⁷⁵ Ernst May, zit.n. Barr 2011, 28.

⁷⁶ CIAM abgekürzt für Congrès Internationaux d'Architecture Moderne, dt.Internationale Kongresse Moderner Architektur.

⁷⁷ Vgl. Haussmann 1996, 5.

⁷⁸ Vgl. Barr 2011, 28-34.

⁷⁹ Vgl. Jocher 2011, 125.

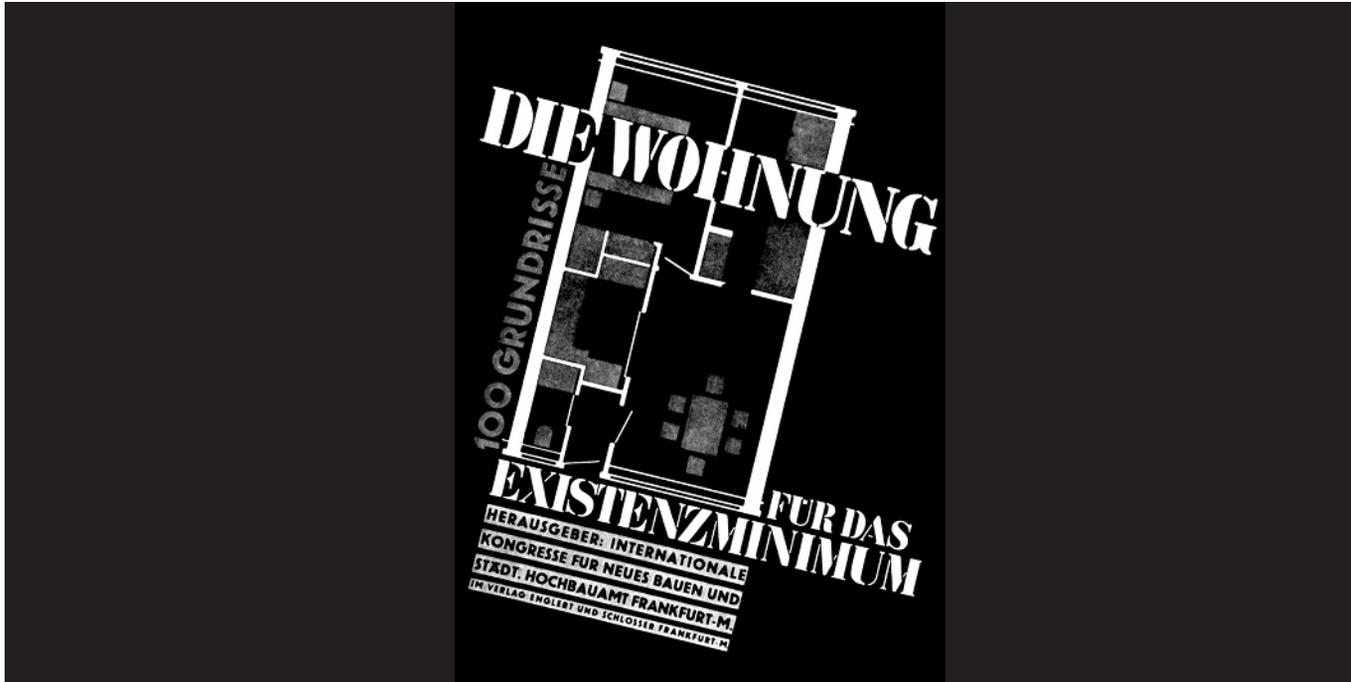


Abb.13: Veröffentlichter Grundrisskatalog des CIAM Kongresses 1929 mit den Entwürfen der Kongressteilnehmer zur Fragestellung „Die Wohnung für das Existenzminimum“.

ROTTERDAM

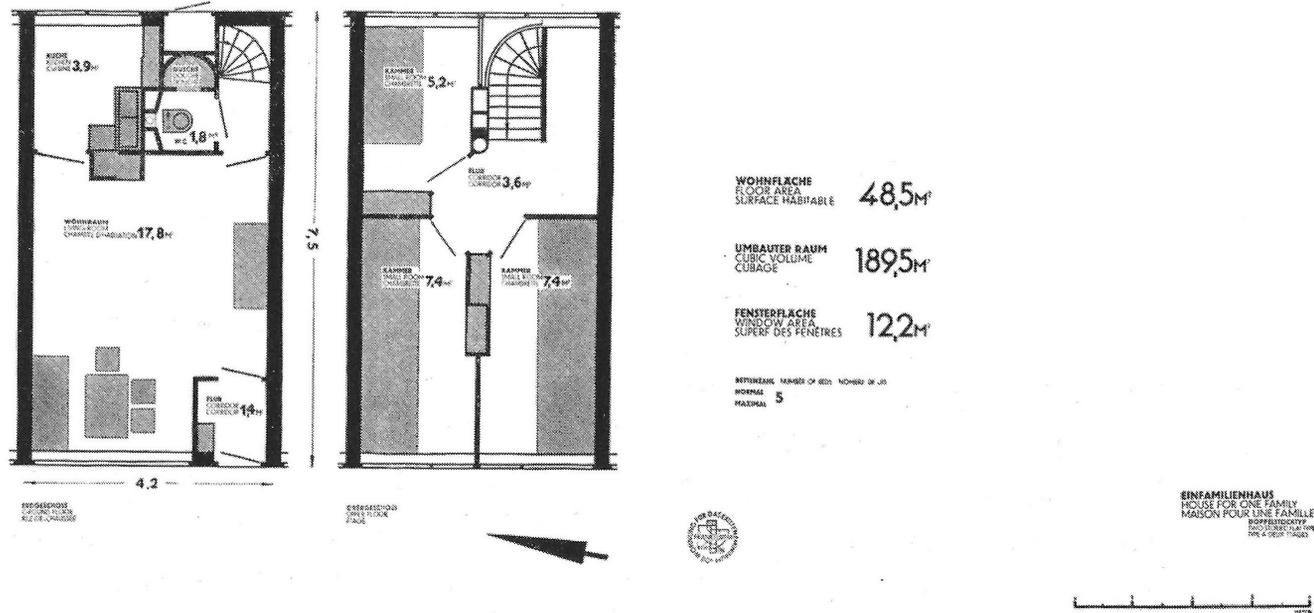


Abb.14: Grundrissentwurf von Pieter Oud.

kerung aufwiesen, vermieden werden und trotz niedriger Miete den materiellen und geistigen Bedürfnissen dieser Gesellschaftsschicht genügen.⁸⁰ Im Anschluss an den Kongress wurde ein Katalog veröffentlicht, der Grundrissentwürfe der Kongress Teilnehmer wie Le Corbusier, Jacobus Johannes Pieter Oud und Ernst May enthielt. Obwohl sich bereits mit dem Beginn der Entstehung dieser Kleinwohnung Architekten wie Adolf Behne und Bruno Taut gegen diese Grundrisskonzepte aussprachen, wurde der Katalog lange Zeit ein wichtiger Wegbegleiter, auch für den nach dem Zweiten Weltkrieg stark genormten Wohnungsbau. Die große Architekturleistung, die mit der Entwicklung dieses Grundrisskataloges einherging, bestand darin, unter extremem wirtschaftlichen Druck zweckmäßige und möglichst lichtdurchflutete Wohnungen zu entwerfen, deren Wohnflächen die unmittelbare Abhängigkeit des Wohnwertes von den Baukosten aufzeigen sollten.

Ein Nachteil der funktional gestalteten Wohnungen jedoch war die mäßige Möglichkeit der Anpassung an die wechselnden Lebensstile und Lebensformen der sich verändernden Gesellschaft. Die Wohnungen wurden der Gesellschaft um das Jahr 1929 wie auf den Leib geschneidert, und sie zeigten bereits damals die Problematik des Wohnungsbaues auf: die Entwicklung von Grundrissen, die sich den verändernden Bedingungen der Gesellschaft, der Menschen und der Umgebung leicht anpassen ließen und gleichzeitig einen wesentlichen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten konnten. Rückblickend könnte das Ergebnis einer 48 m² Wohnung für fünf Personen, wie sie Oud vorschlug, zwar als unverständlich und inakzeptabel angesehen werden, doch gemessen an den damaligen Wohnverhältnissen war diese kleine Wohnung, die auch eine Küche und ein Badezimmer enthielt, für viele Menschen ein unerfüllbarer Traum.⁸¹

⁸⁰ Vgl. May 1930, 15.

⁸¹ Vgl. Jocher 2011, 125-126.

2.5 Einraumwohnekonzepte der 1960er Jahre

„Sie brauchen die Ausstattung Ihrer Umgebung nicht länger den Architekten zu überlassen; sie können sie ganz alleine in die Hände nehmen. Sie drehen nur noch am Schalter und Ihre Umgebung verwandelt sich in den Zustand, der Ihnen jetzt, gerade jetzt, angenehm und notwendig erscheint. Das „Haus“ ist nur noch Gerippe, vielleicht sogar weniger.“⁸²

Peter Cook u.a.

In den 1960er Jahren versuchten verschiedene Gruppen, wie etwa die Metabolisten in Japan oder die britische Gruppe Archigram, die Einraumwohnung durch Schiebe- und Faltschichten, klapp-, dreh- und faltbare Möbel zu inszenieren und so Variabilität und Flexibilität in den Wohnraum zu integrieren.⁸³ Sie sahen die Wohnung als Zelle, als ein Synonym für Ab- und Ausgrenzung durch die das „Zersiedeln“ gestoppt und Wohnraum durch Kapselberge geschaffen werden sollte. Die für damalige Verhältnisse utopischen Ideen findet man heute in Japan mit den sogenannten Kapselhotels und Apartments mit Abmessungen von 1m Breite auf 2,4 m Tiefe und einer Höhe von 2,3 m. Parallel zu dieser Entwicklung entstanden prototypische Ersatzwelten wie Haus-Rucker-Co's

„Ballon für zwei“ - Pneumacosm - (1967) oder Coop Himmelb(l)aus „Villa Rose“ (1968). Für die Architekten sollte Architektur körpergerecht sein, pulsieren, tönen und riechen. In ihrer Vorstellung könnten mobile Räume in Koffern verstaut werden und binnen Sekunden zu klimatischen Hüllen mit Betten und Kommunikationseinrichtungen aufgeblasen werden. Haus-Rucker-Co's Überlebensblase wurde von Formalhaut mit „Double Knight Game“ (1986) fortgeführt und ein Wohnraum für urbane Clochards, kleine Single-Türme von 11 m x 5,5 m als industriell vorgefertigte Elemente entwickelt. Es ist eine räumliche Minimierung, ein Wohngehäuse, zugeschnitten auf den Menschen, das sowohl demontierbar als auch transportabel ist.

⁸² Peter Cook u.a. (Hg.), zit.n. Schulte 1996, 24.

⁸³ Vgl. Schulte 1996, 24-26.



Abb.15: Haus-Rucker-Co's „Ballon für zwei“, eine prototypische Ersatzwelt. Dieser riesige transparente Ballon wurde 1976 am Fenster eines Wiener Wohnhauses aufgeblasen. Im Inneren befanden sich zwei Sitze aus einer in der Mittel durchgesägten Badewanne. Dieser Ballon konnte von den Bewohnern als Veranda genutzt werden.

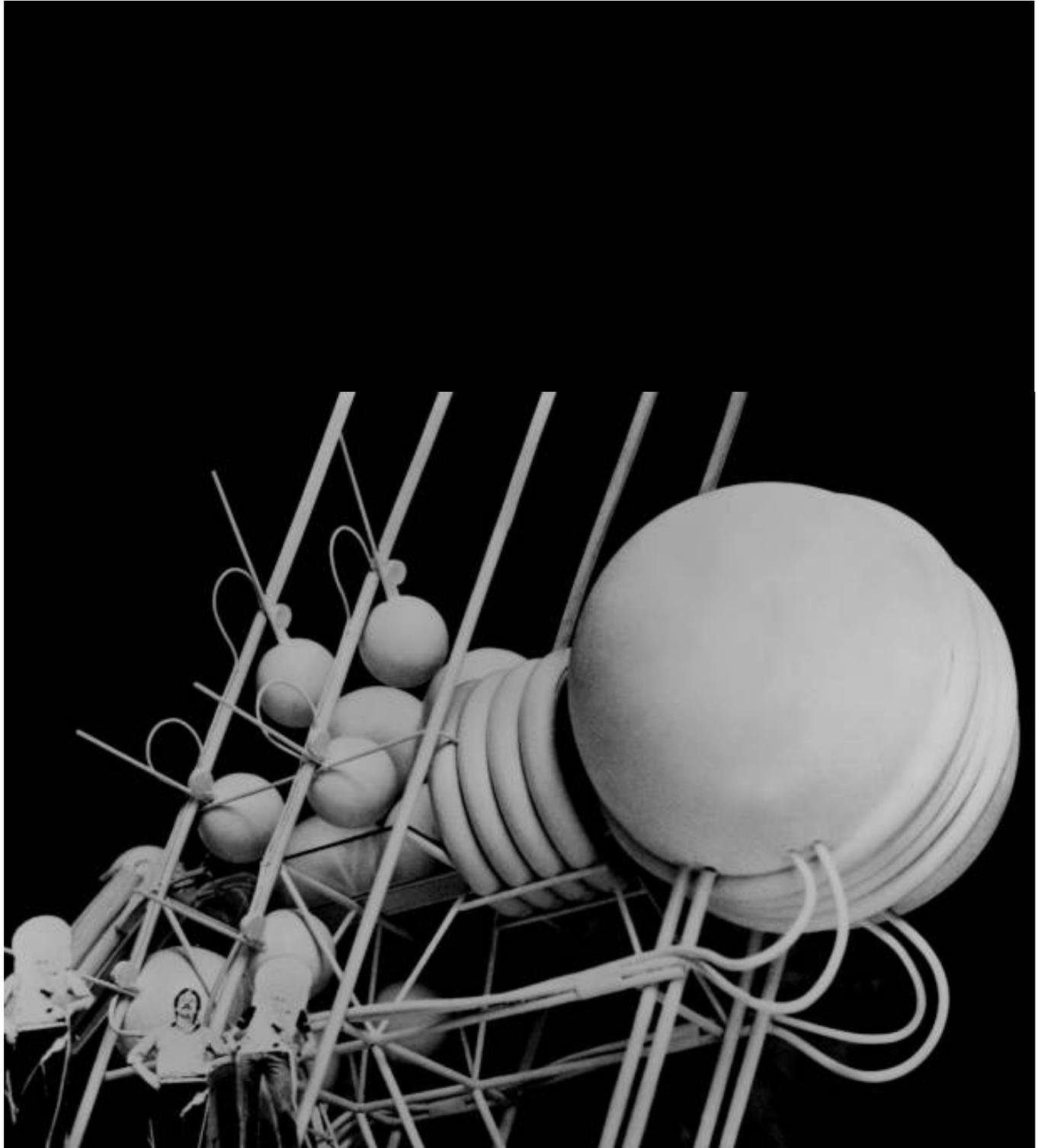


Abb.16: Coop Himmelb(l)aus „Villa Rosa“. Luft als Bauelement soll bei dieser pneumatischen Konstruktion Volumenänderungen ermöglichen.

2.6 Minimaler Wohnraum oder: Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?

„Im Ganzen genommen hat das Elternhaus uns die Hierarchie und die verschiedenen Funktionen des Wohnens eingeprägt. Wir sind das Diagramm der Wohnfunktion jenes Hauses, und alle anderen Häuser sind nur Varianten eines fundamentalen Themas.“⁸⁴

Gaston Bachelard

Wie die vorhergegangenen Kapitel verdeutlichen, ist die Schaffung von Wohnraum für alle Bevölkerungsschichten ein Thema, das den Architekturdiskurs seit langem begleitet. Es ist ein Themenbereich, der über die Jahrhunderte unterschiedlichste Lösungsansätze und Weiterentwicklungen hervorgebracht hat. Lösungsansätze, die abhängig von den Bedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft wie auch den aktuellen Wohnstandards waren. Dennoch liegt ihnen allen immer dasselbe Grundmotiv zugrunde, die Entwicklung von leistbaren und qualitativen Wohnungen auf minimalstem Raum.

„Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?“ würde vermutlich jeder von uns intuitiv mit den Worten „So viel wie möglich“ beantworten. Jedoch öffnet diese einfach formulierte Frage ein großes Feld. Privater Grund und Boden ist teuer und für viele ist oftmals nur eine kleine Wohnung erschwinglich, besonders in den überfüllten Städten. Die Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?“ oder vielmehr „Wie viel Raum ist man gewohnt zur Verfügung zu haben?“, steht somit auch in einer engen Verbindung mit den

wirtschaftlichen und sozialen Strukturen der Gesellschaft. Eine vier- bis fünfköpfige Familie in einer japanischen Großstadt muss heute etwa mit wenigen Quadratmetern auskommen, hierzulande würde sich damit oftmals nicht einmal ein einzelner Student oder eine einzelne Studentin abfinden.⁸⁵ Eine generelle Antwort auf die Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?“ ist also schwer zu finden, da für unterschiedliche Personen das Minimum an Platz unterschiedlich groß ist. Ältere Menschen stellen einen anderen Anspruch an das Wohnen als jüngere Menschen, und es gibt auch Unterschiede zwischen der einkommensschwachen und wohlhabenden Bevölkerung.

Claude Lévi-Strauss, ein französischer Ethnologe, beschreibt in seinem Aufsatz „Traurige Tropen“ das Leben in einem Dorf nahe der birmanischen Grenze, einer Grenze in Myanmar, mit den Worten: „Hier braucht man wenig, um zu existieren: wenig Raum, wenig Nahrung, wenig Freude, wenig Werkzeug: das Leben paßt in ein Schnupftuch. Dagegen scheint es darin viel Seele zu geben.“⁸⁶

Wenig Raum zur Verfügung zu haben, kann aus ethno-

⁸⁴ Gaston Bachelard, zit.n. Seidl/Gumplmaier 2014, 185.

⁸⁵ Vgl. Werner 1996, 7.

⁸⁶ Claude Lévi-Strauss, zit.n. Werner 1978, 7.

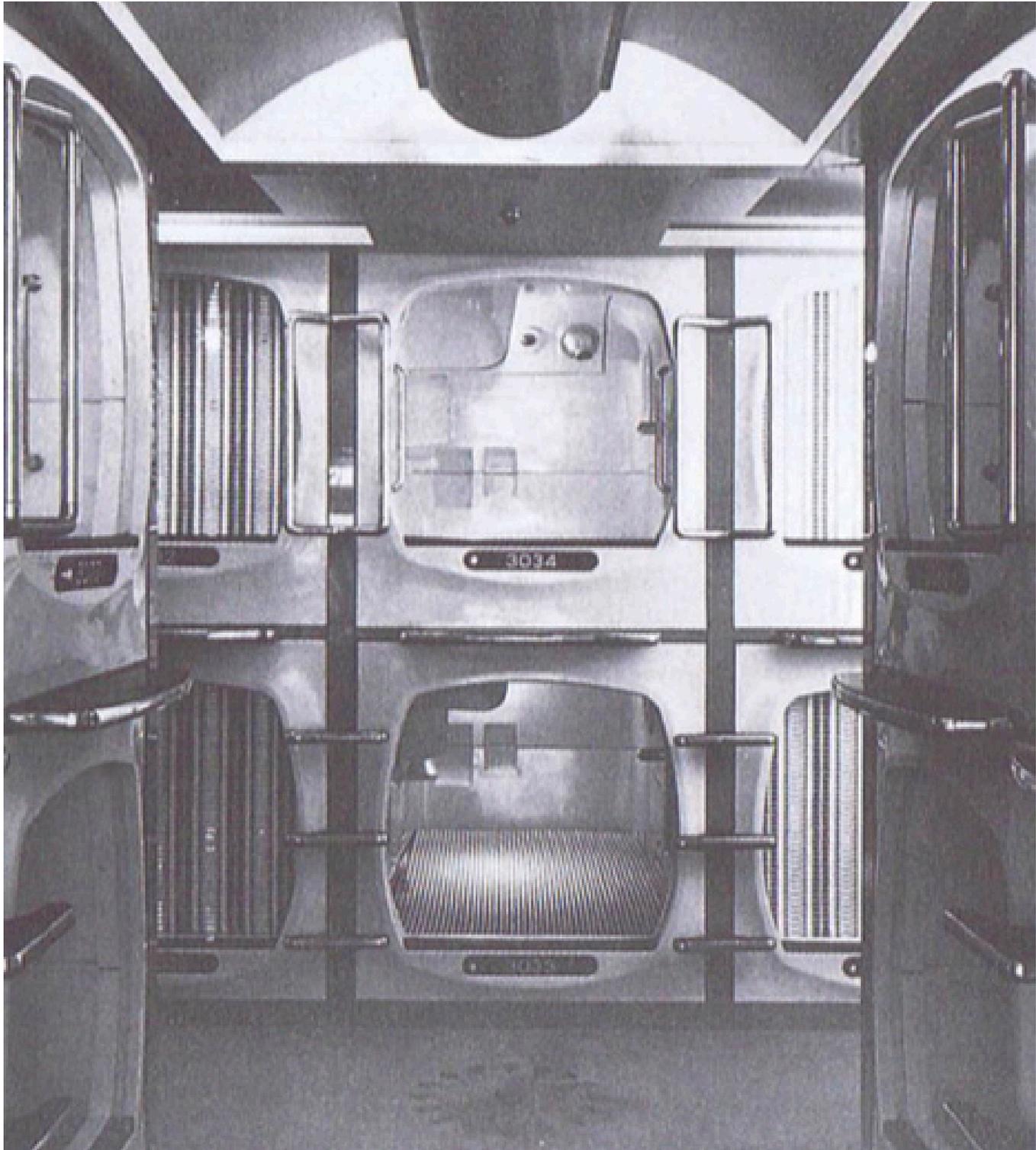


Abb.17: Stapelbare Wohnkapseln als minimaler Wohnraum in einem sogenannten Kapselhotel in Osaka, Japan.

logischer Sicht somit durchaus kulturhistorisch etwas Positives verkörpern, ohne eine Assoziation mit dem Begriff der Deklassierung hervorzurufen.

Claude Lévi-Strauss war nicht der Einzige, der sich mit der Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch?“ auseinandersetzte. Auch Architekten wie Le Corbusier machten das Thema der größtmöglichen Raumreduzierung zu ihrer Lebensaufgabe. Für Le Corbusier galten die Zellen des Kartäuserklosters von Ema bei Florenz als Versinnbildlichung der Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch?“. Die Eremitage war nach Le Corbusier ein Modell des kleinsten Raumes. Sie erfuhr seit der italienischen Renaissance in der gehobenen Profanarchitektur eine Transformation zum privaten „Studiolo“. Dieses Studiolo sollte als kleinräumliche, private Einkehr- und Zufluchtsstätte möglichst ohne jegliche Ablenkungen von außen konzipiert sein, um so einen konzentrierten „Denk- und Schöpfungsraum“ zu verkörpern. Neben Einkehr und Zuflucht standen Themen wie die völlige Übereinstimmung mit dem Ich, die Besinnung auf die verborgene Schöpfungskraft im Vordergrund.⁸⁷

Wird der Wohnraum auf das Mindeste reduziert, bleibt dieser dennoch immer ein physischer und spiritueller Raum, ein Wahrnehmungsraum, ein Erlebnisraum, ein Gefühlsraum und somit ein architektonischer Raum und Lebensraum, dessen Aufgabe über die bloße Schutzfunktion hinausgeht. Wird deshalb

einfach nur das Volumen des Raumes minimiert oder werden Teilbereiche ausgelagert, ohne dabei die qualitativen Auswirkungen, die damit umhergehen, zu berücksichtigen, wird nie lebenswerter Wohnraum geschaffen und die Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?“ hinfällig. Daher muss nicht diese Frage beantwortet werden, sondern vielmehr muss das qualitative „Minimum an Wohnraum“ gesucht und zum Entwurfparameter werden. Es müssen Aspekte, die das Wohnen und die Wohnform in Abhängigkeit der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen der Gesellschaft ausmachen, untersucht werden, um daraus resultierende Wohnbedürfnisse und Wohnraumorganisationen herauszufiltern. Man bedenke nur, dass viele Räume unseres Kulturkreises aus dem Luxus eines feudalen Wohnens entstanden sind. So etwa unterlag die Spezialisierung von Räumen wie dem Salon, Esszimmer, Raucherzimmer und der Bibliothek nicht etwa einem funktionalen Prinzip, sondern vielmehr wurden vorhandene Räume mit Funktionen belegt, deren Vorhandensein vielmehr Luxus als Notwendigkeit ist.⁸⁸

Zweifelloso gibt es auch unabhängig von den oben genannten Aspekten andere Wohnformen, wo sich die Menschen bewusst für ein Leben mit extremeren Einschränkungen des individuellen und privaten Freiraumes entscheiden, zugunsten einer kollektiven Lebensform, wie es vor allem Kollektivhäuser oder Siedlungen der 1920er Jahre verkörpern.

⁸⁷ Vgl. Werner 1996, 8-10.

⁸⁸ Vgl. Schreibmayer 2009,15-34.

2.7 Kollektives Wohnen - Geschichte und Entwicklung

„Privater Raum als Raum der Entfaltung von Intimität und Individualität wie als vor fremden Blicken geschützter Raum verlangt eine Binnendifferenzierung der Wohnräume.“⁸⁹

Hartmut Häußermann

Kollektive Wohnmodelle können als eine wiederkehrende Wohnform in der Geschichte des weltlichen wie auch des religiösen Wohnens erachtet werden. Durch sie ist es möglich, ein Verständnis für die Lebensweise einer Gesellschaft, deren Art des Zusammenwohnens, deren Haushaltsführung sowie ihrer Erziehung, aber auch deren Umgang mit der Abgrenzung oder Einbindung von Lohnarbeit ins Wohnfeld zu erhalten.⁹⁰

Die Ursprünge des modernen gemeinschaftlichen Wohnens zeigen sich seit der Industrialisierung und liegen wohl größtenteils in ökonomischen Intentionen von Architekten und Städteplanern. Zunächst zeigte sich die Form des kollektiven Wohnens in den Großwohneinheiten der Frühsozialisten ab Mitte der 1820er Jahre. Darauf folgten ab dem 19. Jahrhundert unter anderem die sogenannten Ledigenheime und Boardinghäuser, Einküchenhäuser, sowie die Einraumwohnung für die berufstätige Frau. Eines der zentralsten ökonomischen Motive war neben dem Teilen, wie auch dem Bereitstellen von genügend Wohnraum, bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Entlastung von Hausarbeit, also die Verringerung der Doppelbelastung

für die berufstätige Frau. Erkennen ließen sich diese Motive in der Zentralisierung und Rationalisierung der Hausarbeit, ebenso wie im Teilen von Serviceleistungen, wie Putz- oder Waschservice. Während dieser Entwicklungsphase wurde nicht nur die Küche, sondern auch weitere Grundausstattungen wie die Nasszelle geteilt, da diese damals in den Arbeiterwohnungen nicht als Standard galten. Der Zugang zu gemeinschaftlichen Einrichtungen wie zu einem Bade- oder Waschhaus verbesserte vielerorts die erbärmlichen hygienischen Zustände enorm.

Durch sozialistische und sozialdemokratische Bewegungen in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts erlangte das gemeinschaftliche Wohnen mehr Bedeutung. Durch Wohnmodelle wie die der Gartenstädte oder die der Wohnhöfe sollte die Wohnungsnot für die vom Land in die Stadt strömende Arbeiterschicht gelindert werden. Mit der Zeit wurden die Modelle des gemeinschaftlichen Wohnens weniger, auf sie folgten Gemeinschaftssiedlungen, die schließlich nur mehr wenige gemeinschaftliche Bereiche aufwiesen. Erst wieder mit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelten sich neue soziale Intentionen, um Wohnraum zu teilen,

⁸⁹ Hartmut Häußermann, zit. n. Schmid u.a. 2019, 15.

⁹⁰ Vgl. Schmid u.a. 2019, 19-20.



Abb.18/19: Krebsstien - Wettbewerbsentwurf eines kollektiven Wohnmodelles des dänisches Architekturbüros C.F. Møller Architects aus dem Jahr 2017.

wie etwa Großhaushalte oder Clusterwohnungen. Heute gilt Co-Living als die neueste Form des gemeinschaftlichen Wohnens. Bei Co-Living-Modellen wird Wohnen mit Arbeiten verbunden, da besonders der Wunsch der heutigen Generation nach Zugehörigkeit und sozialem Austausch präsenter denn je ist. Diese Kombination aus Wohnen, Arbeiten und der Gemeinschaft kann als Weiterentwicklung des ursprünglichen Gedankens des kollektiven Wohnens angesehen werden.⁹¹

2.7.1 Wechselspiel zwischen öffentlich und privat

Das Leben in einer Gemeinschaft ist viel komplexer und vielschichtiger als individuelles Wohnen, besonders deshalb, weil es in den unterschiedlichen kollektiven Wohnmodellen feine Abstufungen und Unterscheidungen von Qualitäten, Nutzungen und dem Öffentlichkeitsgrad gibt, wodurch eine klare Definition von Privat, Öffentlich und Halböffentlich von enormer Wichtigkeit ist. Kollektive Räume können sowohl individuell wie auch gemeinschaftlich genutzt werden und entweder temporär oder permanent zur Verfügung stehen, wodurch sich der Grat zwischen privat und öffentlich verschieben kann.⁹² Diese Wechselwirkung wie auch die Abstufung, was als öffentlich und privat angesehen wird, beeinflusst das Zusammenleben der Bewohner. Abgrenzungen je nach der gesellschaftlichen Entwicklung, sowie durch die sich verändernden Lebens- und Haushaltsformen und die Arbeits- und Mobilitätsweise, müssen immer wieder neu festgestellt und festgelegt werden. Steigt beispielsweise der Öffentlichkeitsgrad eines

Raumes, wird dieser für die Bewohner zugänglicher. Sinkt er hingegen, nimmt die Intimität innerhalb des Raumes zu und die Schwelle des Eintretens oder Benutzens des Raumes erhöht sich. Meist allerdings sind gemeinschaftliche Räume durch die Überlagerung von Funktionen und Nutzungen geprägt, weshalb eine Einordnung nach einem bestimmten Öffentlichkeitsgrad schwierig ist. Wird ein Raum von Personen auf Grund einer bestimmten Funktion genutzt, kann dieser Raum privat und intim sein, dennoch aber kann derselbe Raum durch eine andere Funktion plötzlich einen erhöhten öffentlichen Charakter erhalten.

Obwohl das Wohnen innerhalb eines Kollektivs von gemeinschaftlichen Wohnräumen geprägt ist, ist der Wunsch nach Privatsphäre, Ruhe und Abgeschiedenheit bei den Bewohnern vorhanden. Darum nimmt die Bedeutung des eigenen, privaten Territoriums zu, denn schließlich ist dieser private Rückzugsort für die Bewohner ein Raum, der individuellen Aneignung und Selbstdarstellung, ein Raum, der die Persönlichkeit des Bewohners widerspiegelt. Aus diesem Grund müssen diese minimalen privaten Räume den Bedürfnissen der Bewohner entsprechen, ohne dabei ein Gefühl des Verlustes an Wohnraum hervorzurufen.⁹³

2.7.2 Kollektive Wohntypen des 20. Jahrhunderts

Die Grundidee des gemeinschaftlichen Wohnens im 20. Jahrhundert war es, für die parallel zur Kernfamilie entstehende, teils auch der gehobeneren Gesellschaftssicht angehörenden, Nutzergruppen, die Alleinstehenden, Ledigen, Verwitweten, Studenten oder „Stadtnomaden“, neue Hausformen zu entwickeln.⁹⁴

⁹¹ Vgl. ebda., 29-21.

⁹² Vgl. ebda., 6-11.

⁹³ Vgl. ebda., 15-16.

⁹⁴ Vgl. ebda., 56.



Abb.20: Straßenansicht des Ledigenwohnheims Rehnhoffstraße in Hamburg (D) um 1914. Abbildung einer möblierten 8 m² - Einzelwohneinheit mit Metallbett, einem Schrank, einem Tisch mit Stuhl sowie einem Waschbecken. Am Gang befanden sich Gemeinschaftsnasszellen.



Abb.21: Das Ledigenwohnheim verfügt über großzügige Gemeinschaftsräume wie den hier abgebildeten Spiele- und Lesesaal.

Es sollten die Privaträume reduziert werden, um Wohnen in und mit der Gemeinschaft einen höheren Stellenwert zuzusprechen.⁹⁵ Auch der Wunsch nach einer weniger belastenden, beziehungsweise einer besseren Aufteilung der Haushaltsführung und der Kindererziehung sollte angestrebt werden. Den Bewohnern kollektiver Wohnmodelle sollte trotz des minimalen privaten Raumes ein Mehrwert dieser Wohnform aufgezeigt werden, und die eigene Wohnfläche durch die Auslagerung von Funktionen leistbarer gemacht werden. Zunächst widersprach diese Idee des Wohnens gänzlich der bürgerlichen Vorstellung von Wohnen als höchster Form der Privatheit. Beispielhaft dafür kann die ärmere Schicht der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts genannt werden. Für sie galt Wohnraum aufgrund der Raumnot als Luxusgut, weshalb sie sich zunächst dem kollektiven Wohnen widersetzen, oder genauer gesagt in ihm keinen Mehrwert erkannten.⁹⁶

Ledigenheim und Boardinghouse

Sowohl das Ledigenheim oder Boardinghouse wie auch das Apartment- oder Servicehaus und später die Wohnung für die berufstätige Frau sind Wohnformen, die hotelartig aufgebaut und meist für temporäre Nutzung bestimmt waren.⁹⁷ „Grundriss und Ausstattung sollten auf die sich aus dem Industrialisierungsprozess neu formierte Gesellschaft zugeschnitten werden. Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit sowie Funktionalität waren die erklärten Ziele. Umgesetzt wurden sie durch eine rationelle Herstellung der Wohnungen mittels Kosten- und Flächensparnissen sowie durch Typisierung und Normierung.“⁹⁸ Ledigenheime (Ledigenheim Rehhoff-

straße 1908, Ledigenwohnheim Breslau 1929) wie auch die Boardinghouses (Boardinghouse des Westens 1930, Boardinghouse Isokon Building 1933) waren grundsätzlich auf ein Wohnen ohne Kinder ausgerichtet und vermehrt für Einzelpersonen konzipiert.

Ein positiver Faktor dieser Wohnform war der Aspekt von geteilten Serviceleitungen sowie der Faktor einer geringen Bewirtschaftung und Haushaltsführung in den reduzierten Kleinstwohnungen. Diese Wohnkonzepte und die daraus resultierenden Grundriss- typologien wurden auch im damaligen Architekturdiskurs debattiert und in Kongressen, wie dem bereits erwähnten CIAM II 1929 in Frankfurt a.M., sowie durch Ausstellungen und Mustersiedlungen (Werkbund-Ausstellung und Weißenhofsiedlung in Stuttgart 1927, Werkbund-Ausstellung und Werkbundsiedlung in Breslau 1929, Werkbundsiedlung in Wien 1932) hauptsächlich im europäischen Raum der breiten Öffentlichkeit vorgestellt, und als eine neue innovative Wohnform gehandelt.⁹⁹ Die 7 bis 30 m² großen Kleinwohnungen ermöglichten eine funktionsbezogene Wohnform mit Bett, einer kleinen Kochnische, Schreibtisch und Nasszelle. Zusätzlich standen den Bewohnern, außerhalb der Kleinwohnungen, unter anderem Arbeits-, Spiel- und Speiseraum zur Verfügung.

Zwar schlossen Ledigenheime und Boardinghouses eine Lücke im Wohnungsbau, dennoch konnten sie nur den Wohnbedarf für eine spezielle Gruppe decken. Obwohl die Arbeiterklasse an diesen minimalen Wohnungen nichts Positives erkennen konnte, wurden beide Wohnformen zunehmend von Familien in Anspruch genommen.¹⁰⁰

⁹⁵ Vgl. Werner 1996, 8.

⁹⁶ Vgl. Schmid u.a. 2019, 19-20.

⁹⁷ Vgl. ebda., 56-58.

⁹⁸ Schmid u.a. 2019, 58.

⁹⁹ Vgl. ebda., 56-57.

¹⁰⁰ Vgl. Weigel 1996, 125.



Abb.22: Straßenansicht des zwischen 1921 und 1922 erbauten Einküchenhauses „Heimhof“ in Wien (Ö) um 1980.

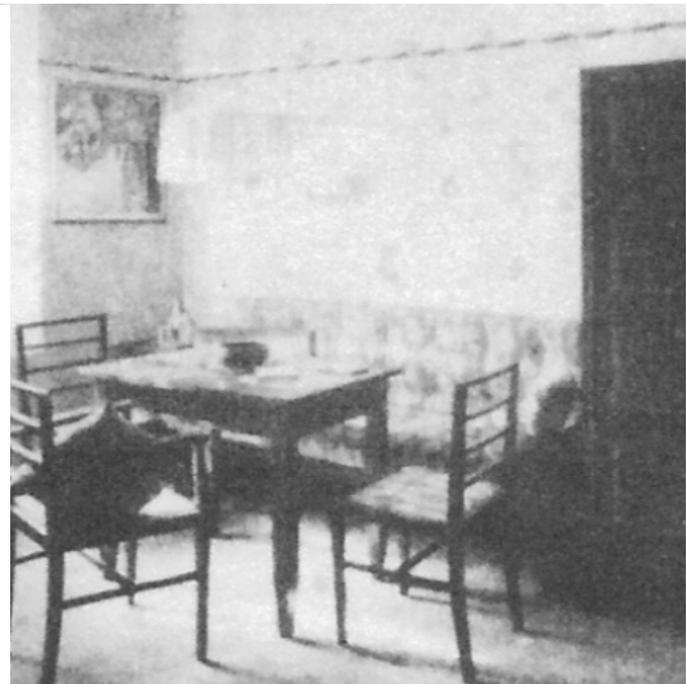


Abb.23: „Heimhof“, Koch- und Arbeitsnische sowie Sitzecke in den Einzimmerwohneinheiten.

Einküchenhäuser

Ähnlich organisiert wie die Ledigenwohnungen und das Boardinghouse war die Idee der Einküchenhäuser die seit Anfang des 20. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern errichtet wurden. Sie boten vor allem eine Alternative zu den großstädtischen Wohnungen der Spätgründerzeit und waren auch verknüpft mit der wachsenden Emanzipation der Frau und der damit verbundenen Neuordnung der Gesellschaft, der Lohn-erwerbsarbeit und dem Umbruch in der Familienstruktur. Dieses aus der englischen Gartenstadtbewegung hervorgehende Prinzip basiert auf einem Miets- haus mit größeren und kleineren Einzelwohneinheiten sowie mehreren gemeinschaftlichen Einrichtungen und Dienstleistungsbereichen, wie Zentralküche, Hausreinigungspersonal und Kindergarten. Besonders die gemeinschaftlich bewirtschaftete Großküche innerhalb des Mehrparteienhauses stand konträr zu der im Massenwohnungsbau etablierten, isoliert lebenden Kernfamilie. Die Gemeinschaftsküche sollte vor allem den Frauen ermöglichen, sich auch innerhalb des Wohnhauses auszutauschen, aber auch generell für alle Bewohner einen Ort der Gemeinschaft bilden. Tatsächlich wurde diese Wohnform entgegen seiner ursprünglichen Vorstellung vor allem von der wohlhabenden Bevölkerungsschicht bevorzugt, die ihre Dienstboten und Haushaltshilfen durch deren Abwanderung in die Fabriken verloren hatten.

Beispielhaft für diesen Wohntypus muss das Einkü- chenhaus „Heimhof in Wien“ (1923) genannt werden. Heimhof umfasste 25 Kleinstwohnungen, ausgelegt als Ein- oder Zweizimmerwohnungen, eine Zentral- küche mit dazugehörigem, gemeinsamen Speise- raum und mehrere Wäschereien im Erdgeschoss. Erkennen lässt sich auch hier, dass es durch Angestellte, die von den Mietern und Mieterinnen bezahlt wurden, versucht wurde, die Hausfrau zu entlasten und die häuslichen Arbeiten, wie das Aufräumen, das Kochen und Wäschewaschen, von den Angestellten erledigen zu lassen.¹⁰¹

Das Einküchenhaus konnte sich jedoch weder durch- setzen noch gelang die damalige angestrebte Inte- gration der Frau in die Berufswelt. Durch politische wie auch wirtschaftliche Entwicklungen verlor es mit der Zeit immer mehr an Bedeutung und nach dem Jahr 1945 galt es wie die Ideologie einer Wohnung ohne Haushalt, als vergessen und weiterführende Entwicklungen blieben aus. Erst durch erneute gesellschaftliche Veränderungen und einen weiteren Schritt der Emanzipation der Frau in den 1960er Jahren wurde die Idee des Einküchenhauses erneut, wenn auch zögerlich, weiterentwickelt.¹⁰²

Parallel zu diesen Wohnformen kam es auch zu einer „Welle von Wohnexperimenten“ (Kollektivhaus John Ericssonsgatan in Schweden 1935, Kollektivhaus YK-Haus in Schweden 1929), deren Schwerpunkte

¹⁰¹ Vgl. Heimhof. 15., Pilgerimgasse 22-24, <http://www.dasrotewien.at/seite/heimhof>, 12.10.19.

¹⁰² Vgl. Schmid u.a. 2019, 84.



Abb.24/25: Prototyp einer Einraumwohnung für die berufstätige Frau nach Margarete Schütte-Lihotzky, bestehend aus Sitzecke, Schreibtisch und Kochnische.

auf ökonomischer, ökologischer oder sozialer Ebene lag. Diese meist privaten Wohnprojekte spiegelten die neuaufkommenden Ansprüche der Gesellschaft wieder, die nun vermehrt auch aktiv am Wohnungsbau und am gemeinschaftlichen Leben der Haushalte teilhaben wollte. Diese Alternativen zu den klassischen kollektiven Wohnformen sind aus dem Verlust der nachbarschaftlichen Beziehungen heraus entstanden. Familien, Alleinerziehende, Singles und auch Senioren sollte es ermöglicht werden, auch ohne staatliche Hilfe bestmöglich zu wohnen. Dadurch entstanden Gemeinschaftswohnprojekte von mehreren Haushalten, die sich Wohnungen, Häuser oder gar mehrere Häuser in einer Siedlungen teilten und gemeinsam finanzierten.¹⁰³

Einraumwohnung für die berufstätige Frau

Dieses Wohnkonzept für die alleinstehende berufstätige Frau als Nutzerin wurde von Margarete Schütte-Lihotzky auf der Ausstellung „Heim und Technik“ 1928 in München anhand von vier Typen von Ledigenwohnungen vorgestellt.¹⁰⁴ Mit der zunehmenden Integration der Frauen in die Arbeitswelt verlangten nun auch diese nach Kleinstwohnungen, um dem neuen Frauenbild genügend Freiheit und Legitimität zu geben.

Bei ihren Entwürfen setzte sich Schütte-Lihotzky nicht nur mit der möglichen Integration in das bestehende Mietshaus sowie mit den gemeinschaftlichen Einrichtungen auseinander, sondern auch mit deren Finanzierbarkeit und mit der Mietbelastung für die berufstätige Frau. Nach Schütte-Lihotzkys Vorstellung sollte die Frau am Wohnmarkt nicht abgesondert Wohnraum finden, sondern dieser in durchaus konventionellen Mietshäusern von beispielsweise sechs Geschossen auch zusammen mit der klassischen Familienwohnung bestehen können. Gegensätzlich zu den klassischen Ledigenheimen plädierte sie für eine Durchmischung von Wohnungen für Alleinstehende und Familien.

Ihre Entwürfe zeigten in unterschiedlichen Größen, wie dieses Wohnkonzept aufbauend auf genormte Familienwohnungen entwickelt und gestaffelt nach dem Einkommen der Frauen vermietet werden könnte. Der erste Typus beispielsweise, bestehend aus acht Einzelzimmern pro Geschoss, verfügte über gemeinschaftlich genutzte Wohnräume sowie Aufenthaltsräume, Küche, Toilette, Waschstelle und Badezimmer. Bei den letzten beiden Typen wurde jedoch auf gemeinschaftliche Einrichtungen verzichtet.

¹⁰³ Vgl. Zahn 2006, 34-35.

¹⁰⁴ Vgl. Schmid u.a. 2019, 56-69.

2.8 Wohntendenzen des 21. Jahrhunderts

„Zukünftige Generationen dürfen eine positive Grundeinstellung gegenüber bescheideneren Wohnformen zeigen und sich vermehrt mit immateriellen Gütern identifizieren. Dazu kommt, dass die Wohnung den Charakter eines Konsumguts annimmt.“¹⁰⁵

David Strohm

In der heutigen Zeit ist die Akzeptanz des gemeinschaftlichen Wohnens vor allem in der jüngeren Generation einerseits Ausdruck eines ökonomisch Zugangs zu Wohnraum, andererseits gibt es eine Sehnsucht, sich selbst anders und vielleicht neu zu verstehen und zu definieren. Zusammenhängend damit soll auch der genossenschaftliche Gedanke bezüglich der Verwaltung und Organisation dieser Wohnform wiederbelebt werden. Obwohl es in den europäischen Ländern unterschiedliche Rechtssituationen zum kollektiven Wohnen gibt, kann diese Art des Zusammenlebens eine Wohnform der Zukunft werden. Wohnraum für den stark anwachsenden Bevölkerungsanteil zu schaffen, ist eine Aufgabe, der sich die Architektur nicht entziehen kann und in Zukunft auch nicht darf.¹⁰⁶

Das 21. Jahrhundert bringt neue Lebensmodelle wie etwa das Leben als Alleinstehender oder Alleinstehende, als Jobnomade, als Nichtsesshafter und als Patchworkpartner mit sich. Diese Modelle stellen nun auch neue Anforderungen im Bereich des Wohnens. Meist suchen oder brauchen diese Menschen nicht

den räumlichen Luxus, der unsere Gesellschaft über die Jahre als Standard anerkannt hat. Mit der Auslagerung klassischer Wohnfunktionen wie dem Waschen, Kochen und Arbeiten in städtische Waschalons, Restaurants und Cybercafés zeigen sich bereits erste Veränderungen in der Wohnwelt. Auch Wohnkonzepte wie Mobilehomes, Boardinghouses und Hometels stellen die Existenz von Wohnungen im klassischen Sinn bereits in Frage.

Es lässt sich jetzt schon erkennen, dass wohl auch diese neuen Wohnkonzepte auf dasselbe Ergebnis gekommen sind, wie bereits die Architekten der Moderne, nämlich dass Wohnen und Raum in ein neues und stark reduziertes Verhältnis gesetzt werden muss, um den Wohnraum so zu minimieren.¹⁰⁷ Auch die Tendenz von jüngeren Paaren oder Singles, in der Stadt zu wohnen, gegenüber Familien und Senioren die das Wohnen in Vororten bevorzugen, zeichnet sich am aktuellen Wohnungsmarkt ab. Diese Tendenzen sind weitgehend an den Lebensalltag geknüpft und durch die Abgrenzung zur Arbeit oder zur Ausbildung definiert. Der direkte nachbarschaftliche Kontakt verliert

¹⁰⁵ David Strohm, zit. n. Schmid u.a. 2019, 195.

¹⁰⁶ Vgl. Schmid u.a. 2019, 7.

¹⁰⁷ Vgl. Schreibmayer 2009, 15-21.

heute aufgrund des immer weitreichenden Kontakt-netzes immer mehr an Bedeutung. Eine Ausnahme bilden hier Familien mit Kleinkindern und Senioren. Bei ihnen besitzt das häusliche Umfeld nach wie vor einen großen Stellenwert, das durch den Faktor, dass sie mehr Zeit in ihrer Wohnungsumgebung verbringen als junge Singles und Paare, verstärkt wird.¹⁰⁸ Unabhängig von diesen Lebensmodellen findet die Mehrheit des Wohnens immer noch in Gebäuden statt, deren Spektrum von Villen, Einfamilien- und Reihenhäusern bis zu den unterschiedlichsten Varianten von Geschosswohnungsbauten sowie ehemaligen gewerblichen Liegenschaften reicht. Einfamilienhaushalte, die beispielsweise in Europa mehr als die Hälfte der Wohnenden in den Großstädten repräsentieren, leben in großen wie auch kleinen Wohnungen, entweder allein oder mit dem jeweiligen Partner. Trotzdem sehnen sich auch Vertreter dieser Haushalte nach Gemeinschaft, die durch die unterschiedlichsten Wohnkonzepte häufig im Rahmen von Baugemeinschaften und Genossenschaften oder durch verstärkten nachbarschaftliche Aktivitäten zufriedenzustellen versucht werden. Kennzeichnend für den Wohnungsmarkt des 21. Jahrhunderts sind auch Überfluss und Nöte, die immer wieder Proteste beispielsweise gegen die steigenden Mieten, Besetzungen und Praktiken einer kollektiven und individuellen Reduzierung des Wohnflächenkonsums in unterschiedlichsten Varianten von „tiny houses“ auslösen. Für aktuell ungefähr 50% der Stadtbevölkerung, die auf bezahlbaren Wohnraum angewiesen ist, führt eine Erhaltung und Sicherung dieser Wohnfläche zu einer großen Herausforderung. Auch die Zweckentfremdung von

Wohnungen für touristische Nutzung, wie etwa Air BnB, führt dazu, dass Stadtbesucher Wohnende aus ihrem Lebensraum zu verdrängen drohen.¹⁰⁹

2.8.1 Wohnformen des 21. Jahrhunderts¹¹⁰

Studentenwohnheime und Wohnkapseln

In der Regel ziehen die meisten Jugendlichen mit Beginn der Ausbildung oder des Studiums von Zuhause aus. Während dieser Zeit ist die Wohnform der Wohngemeinschaft am populärsten. Auch bieten Studentenwohnheime eine begehrte Alternative für ein gemeinschaftliches Zusammenleben. Mit Steigerung der Nachfrage an zentral gelegenen, kleinen, aber in erster Linie leitbaren Wohnungen, müssen besonders in Großstädten innovative Lösungen gefunden werden, um bezahlbaren studentischen Wohnraum bereitzustellen. Hierbei können kleine private Einheiten mit gemeinschaftlichen Flächen zu einer kostengünstigen Alternative werden. In vielen sogenannten Studentenstädten ist die Wohnungssuche besonders vor Semesterbeginn aktuell, weshalb oftmals Notunterkünfte bereitgestellt werden müssen.

Als Extremlösung für dieses Problem könnten in Zukunft sogenannte Kapselhotels (Kapselhotel Green Plaza Shinjuku in Tokio), wie sie in japanischen Großstädten bereits seit mehreren Jahren als ein Lösungsansatz für den Mangel an Wohnraum präsent sind, sein. Angenommen, in den „Wohnkapseln“ würden nur Aktivitäten wie das Schlafen und Lernen stattfinden, wäre es möglich, den gemeinschaftlichen Einrichtungen wie der Küche oder dem Wohnzimmer, Bedeutungsraum zurückzugeben. Dass diese Art eines

¹⁰⁸ Vgl. Jonuschat 2012, 8.

¹⁰⁹ Vgl. Breckner 2019, 200-204.

¹¹⁰ Vgl. Jonuschat 2012, 8-11.

Wohnens auf minimalem Raum auch für westliche Studenten ein Lösungsansatz sein könnte, belegen nordamerikanische College-Unterkünfte, wo es üblich ist, sich ein Zimmer mit einem anderen Studenten zu teilen. In der Regel wird diese erste temporäre Wohnform mit dem Erhalt des ersten eigenen Einkommens gegen eine eigene Wohnung eingetauscht.

Townhouses und mobile Einfamilienboxen

Junge Familien oder Paare mit ausreichend hohem Einkommen tendieren zu städtischen Wohnungen im Grünen oder Stadtwohnungen, die ihnen das Gefühl eines Wohnens im Eigenheim vermitteln. Hohe Nachfrage gewinnen hier aktuell besonders sogenannte Townhouses (The Greenwich Lane in New York). Dabei handelt es sich um Reihenhäuser mit Terrassen oder kleinen Gärten in einer dennoch zentralen städtischen Lage. Diese Wohnform bietet finanziell Vermögenden, aber auch zeitarmen Bewohnern wohnbegleitende Dienstleistungen für die gesamte Wohnanlage wie einen Doorman, die Vermittlung von Reinigungspersonal und Handwerkern oder Lebensmittellieferungen.

Mobile Eigenheime als alternatives Eigentumskonzept sprechen besonders junge Familien an, da diese noch nicht oder nicht mehr über die finanziellen Mittel für den Erwerb eines klassischen Eigenheims verfügen. Solch flexible Lösungen von mobilen Häusern decken durchaus den Bedarf ab, für den es bisher kaum Angebote gibt. Besonders in den USA (Sunnyside Trailer Park in Florida) zeigen die vielen Trailerparks, sei es aus Not oder Überzeugung, dass dies zu einer permanenten Wohnform werden könnte oder bereits geworden ist. Eigens entwickelte flexible Hauskonstruktionen können ebenfalls auf

Flachdächern von Plattenbauten temporär oder gar langfristig zu Ensembles zusammengestellt werden.

Abwanderung in die Städte und Verlust des klassischen Eigenheims

In der Nachkriegszeit war der Traum jeder Familie wohl das klassische Eigenheim in der Vorstadt. Dieser Traum verliert jedoch in der heutigen Zeit vermehrt an Bedeutung. Wie es sich durch aktuelle Tendenzen jetzt schon abzeichnet, wird diese Wohnform auch in den nächsten Jahren immer mehr an Bedeutung verlieren. Auch Faktoren wie das Sinken der Eheschließungsrate, das vermehrte Alleinwohnen, aber auch durch die Tatsache, dass die meist monotonen, suburbanen Fertighaussiedlungen nicht mehr den heutigen Ansprüchen von individuellen Wohnkonzepten entsprechen, bestärken diese Annahme. Auch werden viele vorstädtische und ländliche Gegenden unattraktiver, da durch die Abwanderung der jungen Bevölkerung in die Stadt das soziale und kulturelle Angebot sinkt. Nicht nur Familien, auch Senioren ziehen vermehrt in die Stadt, da diese ein breiteres Dienstleistungs-, Versorgungs- und Kulturangebot bietet.

Senioren-WGs

Dadurch, dass die Menschen immer älter werden, gewinnt die Gruppe der Senioren für die Bau- und Wohnungswirtschaft immer mehr an Bedeutung. Im Jahr 2030 wird in Österreich bereits jede vierte Person über 65 Jahre alt sein, der Anteil der 20- bis 65-Jährigen hingegen wird von derzeit 62% auf 57% sinken.¹¹¹ Die Senioren leben dann auch immer seltener im Haus ihrer Kinder. Diese sogenannten „jungen“ Alten differenzieren sich von den „alten“ Alten durch ihre

¹¹¹ Vgl. Bevölkerungsprognose für Österreich bis 2050 nach Altersgruppen, 2012, http://wko.at/statistik/wgraf/2012_32_Bevölkerungsprognose_2050.pdf, 06.01.2020.

Wertvorstellungen und Lebenseinstellungen. Sie sind auch aktiver, engagieren sich sozial und nehmen viel mehr am gesellschaftlichen Leben teil, wodurch sie ein anderes Wohnbedürfnis haben als die „alten“ Alten. Für diese Personen sind die gemeinschaftlichen Wohnformen, wie etwa eine Gemeinschaft auf Haus- oder Siedlungsebene, besonders ansprechend. Immer mehr dieser „jungen“ Alten können es sich vorstellen, in dem Konzept eines Mehrgenerationenwohnens (Generationenhaus von Kohlhoff & Kohlhoff in Stuttgart) oder einer Gleichaltrigen-WG (Senioren-WG in der Kundratstraße in Wien) zu leben. Deshalb wechseln viele 60- bis 70- Jährige noch einmal ihren Wohnsitz, um entweder näher bei ihrer Familie, in der Stadt oder in Senioren-WGs zu wohnen.

Im Leben in einer altersgemischten Wohngemeinschaft aus „jungen“ Alten und „alten“ Alten unterstützen die Jüngeren die Älteren, jedoch kann es hier auf Grund der unterschiedlichen Bedürfnisse in Bezug auf Privatheit und Gemeinschaft zu Konflikten kommen. Auch die Überforderung der Jüngeren mit der Pflege der Älteren kann zu einem erneuten Umzug der Älteren führen.

Pflege-WGs und Wohnen für ältere Migranten

Während in der heutigen Zeit mehr als zwei Drittel der Senioren Zuhause von ihren Angehörigen gepflegt bzw. betreut werden, ist es in Zukunft vorhersehbar, dass viele ältere Familienangehörige nicht mehr im Haus ihrer Kinder oder in deren Nähe, sondern wieder in Altenheimen, in Alternativen dazu, leben werden. Dies ist auf unterschiedliche Gründe zurückzuführen, wie etwa durch die Zunahme der intensiv pflegebedürftigen 80- bis 100-Jährigen oder durch die höhere Mobilität und Erwerbstätigkeit der Frauen, die bisher die traditionelle Pflege Zuhause übernommen haben. Senioren mit Migrationshintergrund sind aktuell eine

neu aufkommende Gruppe. Ihre Bedürfnisse unterscheiden sich von „heimischen“ Senioren, da für sie die Nähe zu den Kindern und Enkelkindern ein wichtiger Entscheidungsfaktor für eine Wohnung sein kann. Auch die Möglichkeit eines eigenen Gartens für den Anbau von Obst und Gemüse ist für diese Seniorengruppe oft von besonderer Bedeutung.

Multifunktionale Wohnkonzepte

Die Frage, wie wir in Zukunft wohnen möchten, wird auch durch den Trend der Industrialisierung und das Pulsieren von Lebensstilen erschwert. Die Ausnahme wird immer mehr zur Regel und Typologien, wie etwa Milieus oder Schichten, verlieren immer mehr an Bedeutung. Multifunktionale Wohnkonzepte, die den Ansprüche von Familien, Singles, Paaren oder Senioren entsprechen, werden immer wichtiger für die Planung. Es gilt, funktionale Wohnkonzepte zu entwickeln, die Mini-Apartments, Maisonettewohnungen, Penthouses oder Familienwohnungen geschickt miteinander zu verbinden.

Die Darstellung der derzeitigen Situation der Gesellschaft und der gegenwärtigen Wohnform ist eine Momentaufnahme. Zukünftige Entwicklungen sind meist nur schwer vorhersehbar.¹¹² Dennoch zeigen sich gemeinschaftliche Wohnkonzepte, wie sie auch schon im 20. Jahrhundert präsent waren, immer noch als zukunftsweisend. Diese Wohnformen ermöglichen es, ökologische, soziale wie auch ökonomische Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, und damit alle sozialen Gruppen zu integrieren. Demnach sollten Planer wie auch Nutzer versuchen, ihre Vorstellung vom Wohnen umzusetzen, und dabei auch unkonventionellere Wege gehen, um diese zu erreichen.¹¹³

¹¹² Vgl. Krebs 2007, 9.

¹¹³ Vgl. Jonuschat 2012, 10.

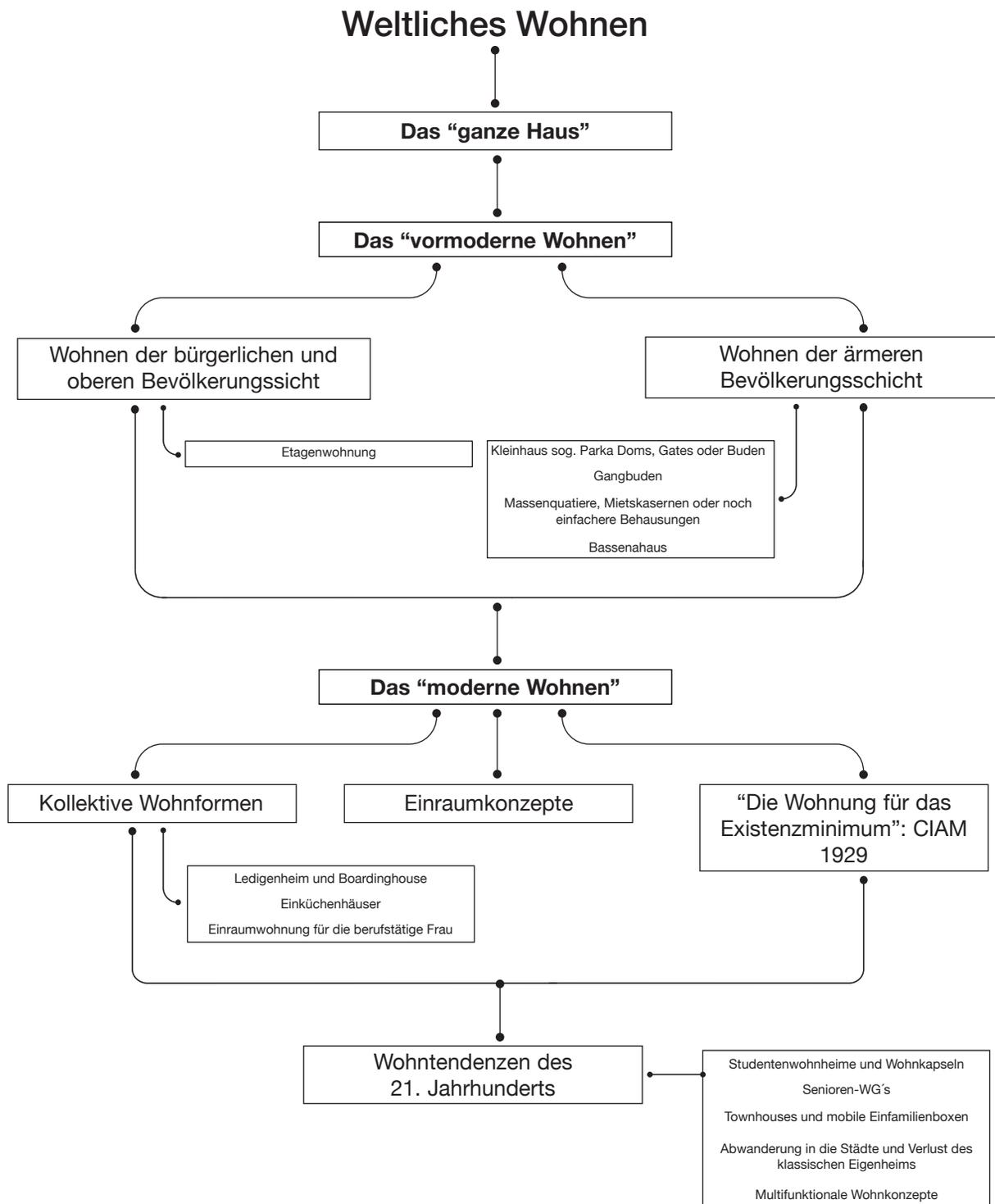


Abb.26: Diagramm des weltlichen Wohnens.

3

Lebens- und Wohnformen im Kloster

Bereits ab dem 20. Jahrhundert nahmen Architekten und Architektinnen in ihrer Suche nach Lösungen für das minimale Wohnen Bezug auf die Lebens- und Wohnformen im Kloster. Sie erkannten im Kloster ein gut funktionierendes System zwischen Individualität und Kollektivität trotz der Minimalisierung an privatem Raum und einer Restriktion der materiellen Güter.

Das nachfolgende Kapitel wird zunächst den Begriff des Klosters definieren und versuchen, die komplexe Geschichte des monastischen Lebens- und Wohnens zu veranschaulichen, um so ein tieferes Verständnis für diese Lebens- und Wohnform zu entwickeln, welche auch im Gedächtnis der Schwestern des Klosters „Maria im Paradies“ verankert ist.

3.1 Was ist ein Kloster?

„Das Kloster ist ein Ort der Stille und des Gebetes, eröffnet auf besondere Weise einen Raum zur Begegnung mit sich selbst und Gott - weit jenseits von Leistung und Funktionalität.“¹¹⁴

Karin Lindenthaler

Der Begriff Kloster, der seinen Ursprung im mittelhochdeutschen Wort „klöster“, dem althochdeutschen Wort „klöstar“, sowie dem lateinischen Wort „claustrum“ hat, bezeichnet den für Mönche und Monialen (Nonne)¹¹⁵ vorgesehenen Lebensraum, in dem diese Gesellschaft alle lebensnotwendigen und unersetzlichen Funktionen vorfindet.¹¹⁶ Innerhalb seiner Mauern funktioniert das Kloster wie eine autonome, zugleich autarke Gemeinschaft. In der Klausur leben die Mönche und Monialen als eine Gemeinschaft von Menschen, die dasselbe Ziel vereint: Jesus nachzufolgen, seine Gebote zu halten, Gott zu suchen, ihn anzubeten. Dennoch müssen Klostersgemeinschaften auch arbeiten, um sich ihr Leben im Kloster finanzieren zu können. Architektonisch gesehen ist ein Kloster vergleichbar mit einer Stadt, denn wie die Stadt setzt sich auch das Kloster aus einzelnen, teils unabhängigen Elementen zusammen und kann nur als eine geschlossene Einheit funktionieren.¹¹⁷ Gottesfreude und die Versinnbildlichung von architektonischem Kunstschaffen unter vorgegebenen Bedingungen sind

Begriffe, die Klöster ebenso treffend beschreiben wie die der gebauten Ordnung, Stille, Demut, Strenge und Askese.¹¹⁸ Die Klosterbaukunst ist abhängig von Ordensregeln. Die Lebensweise der Mönche und Moniale, die mit Leidenschaft und Konsequenz geführt wird, ist maßgeblich für die Architektur des Klosters. Das Kloster schafft Mönchen und Monialen einen Rahmen, in dem sie ihren Alltag, der abgestimmt und zugleich bestimmt wird durch die Regeln des Ordens, führen können. Durch das Kloster soll den Mönchen und Monialen ein Rahmen geschaffen werden, der es ihnen ermöglicht, ein Leben ausschließlich mit und für Gott führen zu können. Ein Leben, das vollkommen ist, und dadurch der Vollkommenheit eines Klosters entspricht.¹¹⁹ In unserer heutigen Welt, die vom materialistischen Leben geprägt ist, hat sich die Lebensform in einem Kloster begehrt erwiesen, als zunächst angenommen werden konnte. Im Kloster „Maria im Paradies“ etwa leben gebildete Frauen, wie Mathematiklehrerinnen, Apothekerinnen bis hin zu Doktorinnen. Auch die weltweiten Klostergrün-

¹¹⁴ Lindenthaler 2018, 96.

¹¹⁵ Moniale, Mehrzahl Monialen, ist das französische Wort für Nonne. Aufgrund des vermehrten negativen Wortgebrauches von Nonne wird versucht diese Bezeichnung durch Moniale zu ersetzen.

¹¹⁶ Vgl. Kloster, das, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Kloster>, 16.11.2019.

¹¹⁷ Vgl. Werner 1986, 432-434.

¹¹⁸ Askese bezeichnet eine strenge und entsagen Lebensweise um sittliche und göttliche Ideale zu verwirklichen.

¹¹⁹ Vgl. Braunfels ⁵1985, 11-14.

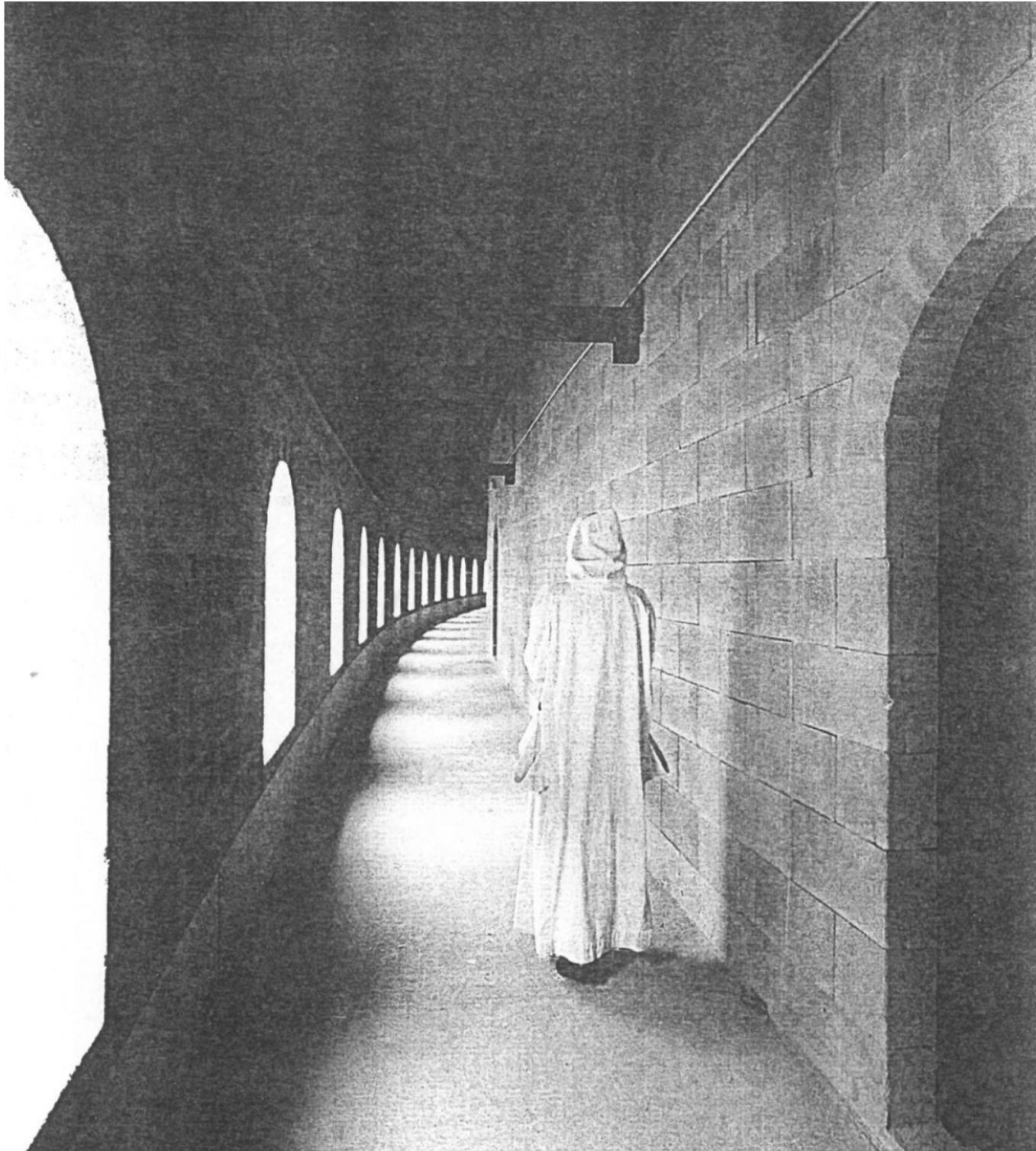


Abb.27: Der Kreuzganghof des Klosters „Maria im Paradies“ ist ein Ort der Begegnung und ein Verbindungselement zwischen den Eremitagen und den Gemeinschaftsbereichen. Der Kreuzgang ist ein Weg, durch den sich die Moniale auf das Leben in der Eremitage und der Gegenwart Gottes vorbereitet.

dungen haben die Klosterarchitektur zu einer profitbringenden Architekturaufgabe weiterentwickelt.¹²⁰ Im Kloster „Maria im Paradies“ kamen, so bestätigt der Architekt Matthias Mülitzer, die Gelder für den Bau des Klosters überwiegend von Spenden, darunter auch anonyme Großspender, dennoch aber verdiente Matthias Mülitzer selbst wenig mit dem Projekt, aber, so meint er, sei dies für ihn auch nicht so wichtig, denn er sehe die Klosterplanung vielmehr als ein Hobby.¹²¹

Seit den Anfängen in der Antike zählten Taten der Barmherzigkeit nach biblischem Vorbild, wie auch die Sorge um Arme und Kranke, zu den Aufgaben eines Klosters. Darüber hinaus entwickelten sie sich zu Bildungsstätten und Erziehungseinrichtungen, besonders als Folge der

religiösen Revolution im 16. Jahrhundert. Nach den schweren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges gewannen Orden wie auch Klöster neue Kräfte. Im 20. Jahrhundert entwickelte sich als Folge der Reformation eine neue Gestalt des religiösen Lebens.

Sogenannte Säkularinstitute der katholischen Kirche bezeichnen eine Gemeinschaft von Frauen und Männern von Klerikern und Laien, die ein gottgeweihtes Leben nach der Verwirklichung christlicher Liebe führen und versuchen, zur Heilung der Welt beizutragen. Mitglieder dieser Institute leben weiterhin in ihrem weltlichen, beruflichen und familiären Umfeld oder in kleinen Gemeinschaften, von wo aus sie ihr Leben im Dienst Gottes führen.¹²²

¹²⁰ Vgl. Mülitzer 1993, 4.

¹²¹ Vgl. Hannes Hintermeier: Im Kartäuserkloster. Hier ist Raum für die große Stille geschaffen, 23.12.2011, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/im-kartauserkloster-hier-ist-raum-fuer-die-grosse-stille-geschaffen-11577791.html>, 05.02.2020.

¹²² Vgl. Schwaiger 1993, 26-40.

3.2 Geschichte des monastischen Wohnens

„Euer beschauliches Leben ist unbedingt notwendig für die Kirche und die Menschheit. Deshalb sollt ihr in Freude und aller Ernsthaftigkeit eure Berufung leben, die in der ausschließlichen Liebe zu allen Menschen besteht.“¹²³

Papst Johannes Paul II.

Die historische Entwicklung des monastischen Lebens ist vielseitig und unterschiedlich ausgeprägt, egal um welche Religion es sich handelt, sei es das Christentum, der Buddhismus, der Hinduismus, das Judentum oder der Islam. Die gewaltigen Baudenkmäler des Christentums, Klöster und Kirchen üben in uns Menschen immer eine fast merkwürdige Faszination aus und führen dazu, dass wir uns Fragen wie „Wie ist wohl das Leben hinter den Klostermauern?“, „Was ist so anders am Leben abseits der weltlichen Gesellschaft?“ oder einfach „Warum entscheiden sich Menschen für ein monastisches Leben?“ stellen. Im nachfolgenden Abschnitt wird versucht, die historische Entwicklung des monastischen Wohnens aufzuzeigen, und ein besseres Verständnis für die Entscheidung, sein Leben in den Dienst Gottes zu stellen, zu entwickeln.

3.2.1 Vorformen des klösterlichen Lebens

Der Grundgedanke des klösterlichen Lebens ist die Gemeinschaft: Gemeinschaft mit Gott und Gemein-

schaft unter Brüdern bzw. Schwestern.¹²⁴ Formen eines monastischen Lebens gibt es schon lange vor der Geburt Jesu Christi. Beispielhaft hierfür ist die Gemeinschaft der Essener, die vermutlich von 165 v.Chr. bis 70 n.Chr. in Palästina lebten. Sie selbst nannten sich „Yachad“, auf Deutsch Union. Diese strenggläubigen Juden versuchten, die religiösen Gebote der Tora und der fünf Bücher Mose bis auf den letzten Buchstaben genau zu erfüllen. Mit dem heutigen Wissen über die Geschichte des monastischen Lebens lässt sich erkennen, dass die Essener bereits damals viele Merkmale eines religiösen Ordens aufwiesen. Gemeinsam zogen sich überwiegend Männer in die Wüste zurück, um die ersten klosterähnlichen Gebäudekomplexe zu errichten. Dort lebten sie ein streng durch Regeln bestimmtes Leben, das gleichzeitig die Beziehungen untereinander und die Lebensweise jeden Einzelnen bestimmen sollte.

Ähnlich wie die Essener zogen sich auch die Therapeuten in die Wüsten zurück, bildeten aber im Gegensatz zu den Essenern kein geschlossenes Kloster, sondern lebten in einem lockeren Verband

¹²³ Papst Johannes Paul II., zit.n. Die Ordensfamilie von Bethlehem 1985, 19.

¹²⁴ Vgl. Hawel 1982, 13.

von Einsiedlern zusammen. Jeder wohnte für sich alleine, doch versammelte man sich zu bestimmten Feiertagen zum gemeinsamen Gottesdienst.

3.2.2 Askese - Vollkommenheitsideal des Christentums

Das Vorübergehende oder auf Lebzeiten geführte Leben als Mönch oder Moniale gibt es in vielen unterschiedlichen Formen und hat viele religiöse Kulturen und Religionen geprägt. Es unterscheidet sich vom allgemeinen Christentum durch das Streben nach einem radikalen, christlichen Vollkommenheitsideal, das das Mönchtum innerhalb der christlichen Gemeinde wie auch der menschlichen Gemeinschaft so nicht verwirklichen konnte.¹²⁵ Erkennen lässt sich dies daran, dass die ersten Mönche im 4. Jahrhundert n.Chr. bereits eine vollkommene Heilserwartung und eine exzessive religiöse Hingabe verkörperten. Durch das Mönchsein versuchten sie, ihre Seele von den irdischen Fesseln und Verstrickungen zu befreien, um für Gott rein zu sein, und sich dadurch vollkommen in den Dienst Gottes stellen zu können. Als Möglichkeit, um diese Befreiung erreichen zu können, galt, beziehungsweise gilt, die Askese, die Abtötung des Leibes. Besonders die Vorläufer der heutigen Mönche, die Eremiten in den Wüsten Ägyptens und Syriens, wurden durch ihre extreme Ausübung einer asketischen Lebensweise geschichtlich bedeutsam. Obwohl sich die asketische Lebensweise über die Jahrhunderte hinweg veränderte, bleibt ihre Bedeutung für das Mönchtum unumstritten, denn jeder Orden, jede Ordensreform versucht, durch harte

und verschärfte asketische Anordnungen und durch Gebote das ursprüngliche Ziel, die Nachfolge oder Nachahmung Jesus Christus neu, vielleicht sogar besser, zu verwirklichen. Dementsprechend kann die Askese als eine Wurzel des Mönchtums, des „sich Zurückziehens“ aus der menschlichen Gesellschaft, definiert werden. Als eine weitere Wurzel des monastischen Lebens wird die christliche Botschaft genannt, nach der der Mönch oder die Moniale stets für die Wiederkunft des Herrn bereit sein muss. Die Sorge und teils auch eine Art der Verzweiflung des persönlichen Heils lässt Menschen, damals wie heute aus den christlichen Gemeinden hinaus in die Wüste oder wenig später hinter die Klostermauern fliehen, denn dort wurde und wird es ihnen möglich, ihr Ideal eines Lebens für und mit Gott zu verwirklichen.

3.2.3 Eremitentum und Anfänge im Orient: Leben in Höhlen und Zellen

Der Ursprung des christlichen Mönchtums ist der Orient. Hier wurde es zu allererst möglich, dieses angestrebte Vollkommenheitsideal zu verwirklichen. Es war in Ägypten, Syrien und Palästina, wo zu Beginn des 3. Jahrhunderts n.Chr. einzelne Christen die menschliche Gemeinschaft verließen und sich in nahegelegene Wüsten zurückzogen. Sie glaubten, hier fern von allen menschlichen und weltlichen Bindungen zu sein, und dadurch ein ausschließlich christliches Leben führen zu können. Zunächst klingt dieser Rückzug aus der zivilisierten Umgebung, aus den sicheren Behausungen der Stadt, als etwas Gefährliches, Fremdes und gar Unbekanntes, denn

¹²⁵ Vgl. ebda., 9.

ein Leben in der Wüste forderte. Doch waren diese Menschen mit dem Leben in der Wüste vertraut und ihre Behausungen befanden sich zunächst auch nur wenige Meter von den menschlichen Siedlungen entfernt. Eine zu große Distanz zu den Siedlungen wagte man vorerst nicht, denn zur damaligen Zeit war der Glaube, dass in der Wüste alle Dämonen und Totengeister wohnten, zu präsent.

Trotz all dem galt die Wüste für das Juden- und Christentum als ein Ort der Verheißung, denn von der Wüste aus sollte der Messias sein neues Reich erbauen, wodurch die Wüste von Beginn an zum eigentlichen Raum des alten Mönchtums wurde.¹²⁶

Gab es hingegen keine Wüste als Zufluchtsort, zog man sich in Wälder, auf Felsen, in Sümpfe oder ans Meer zurück, um auch hier, zwar in einer anderen Form als in der Wüste, ein Leben in Einsamkeit und Abgeschlossenheit zu führen.¹²⁷

Antonius, der Einsiedler, formulierte zwischen dem 3. und 4. Jahrhundert n.Chr. die Bedingungen des Lebens als Einsiedler als das nicht Sehen, das nicht Hören und das nicht Sprechen. Zwar gab es vor Antonius schon Einsiedler, aber er wird aufgrund seiner Weisungen, Taten und seiner Apophthegmata als Vater des Eremitentums bezeichnet.

Wichtig für das Leben als Eremit ist die Abgeschlossenheit und Abgeschlossenheit der Behausung. Nur ungern wurden diese verlassen, denn außerhalb dieser lauerten Gefahren, Ablenkungen, Versuchungen und Abschweifungen. Selbst zum Essen sollten Eremiten ihre Unterkunft nicht verlassen.¹²⁸ Als Behausungen wählten sie selbstgeschaffene oder vorgefundene, natürliche oder künstliche Höhlen. Standen Höhlen als temporärer Unterschlupf nicht zur Verfügung, baute

man sich einfachste Hütten in Form von Zellen, die veränderlich waren. Diese Zellen sollten auf keinen Fall als eine dauerhafte Wohnform ausgebildet sein, da die Dauerhaftigkeit mit der Sesshaftigkeit verbunden wurde und genau das Sesshafte, wie es die Wohnformen in den zivilisierten Gegenden taten, sollte anfänglich noch vermieden werden. Diese einfachen Behausungen waren zugleich Wohn- und Warteräume, welche das Dunkle und die Stille, aber auch das Licht und das Wort Gottes versinnbildlichten. Dementsprechend wird dem Leben in der Höhle als frühreligiöse Wohnform in der Geschichte der christlichen Religion und des Mönchtums eine zentrale Rolle zugesprochen.¹²⁹ Neben dem Wohnen in Höhlen oder Zellen gab es weitere Wohnformen von Eremiten, vor allem syrische Eremiten erlangten durch ihre gewählten Unterkünfte zweifelhafte Bekanntheit. So ließen sich diese beispielsweise in Höhlen oder leeren Gräbern einmauern oder standen Tag und Nacht in der Wüste, beladen mit schweren Eisenketten.

Antonius selbst stellte den Vergleich von Zelle und Fisch her, denn für ihn war die Zelle des Eremiten wie das Wasser für den Fisch etwas Unersetzliches. Neben dem sich Zurückziehen führten Eremiten weitere Formen der Buße aus. So hielten sie lange Nachtwachen, ernährten sich nur von pflanzlicher Kost, fasteten häufig und waren in ihren Zellen oder Höhlen Temperaturunterschieden ausgesetzt. Zur ständigen Meditation und Askese sollten die Eremiten nach Antonius auch körperliche Arbeit verrichten, denn sie sei innere seelische Therapie, weshalb die meisten Eremiten Seile und Matten flochten. Charakteristisch für die frühen Formen des asketischen Lebens war die grundsätzliche Ausrichtung des Lebens auf das

¹²⁶ Vgl. ebda., 20.

¹²⁷ Vgl. Werner 1986, 428.

¹²⁸ Vgl. Hawel 1982, 20-21.

¹²⁹ Vgl. Werner 1986, 429-430.

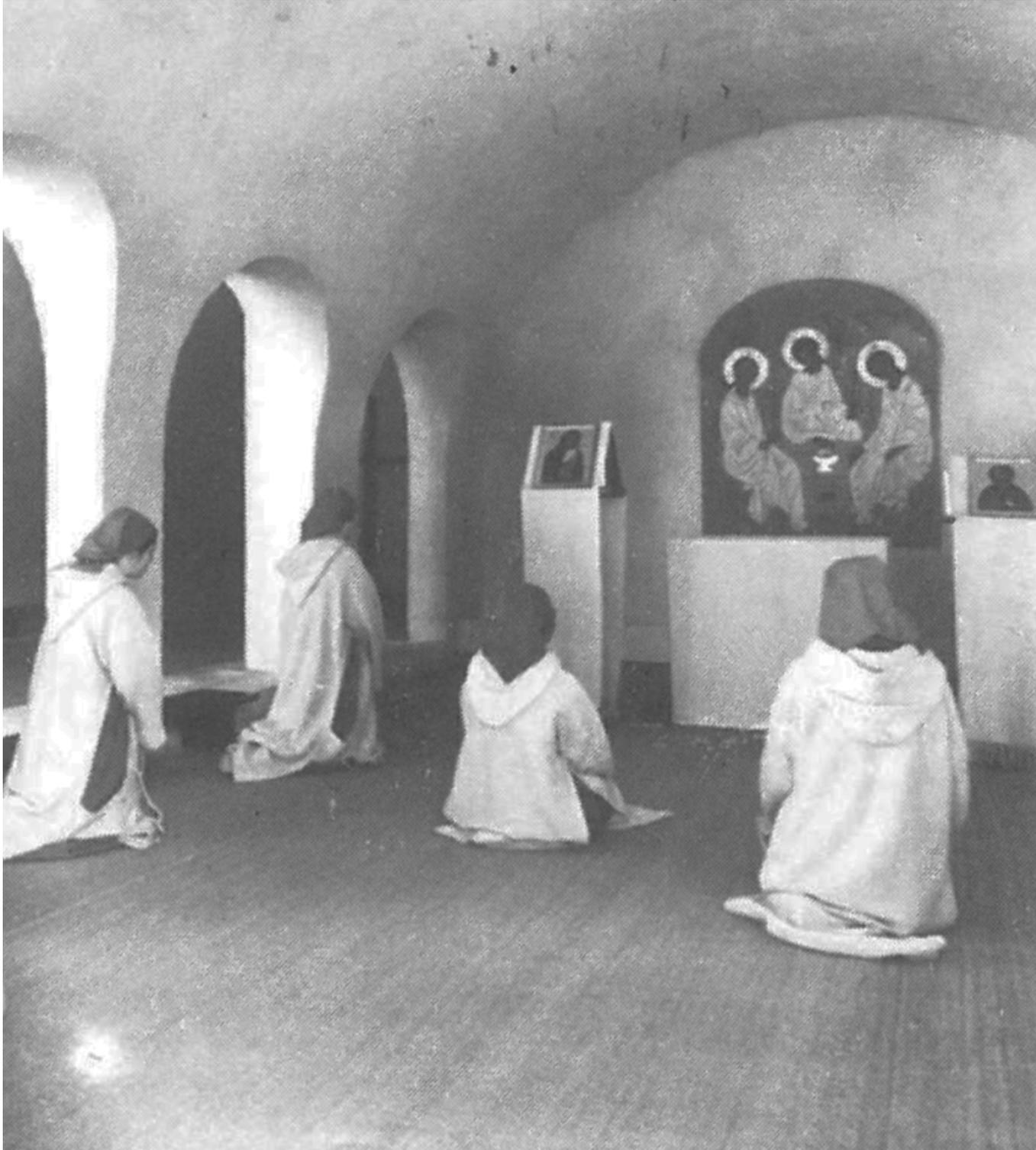


Abb.28: Schwestern der monastischen Familie von Bethlehem beim gemeinsamen Gebet in der Kirche.

individuelle und persönliche Seelenheil. Ob Eremiten nun in Höhlen oder Zellen wohnten, eingemauert waren oder nicht, und wo auf der Welt sie lebten, ihnen allen lag dasselbe Ziel zu Grunde, die Abtötung des Leibes, um frei für Gott sein zu können.

3.2.4 Zönobitentum - Leben im gemeinsamen Haus

Erlangte ein Eremit nun dieses angestrebte Ideal, so wurde er zum Vorbild zahlreicher Pilger und Nachahmer. Diese Wüstenväter, wie sie auch genannt werden, wurden folglich Lehrer für andere. Diese Entwicklung eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses führte schließlich dazu, dass Eremiten nun nicht mehr abgeschieden lebten. Sie wohnten nun nur wenige Schritte von anderen von Eremiten oder Schülern bewohnten Zellen oder Höhlen entfernt. Man besuchte einander oft, entweder um sich geistig auszutauschen oder zur gegenseitigen Unterstützung, wodurch sich die ersten Eremitenkolonien bildeten.

Obwohl sich das Eremitentum im 4. Jahrhundert n.Chr. überall verbreitet und nahezu seinen Höhepunkt erreicht hatte, entwickelte sich in Ägypten eine grundsätzlich neue Form des asketischen Lebens, das eine Balance zwischen dem Leben in Abgeschiedenheit und dem der Gemeinschaft verkörperte: das Zönobitentum, auch Cönobitentum genannt. Geschaffen wurde diese Lebensform von Pachomius, einem christlichen Heiligen und Gründer der ersten christlichen Klöster. Im Unterschied zum Eremitentum erreicht das Zönobitentum sein Ziel der Vollkommenheit durch

Gehorsam und allgemein verbindliche Regeln. Zwar war der Eremit frei, doch war dennoch das Gefühl der Ungewissheit und Unsicherheit allgegenwärtig. So lebte der Zönobit in einer mäßigen Askese und einer relativen Heilsgewissheit, in der er dagegen das Opfer des Gehorsams ertragen musste. Pachomius organisierte um 325 n.Chr. seine Klösterverbände, eine Gruppe von je 30 Personen, die ein eigenes gemeinsames Haus bewohnten. Jedes dieser Häuser wurde von einem eigens eingesetzten Klostervorstand geleitet. Ungefähr zehn dieser Häuser bildeten einen geschlossenen Klosterverband, der durch Mauern von der Umwelt abgegrenzt wurde.

Im Zentrum dieser Häusergruppen befanden sich Gebäude, die von der Gemeinschaft genutzt wurden wie etwa der Gebetsaal, der Speisesaal oder der Veranstaltungssaal. Zweimal pro Tag versammelte sich die gesamte Gemeinschaft zum gemeinsamen Gebet sowie zur gemeinsamen Arbeit. Sowohl das Schweigen, das Armutsgelübde wie auch die Zelle als persönlicher Raum wurde von den Eremiten übernommen. Erst mit dem benediktinischen Mönchtum wurde der Schlafsaal eingeführt.¹³⁰

Der heilige Ammon als erster Anachoret sowie der heilige Antonius als erster Einsiedler waren Vorbilder für Tausende, die es ihnen nachtaten und zuerst als Einsiedler, später dann in Einsiedlerkolonien in der Wüste oder in Oasen lebten. Nach diesem Vorbild entstanden im 4. Jahrhundert auch im Abendland Einsiedlergemeinden. Vor allem der oben genannte heilige Antonius beeinflusste die Entwicklung von Mönchsgemeinschaften bis hin zu einem gemeinschaftlichen Leben der Mönche.¹³¹

¹³⁰ Vgl. Hawel 1982, 21-27.

¹³¹ Vgl. Schwaiger 1993, 10.

Seit 1965 wird das Eremitentum als Lebensform von der katholischen Kirche anerkannt, ist jedoch an strenge Kriterien gebunden. Es wird eine strikte Trennung und Abgrenzung zum und vom Leben in der Gesellschaft gefordert, ein Leben in ungeteilter Hingabe zu Gott, in Armut und Verzicht, darüber hinaus wird gefordert, ein Leben in strengen Enthaltbarkeit zu führen.¹³²

3.2.5 Abendländisches Mönchtum - Arbeit und Gebet

Das abendländische Mönchtum entwickelte sich erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts n.Chr. . Weitgehend vom Orient beeinflusst, galt sowohl die Ablehnung der Askese wie auch die Hinwendung zum geregelten Zölibatentum als Besonderheit des abendländischen Mönchtums. Auch die Regel eines Lebens in der Gemeinschaft und die *Stabilitas loci*¹³³ wurde kennzeichnend für das abendländische Mönchtum. Beispielhaft ist auch, dass die ersten Klöster explizit in Jerusalem von römischen Frauen gegründet wurden. Generell war der Anteil an Frauen in den frühen monastischen Bewegungen außergewöhnlich hoch. Bischöfe besuchten vermehrt den Osten, um das dortige Mönchtum selbst zu erfahren und kennenzulernen, und dann entsprechend der Gegebenheiten Zuhause eigene Klöster nach östlichem Vorbild erbauen zu lassen. Erst dem heiligen Augustinus gelang es, die östlichen Einflüsse umzuarbeiten, und ein eigenes abendländisches Mönchtum zu schaffen, das schließlich von Benedikt von Nursia vollendet wurde.

Das Wechselspiel von Arbeit und Gebet wurde nun

kennzeichnend für die abendländische monastische Kultur. Der heilige Benedikt baute auf die Traditionen des östlichen Mönchtums auf, veränderte und modifizierte diese so, dass Regeln entstanden, die zwar eingehalten werden sollten, aber dennoch teils flexibel geregelt werden konnten.

Um das Jahr 529 begründete Benedikt mit dem Kloster Monte Cassino in der Provinz Frosinone in Italien das erste klosterähnliche Gebäude nach abendländischen Traditionen. In diesem, zur damaligen Zeit noch einfachen Haus, ermöglichte Benedikt zum ersten Mal das Zusammenleben von Mönchen unter einem gemeinsamen Dach mit genau festgelegten Regeln.

Im Inneren des Klausurbereiches waren das Oratorium, der gemeinsame Schlafsaal, der Speisesaal mit Küche und dazugehörigen Wirtschaftsräumen angeordnet.¹³⁴ In den darauffolgenden Jahrhunderten entwickelte sich dieses benediktinische Bauschema zu einer verbindlichen Form des monastischen Zusammenlebens.¹³⁵ Der Klosterplan von St.Gallen ist eine klassische Ausprägung dieses benediktinischen Klosterschemas. Dieser Plan eines Idealklosters gilt als das älteste überlieferte Dokument frühmittelalterlicher Klosterarchitektur und als einzige europäische Architekturzeichnung des 13. Jahrhunderts. In dem Plan wird das Kloster in vier deutlich voneinander abgegrenzte Bereiche unterteilt.¹³⁶ Bei Betrachtung des Klosterplans lässt sich erkennen, dass dieser Plan an die Bedürfnisse der Bewohner angepasst wurde, und gleichzeitig Einblick in nahezu alle Bereiche des klösterlichen Lebens sowie in die Planung und die Architektur von vor über 1200 Jahren erlaubt.¹³⁷

¹³² Vgl. Meurer, Christoph: Nicht in dieser Welt, 02.05.2013, <https://www.katholisch.de/artikel/900-nicht-in-dieser-welt>, 16.11.2019.

¹³³ Darunter versteht man die dauerhafte Bindung von Mönchen oder Monialen an ein bestimmtes Kloster.

¹³⁴ Vgl. Hawel 1982, 31-49.

¹³⁵ Vgl. Braunfels ⁵1985, 18.

¹³⁶ Vgl. ebda., 59-61.

¹³⁷ Vgl. Tresp, Ernst: Der St.Galler Klosterplan und die Aachener Klosterreform, 16.11.2019.

3.2.6 Unterschiedliche Entwicklung des monastischen Lebens

Trotz grundlegender Übereinstimmungen zwischen dem östlichen und dem abendländischen Mönchtum gab es unterschiedliche Ausprägungen und zeitliche Unterschiede des monastischen Lebens in den verschiedenen Regionen der Welt. Von Palästina über Syrien bis nach Mesopotamien entwickelte sich beispielsweise die Laura als monastische Lebensform. Diese stellte eine Verbindung zwischen einer anachoreten¹³⁸ und zönotischen Lebensweise her, in der eine Gruppe von Einsiedlern unter der Leitung eines Abtes in abgeschiedenen Einzelzellen zusammenlebt und sich zu bestimmten Zeiten zum gemeinsamen Gebet zusammenfand.

Im Abendland hingegen wurde diese Form des Zusammenlebens bereits im 4. Jahrhundert nicht ohne Widerstände anerkannt, dennoch aber dauerte es Jahrhunderte, bis es zu einer einheitlichen Entwicklung, wie es in Ägypten der Fall war, kommen konnte. Besonders Irland und auch das damalige Gallien wurden zu den zentralsten Gegenden der asketischen Lebensweise. Die im 5. Jahrhundert gegründeten Juraklöster im Königreich Burgund nördlich des Genfer Sees im Süden des heutigen Frankreichs, zählte damals zu den bedeutendsten Klostergründungen. Das Besondere an diesem Kloster war der Verzicht auf einzelne Zellen im Kloster sowie die Einführung eines gemeinsamen Schlafrumes, Dormitorium genannt. Dieser bereits dadurch erkennbare fortschreitende Übergang von der anachoreten Lebensweise hin

zu einem Leben in der Gemeinschaft war auch in Rom und Konstantinopel erkennbar, wo sich neben dem monastischen Leben von Männern auch das monastische Leben der Frauen entwickelte.

Erwähnt muss in diesem Zusammenhang auch Caesarius von Arles werden. Er verfasste im 6. Jahrhundert umfangreiche Regeln für Frauenklöster, in denen er die Wichtigkeit des gemeinsamen Gottesdienstes und der Klausur betonte. Besonders der heilige Benedikt entwickelte sich zu einem der wichtigsten Vertreter des abendländischen Mönchtums und prägte dies bis weit über das Frühmittelalter hinaus. Er beschloss nach seiner Studienzeit, sich einer Mönchsgemeinschaft anzuschließen, die er jedoch aufgrund von Streitigkeiten mit dem dortigen Priester verlassen musste. Zusammen mit einigen Schülern gründete er wie erwähnt auf dem Monte Cassino, einem Berg in der Provinz Frosinone in Italien, eine neue klösterliche Gemeinde. Dieser Klosterbau und die dort verfassten und gelebten Regeln für die Klostergemeinschaft wurde Grundlage für den nach ihm benannten Benediktinerorden.

Durch die nun verstärkt aufkommende zönotisch-benediktinische Lebensform ging die ältere Form des Anachoreten- und Eremitenlebens stark zurück, wurde aber dennoch nicht vollkommen vergessen. Durch monastische Reformen im 10. und 11. Jahrhundert erlangte diese strenge Askese neue Impulse und viele erkannten in ihr nicht nur eine radikale Befreiung vom weltlichen Einfluss, sondern auch eine radikale Entsagung aller Welt. Neu gegründete Eremitengruppen lebten nach dieser radikalen Entsagung und suchten

¹³⁸ Darunter versteht man eine sehr strenge Form christlicher Askese, welche ein Leben in Einsamkeit und die Trennung von jeder menschlicher Gemeinschaft fordert. Anachoreten leben völlig isoliert in unwirtschaftlichen Gegenden wie Wüsten.



Abb.29: Die Schwestern der monastischen Familie im Kloster „Maria im Paradies“ auf der Kinderalm in St.Veit im Pongau. Eine Gemeinschaft von Frauen, die ihr Leben in den Dienst Gottes und der Menschen gestellt haben.

wie ihre Vorgänger zwar nicht in den Wüsten des Orients, sondern in den Tälern und Bergen des Abendlandes nach Einsamkeit und einem Ort, an dem sie ihre gewählte Lebensform ausleben konnten.

Die galt auch für den heiligen Bruno von Köln, Ordensgründer des Kartäuserordens und der monastischen Familie von Bethlehem. Aus diesen Eremitensiedlungen des 11. Jahrhunderts entwickelten sich die Orden der Kamaldulenser, der Vallombrosaner und der Kartäuser und schließlich im 13. Jahrhundert die Karmeliten und Augustiner-Eremiten.¹³⁹ Kennzeichnend für diese Ordensgemeinschaften ist eine halb eremitisch und halb lauriotische Lebensweise, wobei neben einer eremetischen Grundordnung auch zönotische Elemente erkennbar sind. Eine kontinuierliche Entwicklung dieser religiösen Wohnform wird durch die gut funktionierende Arbeits- und Berufsteilung sowie durch ein ausgewogenes Maß an Gemeinschaftsleben ermöglicht. Alle diese Ordensgemeinschaften haben heute noch Bestand und die jeweiligen Ordensregeln ermöglichen es ihnen, eigenständige, architektonische Bautypen zu entwickeln.¹⁴⁰

Ein wichtiges Ziel dieser neuauftkommenden Gemeinschaften war die Entstehung der Orden im strengen Sinn, denn es ging vorweg nicht darum, einzelne Klostersgemeinschaften zu erbauen, sondern darum, Länder umfassende Organisationen eines klösterlichen Lebens entstehen zu lassen. Als erste Orden in diesem Sinn können die benediktinischen Zister-

zienser genannt werden.¹⁴¹ Durch die Verbindung von zönotischen Grundelementen und benediktinischen Traditionen hat diese Form des religiösen Wohnens, Einfluss auf die Architekturgeschichte genommen.¹⁴²

Exkurs: Was bewegt Menschen, sich für ein Leben im Kloster zu entscheiden?

Warum Menschen sich entscheiden, in ein Kloster einzutreten und ein monastisches Leben in Klausur zu führen, lässt sich wissenschaftlich nicht erklären. Es ist das Geheimnis zwischen Gott und dem Menschen. Es kann als Ruf oder Berufung bezeichnet werden. Mit der Entscheidung, ein monastisches Leben zu führen, entscheidet sich der oder die Berufene für eine bewusste Trennung, Abgrenzung und Loslösung von allem Weltlichen, um so Gott nahe sein zu können. Für Außenstehende wird diese Berufung immer ein Geheimnis, gar etwas Unverständliches, bleiben. Eine Schwester der monastischen Familie von Bethlehem und der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno beschreibt dieses „Warum“ mit den Worten: „Gott liebt jeden Menschen, und will mit jedem Menschen in Beziehung treten. Gott kann mit seinem Licht und mit seiner Liebe ein Menschenleben ausfüllen. Das wissen aber oft nur die, die sich auf diesen radikalen Weg mit ihm begeben. Ein Mensch, der ganz für Gott lebt, trägt alle Menschen in seinem Gebet und ist mit ihnen verbunden.“¹⁴³

¹³⁹ Vgl. Schwaiger 1993, 11-25.

¹⁴⁰ Vgl. Mülitzer 1997, 3-4.

¹⁴¹ Vgl. Schwaiger, 1993, 25.

¹⁴² Vgl. Mülitzer 1997, 4-6.

¹⁴³ Gespräch mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St. Veit im Pongau.

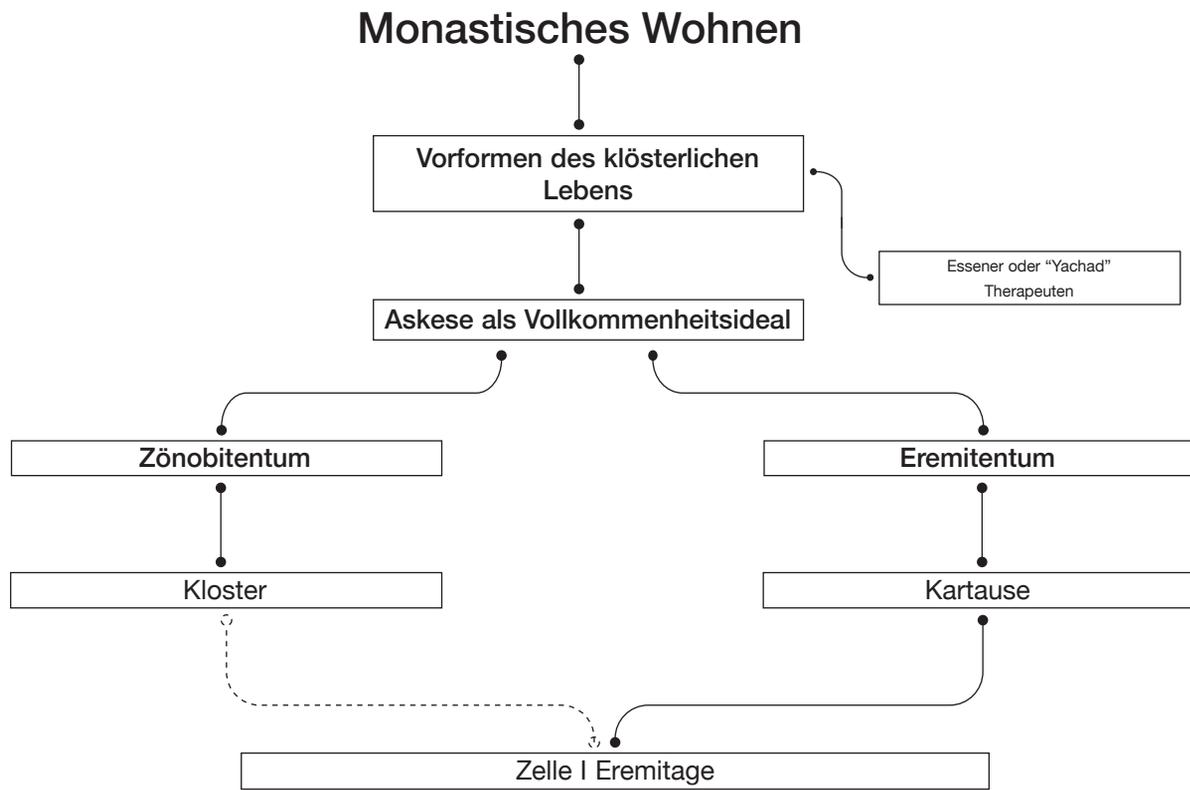


Abb.30: Diagramm des monastischen Wohnens.

4

Die Zelle: Klosterarchitektur und Wohnbau

Beschäftigt man sich mit verschiedenen monastischen Texten aus unterschiedlichen Zeiten, ist jeweils zu erkennen, dass die Zellenspiritualität¹⁴⁴ - die Gleichstellung der Zelle als die zweite Haut des Mönches oder der Moniale und insbesondere die Betrachtung der Zelle als ein Ort des Gebetes, - ein elementarer Bestandteil der monasti-

schen Tradition ist. Wahrscheinlich ist die moderne Zellenfrömmigkeit auch eine Vereinigung zwischen frühmonastischen Wohnformen und dem modernen Individualismus des Menschen, weshalb eine Übersetzung in den modernen, zeitgenössischen Wohnbau, im Sinn eines Wohnens auf minimalem Raum, nicht ohne Grund angestrebt werden kann.¹⁴⁵

¹⁴⁴ Müller 2018, 87.

¹⁴⁵ Vgl. ebda., 87-88.

4.1 Der Begriff der Zelle

„Die Zelle ist ein Raum, den man bracht um zur Ruhe, zu sich selbst und teilweise sogar über sich selbst hinaus zu kommen.“¹⁴⁶

Johannes Werner

Der Begriff Zelle¹⁴⁷ hat im architektonischen Gebrauch eine lange Tradition. Das Wort Zelle leitet sich vom lateinischen Wort *cella*, der Kammer oder dem Gemach, ab. Er bildet vom Innenraum des antiken Tempels über die Gemächer in Wohnhäusern, Kammern, Klausen, über die Klosterzellen bis hin zu den Gefängniszellen ein durchgängiges Synonym für die Ab- und Ausgrenzung von besonderen Bereichen oder Individuen durch die Isolation oder die Vereinzelung.¹⁴⁸

Im Christentum wird der Begriff der Zelle zunächst nur im profanen Gebrauch, erst später als Bezeichnung für den Aufenthaltsraum von Mönchen und Monialen, gebräuchlich. In den Lebensformen des Anachoretentums wie auch im Zölibatentum hingegen beschreibt der Begriff *cella* keinen Aufenthaltsraum, sondern die gesamte Klosteranlage.¹⁴⁹ Im östlichen Mönchtum wurde *cella* vorwiegend mit dem griechischen Wort *kellia* wiedergegeben und definiert hier die Wohnung, den kleinen Raum eines Eremiten, Mönches oder einer Monialen und steht oftmals in Verbindung mit lateinischen Wort *solitudo*, die Einsamkeit.¹⁵⁰

Die Zelle ist als kleinste bewohnbare räumliche Einheit in zweierlei Hinsicht eine materialisierte Form der Individualität. Zunächst lässt sich die Zelle als Form der höchsten räumlichen Lebenskonzentration begreifen, als ein Raum, in dessen Reichweite nur das Nötigste ist. Die Zelle ist ein Umraum des Menschen, den dieser völlig unter Kontrolle haben kann. Diese Raumbeanspruchung und Raumbegrenzung macht die Zellenhülle zu einer Matrix, in zu einem Raum, in dem der Mensch sich frei entfalten kann, seinen individuellen Ausdruck hinterlassen kann, ohne den Einfluss anderer.

Die Zelle kann ein Rückzugsort für Menschen sein, der sich beispielsweise als Reaktion auf die Verunsicherung durch die Umwelt isolieren oder abschotten will. Diese Abschottung im sicheren Kokon¹⁵¹ der eigenen Wohnung beschreibt zudem den generellen gesellschaftlichen Trend des Rückzugs in das Private.¹⁵²

Verwendet man den Begriff der Zelle im architektonischen Gebrauch ausschließlich zur Bezeichnung eines introvertierten und von der Gemeinschaft abgeschlossenen Bereiches, so bezeichnet die Zelle im

¹⁴⁶ Werner 1986, 278.

¹⁴⁷ In der Klosterarchitektur wird die Zelle falls sie in Verbindung mit der Klosterzelle, der Wohneinheit von Mönchen oder Monialen steht auch als Eremitage bezeichnet. Die Schwestern der monastischen Familie verwenden ausschließlich den Begriff der Eremitage, da der Begriff der Zelle im heutigen Sprachgebrauch auch falsch assoziiert werden kann.

¹⁴⁸ Vgl. Gleiniger-Neumann 1986, 61.

¹⁴⁹ Vgl. Schwaiger 1993, 449.

¹⁵⁰ Vgl. Alexander Russ: Baumeister. Auf kleinstem Raum, 07.04.2015, <https://www.baumeister.de/auf-kleinstem-raum-moenchszelle/>, 11.01.2020.

¹⁵¹ Alban 2013, 367.

¹⁵² Vgl. ebda., 367.



Abb.31: Die Mönchszelle im Kloster Sainte Marie de la Tourette (1960) von Le Corbusier als ein Ort der Einsamkeit.

biologischen Kontext das genaue Gegenteil: Hier ist die Zelle größtenteils ein in größeren Zusammenhängen, Geweben wie auch Strukturen existierendes Element, mit einer Wachstums- und Wandlungsfähigkeit. Vermehrt verwendet wird der Begriff der Zelle auch als Vergleich zwischen organischen - natürlichen - und architektonischen oder städtebaulichen Abläufen. Hier bezieht sich der Begriff auf die Wachstumsfähigkeit und die Möglichkeit, gleichförmige und gleichmäßige Strukturen beliebiger Form und Größe herzustellen. Trotz ihrer sich verändernden Bedeutung und ihrer Wandlungsfähigkeit bewahrt sich die Zelle ihre Anwendbarkeit.¹⁵³ Aber auch im biologischen Terminus sind die Zellwände der Zelle entscheidend, denn durch sie wird die Zelle nach außen hin zu einem abgeschlossenen Raum.¹⁵⁴ „Ihr Außenbezug ist statt der Öffnung die Agglomeration zellulärer Einheiten von ähnlicher Gestalt und Größe.“¹⁵⁵ In der Architektur entspricht dem die Organisation von Kapselhotels, Notunterkünften, Klosterzellen, Gefängniszellen und dergleichen. Trotz der Gleichheit der Zellen ist oftmals eine Identität von Funktion und Status des Benutzers ersichtlich. Die Addition des Gleichen ist ein häufig angewendetes Prinzip, wobei vor allem in der Architektur die individuelle Zelleneinheit meist durch ein kollektives Gegenstück für die Gemeinschaft erwei-

tert wird. Beispiele hierfür sind das Kloster, das Studentenheim oder der Ozeandampfer.

Die intensive räumliche Erfahrung der Zelle liegt in der Selbstbegrenzung auf einen Ort, an dem man sich nur mit dem Wesentlichen umgibt, alles Überflüssige ausschließt und versucht, jegliche Ablenkung zu vermeiden. Die Umschließung durch eine Hülle, die dem Benutzer teils auf den Leib geschneidert ist, ermöglicht die vollkommene Hingabe und Konzentration auf das Wesentliche. Als architektonisches Beispiel kann hier Le Corbusiers Ferienhaus „Le Cabanon“ genannt werden. Sonderfälle von Zellen sind jene, die sich durch das Fortbewegen abheben, wie der Wohnwagen, die Seilbahn oder der Fahrstuhl. Durch sie wird es möglich, sich trotz einer Ruhestellung innerhalb der Zelle zu bewegen und sich dadurch dem Gegensatz zwischen Ortsveränderung und Ortsfestigkeit auszusetzen. Deutlich erkennbar wird an diesen Beispielen die Einschränkung der Bewegungsfreiheit und der Zwang der Enge durch den beschränkten Raum.¹⁵⁶

„Die Enge der Zelle ruft irgendwann nach einem weiten Raum, in dem wir ausschreiten und das Gesichtsfeld erweitern können. Die Vielfalt offener Weite hingegen lässt uns schließlich wieder nach einem Raum verlangen, in dem wir zu uns selbst kommen und uns konzentrieren können.“¹⁵⁷

¹⁵³ Vgl. Gleiniger-Neumann 1986, 61.

¹⁵⁴ Vgl. Alban 2013, 367.

¹⁵⁵ Ebda., 367.

¹⁵⁶ Vgl. ebda., 367-368.

¹⁵⁷ Ebda., 368.

Zelle und Kapsel

Eine Gleichstellung des Begriffs der Zelle mit dem Begriff der Kapsel ist im architektonischen Terminus zu vermeiden. Denn im Gegensatz zur Zelle, die mit dem Lebendigem und Natürlichem assoziiert wird, ist die Kapsel zunächst ein fast künstlerisches, bewegliches Objekt. Ein Objekt, das zunehmend auf Kommunikation angewiesen und weitgehend autonom ist und deren Einführung um das Jahre 1960 in das architektonische Vokabular zunächst ein grelles, fast utopisches Licht auf das gegenwärtige Verhältnis zwischen dem Individuum und der Masse durch urbanistische Zukunftsvisionen wirft.¹⁵⁸ Prägend waren hierbei Entwürfe von Raumkapseln sowie tragbaren Objekten zwischen Gerät und Organ, bei denen Körperfunktionen wie der Puls oder die Atmung in die Hülle verlegt und die Verbindung mit der Außenwelt durch Versorgungsschläuche und durch Telekommunikation hergestellt wurde.¹⁵⁹

¹⁵⁸ Vgl. Gleiniger-Neumann 1986, 61.

¹⁵⁹ Vgl. Alban 2013, 367f.

4.2 Varianten von Zellen in der Architektur

„In seiner Stube ohne Menschen eingeschlossen zu sein, auch wenn man Bücher zu Gesellschaften hat, bringt doch auf die Länge eine gewisse Leerheit und Trockenheit des Geistes hervor.“¹⁶⁰

Christian Garve

Der Begriff Zelle ist vielseitig und wandelbar und wird, wie erwähnt, nicht nur in Verbindung mit einem Kloster, sondern im Zusammenhang mit dem Gefängnis oder dem Schiff verwendet. Auch Räume, wie etwa die Telefonzelle oder Badezelle, werden mit dem Begriff der Zelle verknüpft. Trotz des scheinbar gegensätzlich wirkenden Kontextes, bewahrt sich die Zelle in allen Beispielen immer ihren ursprünglichen Sinn als ein kleiner Raum, der nur das Nötigste beinhaltet, ein Raum der Einsamkeit.

Anders als im allgemeinen architektonischen Kontext wird der Begriff der Zelle in der Klosterarchitektur, falls in Verbindung mit der Wohneinheit von Mönchen oder Monialen, auch als Eremitage bezeichnet. Die Schwestern der monastischen Familie verwenden ausschließlich den Begriff der Eremitage, da für sie der Begriff der Zelle im heutigen Sprachgebrauch häufig inadäquat assoziiert wird.

4.2.1 Klosterzelle

„Cella fecit monachum“ – die Zelle formt den Mönch, mit diesem Satz beschreibt der Priester und Mönch Johannes Cassianus die Klosterzelle um das Jahr 426 n.Chr. . Wie schon dieser Satz besagt, ist die Zelle jener Ort, in dem der Mönch oder die Moniale die täglichen Tätigkeiten des Gebetes und des Studierens in Ruhe ausführen kann und der Bereich des Klosters, der dem Zutritt des Fremden meist verwehrt bleibt. Die Zelle ermöglichte das Sesshaftwerden und wurde zu einem Ort, der die Ordensmitglieder in der Gesamtheit ihres religiösen Lebens unterstützte und es gleichzeitig ermöglichte. Meist ist die Zelle als ein kleiner schlichter und stiller Raum in einen abgeschiedenen Klausurtrakt innerhalb der Klosteranlage eingebettet und fungiert als Verbindungsglied zwischen Elementen der Einsamkeit und der Gemein-

¹⁶⁰ Christian Garve, zit.n. Seidl/Gumplmaier 2014, 66.



Abb.32: Eine Schwester der monastischen Familie beim Gebet im Oratorium, dem Gebetsraum und Herzstück jeder Eremitage.

schaft, der Abgeschiedenheit und des Zusammenlebens. Die Reduzierung der Ausstattung auf das Wesentliche und der Verzicht auf Überfluss und Dekor machen die Zelle zu einem komplexen und vielseitigen Organismus innerhalb des Klosters.¹⁶¹

Das Heiligste für den Mönch und die Moniale ist die Zelle, dennoch wird sie nicht als Zuhause betrachtet. Es ist vielmehr ein Ort, an dem sie vorübergehend wohnen, an dem sie ihren Dienst für den Herrn verrichten und von dem aus sie jederzeit in ein anderes Kloster entsendet werden können. Dieser Aspekt der ungewissen Verweildauer spiegelt sich auch in dem Verzicht auf jeglichen materiellen Besitz innerhalb der Klausur und in den Zellen wieder.¹⁶²

Im architektonischen Sinne erscheint die Bauaufgabe einer Mönchs- oder Monialenzelle zunächst als eher einfach, denn es sind vorerst keine funktionalen Schwierigkeiten, wie große Raumtiefen oder komplizierte Tragkonstruktionen, zu erwarten. Setzt sich der Architekt oder die Architektin aber mit den Lebensgewohnheiten seines „Bauherren“, den Mönchen oder Monialen auseinander, wird die Bauaufgabe um Vieles komplexer.¹⁶³ Denn die Zelle ist ein in sich funktionierender Organismus, der mit einer Wabe aus einem Bienenstock verglichen werden kann. Wie auch die Bienen sind Mönche oder Moniale, die sich zur monastischen Lebensweise entschließen, sind alleine hilflos. In der Gemeinschaft hingegen sind sie ein funktionierender Organismus. Zwar können sie eine gewisse Zeit alleine leben, doch nur als strukturierte Gemeinschaft, in der jedem Glied eine Aufgabe zuteil wird, können sie überleben.¹⁶⁴

Um diesem Kriterium gerecht zu werden, ist es für die

Zellenarchitektur von enormer Bedeutung, sich zunehmend nach innen und vollkommen auf das eremitische Leben des Bewohners auszurichten. Die Schmucklosigkeit der Innenräume fördert die Fokussierung auf das Geistige, denn dieser gebaute Pragmatismus einer architektonischen Ordnung muss das tiefe Verständnis für die Bedürfnisse des Bewohners versinnbildlichen und verlangt eine gewisse Lebensnähe der Architektur.¹⁶⁵

Übergang vom Schlafsaal zur Zelle

Warum es in der Geschichte des abendländischen Klosters zu der Entwicklung vom Schlafsaal hin zur Zelle kam oder was der genaue Auslöser dafür war, kann religionswissenschaftlich nicht vollständig beantwortet werden. Es lässt sich nur erkennen, dass die räumlichen Bedingungen des Klosters im Verlauf der monastischen Geschichte wohl zu den Bereichen gehörten, die als flexibel gestaltbar geschätzt wurden. Im Orden der Benediktiner beispielsweise waren Bestrebungen nach mehr Privatheit für die einzelnen Ordensmitglieder seit dem 12. Jahrhundert bekannt. Zuerst wurden Trennwände zwischen den einzelnen Betten aufgestellt, an denen man Vorhänge anbrachte, die durch Zuziehen eine Art Kabine¹⁶⁶ bildeten. Diese Vorhänge wurden später durch Türen mit einem Guckloch ersetzt. Diese oder ähnliche Maßnahmen wurden in den diversen Klöstern und Ordensgemeinschaften individuell und zu unterschiedlichen Zeiten eingeführt. Die so entstandenen individuellen Wohneinheiten, sogenannte Zellen, waren je nach Kloster unterschiedlich geräumig und komfortabel ausgestattet.

Unterschiede gibt es heute noch im Bereich der sanitären Anlagen, wobei bei den heutigen Klöstern nahezu jede Zelle über ein eigenes Badezimmer

¹⁶¹ Vgl. Nagel 2014, 35.

¹⁶² Vgl. Werner 1996, 277.

¹⁶³ Vgl. Nagel 2014, 35.

¹⁶⁴ Vgl. Werner 1986, 278-279.

¹⁶⁵ Vgl. Nagel 2014, 35.

¹⁶⁶ Ebda., 86.



Abb.33: Das Panoptikum von Jeremy Bentham, ein prägendes Modell für die Gefängnisarchitektur ab dem 18. Jahrhundert. Die Abbildung zeigt ein Gefängnis auf Kuba erbaut nach diesem Prinzip.

verfügt. Die ehemaligen Schlafsäle sind heute meist leere Räume oder Räume, die mit einer anderen Funktionen belegt wurden. Angenommen kann auch werden, dass der Übergang vom Schlafsaal hin zur eigenen Zelle oder dem eigenen Zimmer mit der Veränderung des Menschen wie auch mit der Veränderung der Lebensbedingungen zusammenhängt. Bestätigt wird diese Annahme auch durch verschiedene monastische Texte aus den unterschiedlichsten Zeiten. Auch hier ist jeweils zu erkennen, dass die Zellenspiritualität, die Gleichstellung der Zelle als die zweite Haut des Mönches oder der Moniale, insbesondere die Betrachtung der Zelle als ein Ort des Gebetes, mittlerweile als ein elementarer Bestandteil der monastischen Tradition angesehen wird.

Angenommen werden darf auch, dass allem Anschein nach die moderne Zellenfrömmigkeit auch eine Vereinigung zwischen den frühmonastischen Wohnformen und dem modernen Individualismus des Menschen ist.¹⁶⁷ Waren Schlafsäle früher teils eine Möglichkeit der Überwachung, eine Möglichkeit der Überprüfung, so verlangt der heutige moderne Mönch nach einem privaten Rückzugsort, einem Ort, an dem er mit Gott auch einmal alleine sein kann. Es könnte deshalb auch angenommen werden, dass der heilige Bruno aus diesem Grund im Westen die Form des einsamen Lebens eingeführt hat. Das heißt, ein Leben, in dem sich Einsamkeit und Gemeinschaft im Gleichgewicht halten. Architektonisch wurde dies durch die Kombination von Einzelzellen, den Kreuzgang und die Gemeinschaftsräume sichtbar gemacht.

4.2.2 Gefängniszelle

Für viele ist eine der naheliegendsten Assoziationen zur Klosterzelle die Gefängniszelle, weshalb diese auch vertiefter thematisiert wird. Eine Person, die mit der Gefängnisarchitektur zunehmend in Verbindung gebracht wird, ist der in Frankreich geborene Philosoph des Poststrukturalismus, Psychologe, Soziologe und Historiker Michel Foucault. In seinem Buch „Überwachen und Strafen“ aus dem Jahr 1975 befasst er sich mit der europäischen Entwicklung der modernen Strafsysteme des frühen 18. Jahrhunderts. Foucault geht davon aus, dass Überwachungspraktiken nicht nur aus der Gesellschaft ausgelagerte Prozesse seien, sondern auch in anderen Institutionen wie Fabriken, Schulen und Krankenhäuser anwendbar seien. Inspiriert wurde er dabei von Jeremy Bentham's Entwurf des „Panopticons“ (1791).

Aufbau eines Panoptikums und der Panoptismus

Ursprünglich besteht ein Panopticon aus einem äußeren Ring mit im gleichen Abstand nebeneinander angeordneten Zellen, in dessen Zentrum sich ein Turm befindet, von welchem aus ein Aufseher Einblick in jede Zelle hatte und so die Inhaftierten allzeit überwachen konnte. Der Turm wiederum war von Außen nicht einsehbar, denn der direkte Lichteinfall wurde durch Jalousien und Trennwände verhindert. So war es für die Inhaftierten nicht erkennbar, ob sie beobachtet wurden oder nicht.¹⁶⁸

Michel Foucault beschreibt die Situation der

¹⁶⁷ Vgl. Müller 2018, 86-88.

¹⁶⁸ Vgl. Michel Foucault : „Der Panoptismus“, 09.05.2014, <https://blogs.uni-siegen.de/webvideo/2014/05/09/textbesprechung-michel-foucault-der-panoptismus/>, 05.02.2020.



Abb.34: Die Gefängniszelle ist ein nicht freiwillig gewähltes temporäres oder langfristiges Wohnen an einem Ort, dessen Aufgabe es ist, Inhaftierte zu bestrafen, zu belehren und zu resozialisieren.

Inhaftierten mit den Worten: „Er wird gesehen, ohne selber zu sehen, er ist ein Objekt einer Information, niemals Subjekt in einer Kommunikation.“¹⁶⁹

Foucault spricht im Zusammenhang mit dem Panoptikum auch von einem „Gewissheitshaus“, denn das Wissen, allzeit beobachtet werden zu können, führt dazu, dass sich die Inhaftierten dementsprechend verhalten, wodurch die eigentliche Ausübung der Macht unnötig oder gar überflüssig wird. Dieser Grundgedanke des Panoptismus ist auch in die jetzige Zeit übertragbar, denn der „Gefällt mir“-Button von Facebook oder Instagram ist ein Paradigma für diese Annahme. Menschen sind der Überzeugung, ihren „Wert“ durch die Anzahl der „Gefällt mir“-Klicks zu erhöhen, weshalb sie sich dementsprechend verhalten, eine moderne Form des Panoptismus, ohne einem Turm im Zentrum.

Nach Foucault kann das Prinzip des Panoptismus überall dort angewandt werden, wo Individuen ein Verhalten oder eine Aufgabe aufgezwungen werden soll, weshalb Foucault das Panopticon als eine Verbildlichung der bürgerlichen Gesellschaft und der Politik bezeichnet, welche sich in der Kultur unserer Gesellschaft vollzieht.¹⁷⁰

Wohnen in der Gefängniszelle

Das Leben in der Gefängniszelle ist eine Wohnform, die von den Inhaftierten nicht freiwillig, sondern aufgrund einer Verurteilung bestimmt wurde. Es ist ein temporäres oder auch langfristiges Wohnen an einem Ort, dessen Aufgabe es ist, die Häftlinge für ihre ausgeübten Taten zu bestrafen und zu belehren und in erweiterter Form wieder in die Gesellschaft zu resozialisieren. Häftlinge, die mehrjährige

oder lebenslange Haftstrafen verbüßen müssen, sind gezwungen, sich ihre Gefängniszelle wohnlich einzurichten. Im Gefängnis ist die Zelle meist der einzige private Rückzugsort für die Inhaftierten. Dieser Aspekt wird von der Gesellschaft jedoch meistens vergessen, da ein Gefängnis zunächst nur als ein Ort angesehen wird, dessen Hauptaufgabe die Bestrafung oder Belehrung von Gefangenen ist, nicht aber dass auch hier das Wohnen eine zentrale Rolle einnimmt. Das Wohnen und Leben in einem Gefängnis ist ein Leben und Wohnen unter Extrembedingungen und unterscheidet sich tiefgreifend von einem Leben in Freiheit. Immer schon stellte das Leben in Haft eine Ausnahmesituation dar und war eng mit der humanitären Frage des Wohnens verknüpft.

Wie unterschiedlich das Wohnen und das damit verbundene Wohngefühl in den Gefängniszellen sein kann, lässt sich anhand der nachfolgenden Beispiele von zwei Häftlingen erkennen, die Jürgen Hasse in seinem Buch „Unbedachtes Wohnen“ (2009) beschreibt.¹⁷¹ Sowohl Frau T. als auch Frau I. wurden wegen schwerer Straftaten zu langen Haftstrafen verurteilt, um welche Straftaten es sich handelt, wird in dem Buch nicht erwähnt.

Frau T.'s Einzelzelle befindet sich in einem panoptischen Gefängnistrakt aus dem 19. Jahrhundert. Michel Foucault beschreibt diese Art von Gefängnis-Architektur, dessen Grundlage eine zentrale Anordnung als Überwachungsanlage, von der aus jeder einzelne Zellentrakt einsehbar ist, mit folgenden Worten: „Jeder Käfig ist ein kleines Theater, in dem jeder Akteur alleine ist, vollkommen individualisiert und ständig sichtbar.“¹⁷²

„Frau T. verbringt ihre Haft in einer Einzelzelle. Die

¹⁶⁹ Michel Foucault 1976, 257.

¹⁷⁰ Vgl. Michel Foucault : „Der Panoptismus“, 09.05.2014, <https://blogs.uni-siegen.de/webvideo/2014/05/09/textbesprechung-michel-foucault-der-panoptismus/>, 05.02.2020.

¹⁷¹ Vgl. Hasse 2009, 46-65.

¹⁷² Michel Foucault 1976, 257.

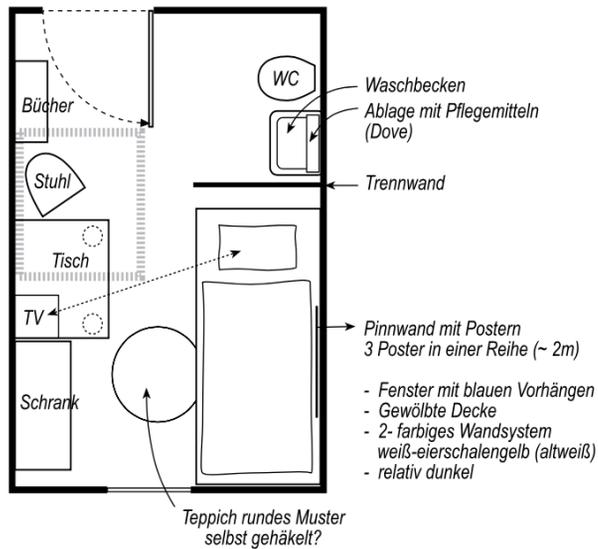


Abb.35: Grundriss der Einzelzelle von Frau T in der JVA Frankfurt III.. Ihre Zelle befindet sich in einem planoptischen Gefängnistrakt aus dem 19. Jahrhundert.

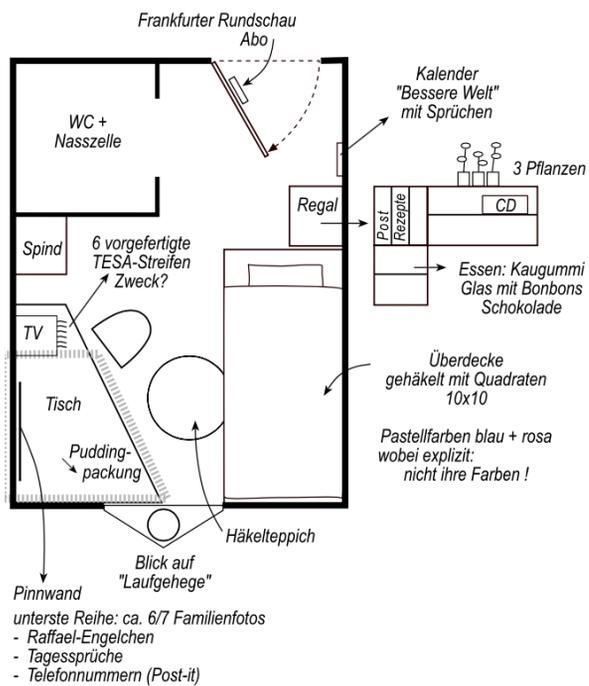


Abb.36: Grundriss der Einzelzelle von Frau I. in der JVA Frankfurt III.. Ihre Zelle befindet sich in einem modernen Neubau aus dem Jahr 2001.

Raumdecke ist gewölbt, ein kleines vergittertes Fenster befindet sich fast unter der Decke. Durch die kleine Öffnung fällt ein eher fahles Licht, obwohl draußen die Sonne an einem wolkenfreien und klaren Himmel strahlt. [...] Für die anachronistisch anmutende Inneneinrichtung der Zelle ist der eiserne Tisch charakterlich, auf dem Frau T. persönliche Dinge sehr geordnet abgelegt hat.[...]¹⁷³

Frau T. empfindet das Leben im Gefängnis zwar als eine Einschränkung und ist sich dem Entzug der Freiheit bewusst, dennoch aber nimmt sie ihre Wohnsituation konstruktiv an und versucht sich „den minimalen persönlichen Entfaltungsraum der Zelle anzueignen. Ihrer Empfindung nach bietet ihr die Zelle einen „sicheren“ Rahmen, in dem sie in Ruhe und mit sich alleine über ihre, begangenen Fehler nachdenken und reflektieren kann.¹⁷⁴

Einen anderen Blickwinkel zum Leben hinter der Gefängnismauer eröffnet Frau I. . Sie verbüßt ihre Haftstrafe in einem modernen Neubau aus dem Jahr 2001. „Frau I.’s Einzelzelle hat einen räumlich separaten Sanitärbereich (WC, Waschbecken und Dusche). [...] Die Zelle ist mit hellen Holzmöbeln eingerichtet und wirkt beinahe freundlich. Ein relativ großes (vergittertes) Fenster, das den Raum gut belichtet, geht zum Innenhof des Gefängnisses.“¹⁷⁵

Frau I. empfindet die Zelle im Gegensatz zu Frau T. nicht als Wohnraum und wird diese auch nie als

Zuhause anerkennen, sondern vielmehr als einen Ort, an dem sie leben muss. Denn für sie macht eine individuelle Lebensführung, wie auch der Aspekt von Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit, Wohnen aus und nicht der Rahmen, in dem dies ermöglicht wird. Für sie ist die Zelle vielmehr ein Mittel zum Zweck, der jegliche Persönlichkeit und Individualität fehlt. Doch selbst die neuerwungen, hellen und fast freundlich wirkenden Gefängniszellen können diese Sehnsucht nicht mindern.

Folglich lässt sich laut Jürgen Hasse erkennen, dass wir Wohnen als die persönliche Aneignung eines privaten Raumes nicht mit dem Wohnen in einer Gefängniszelle vereinbaren können, aufgrund des minimalen individuellen Gestaltungsspielraumes. Besonders das Fehlen von Farbe, aber auch die Gitterstäbe hinter den Fenstern symbolisieren den Entzug von Freiheit, das Fehlen von Individualität und Persönlichkeit. Besonders die Farbe Weiß ist im Kontext eines Gefängnisses schwer zu ertragen, sie vermittelt das Gefühl von sozialer Kälte und Sterilität. Wie das Wohnen oder das Wohngefühl in einer Gefängniszelle von den Inhaftierten nun erlebt wird, ist eng mit der verbleibenden Zeitdauer der Haft verknüpft. Ist die Entlassung noch in weiter Ferne, so wird die Zelle vielmehr als Mittel zum Zweck angesehen, ist hingegen die Entlassung in absehbarer Zukunft, symbolisiert die Gefängniszelle das Fehlen von Indi-

¹⁷³ Hasse 2009, 47.

¹⁷⁴ Vgl. ebda., 49-50.

¹⁷⁵ Ebda., 53.



Abb.37: Matrosen und andere Mitarbeiter in einer Schiffskabine. Wie diese Zelle erkennen lässt, werden sie, obwohl neutral und nahezu unpersönlich, zu Räumen der Gemeinschaft. Die Kabine wird aufgrund des „Raum in Raum“ Lebens zum Mittelpunkt des alltäglichen Lebens, nahezu gegensätzlich zu den anderen Formen der Zelle, wo diese als ein Ort der Einsamkeit betrachtet werden.

vidualität und Privatheit, wie auch die Einschränkung auf das Minimalste und auf den minimalsten Raum, etwas völlig Gegensätzliches. Die Zelle wird dann als Wohnraum angesehen, in dem der Aufenthalt nur mehr von kurzer Dauer ist und dadurch ertragbarer wird. Besonders die Gewissheit, dass es in absehbarer Zukunft möglich ist, eine bis dahin nur als Utopie oder Sehnsucht vorhandene Vorstellung von Wohnen in die Realität umzusetzen, ermöglicht es, so Hasse, dass sich das Wohnen vom Mittel zum Zweck wieder hin zu einer Form des sozialen Lebens entwickelt. Wie sich an beiden Beispielen erkennen lässt, nimmt die Architektur von Gefängniszellen und Trakten nur bis zu einem gewissen Grad Einfluss auf das „Wie gewohnt wird und wie Wohnen empfunden wird“. Vielmehr kann das dort empfundene Wohngefühl als eine Form, als eine Reflexion, ein Ausdruck und Spiegel des eigenen Lebens betrachtet werden und deshalb von Häftling zu Häftling unterschiedlich sein.¹⁷⁶

4.2.3 Schiffskabine

Als eine weitere Variante einer Zelle als Wohnform kann die Schiffszelle genannt werden.¹⁷⁷ Das Wohnen auf einem Schiff, ob temporär oder permanent, unterscheidet sich stark vom Wohnen auf festem Boden, muss gelernt oder gar erlebt werden, da auf einem

Schiff alle Beziehungspunkte relativ sind. Denn der Blick aus dem Fenster schweift nicht wie bei einer Wohnung über die als Heimat erlebte Umgebung, die das Gefühl von Beständigkeit vermittelt, sondern auf einen visuell nahezu unbegrenzten Horizont. Schiffe sind gleichsam schwimmend-fahrende Wohnhäuser mit Stockwerken, Treppenhäusern und Innenräumen. Das Leben auf einem Schiff ist ein Leben in einem „Raum im Raum“, denn auf einem Schiff wird besonders durch die Bewegung eine Beziehung der Räume konstruiert, die in dieser Weise auf dem Festland nicht existiert. Das Wohnen auf See ist nicht durch eine Umfriedung begrenzt, nur die Außenhaut des Schiffes könnte als eine physische Grenze empfunden werden. Für Matrosen und andere Mitarbeiter, die permanent auf dem Schiff leben, hat Wohnen eine andere Bedeutung als für Urlauber, die sich nur mehrere Tage oder Wochen in diesen neutralen und nahezu unpersönlichen schwimmend-fahrenden Zellen wohnlich einrichten. Die Zellen der Matrosen früher wie heute sind Räume für einen x-beliebigen Matrosen, keine Zelle für eine individuelle Person. Es könnte fast behauptet werden, dass während das Schiff ein Raum ist, der nur durch die Gemeinschaft auf Kurs gehalten werden kann, der Raum des Matrosen eine unpersönliche Zelle der Isolation ist, dessen Hauptaufgabe es ist, ihm einen Raum bereitzustellen, in dem sich nicht viel mehr als das Nötigste, wie etwa ein Bett zum Schlafen, befindet.

¹⁷⁶ Vgl. ebda., 51-57.

¹⁷⁷ Vgl. ebda., 112-114.

4.3 Die Klosterzelle und ihre Übersetzung in den modernen Wohnbau

„Meine ‚Suche nach einer Zelle im menschlichen Maßstab‘ setzt voraus, daß man jedes existierende Haus und jeden existierenden Wohnkodex, alle Gewohnheiten und jede Tradition vergißt. Daß [sic!] bedeutete, daß man in aller Ruhe die neuen Bedingungen erforscht, unter denen unser Leben sich abspielt. Man muß im Rücken den Halt der modernen Technik spüren und vor sich die schicksalhafte Entwicklung des Bauens erkennen, die auf zukünftige Methoden hinzielt.“¹⁷⁸

Le Corbusier

Bereits im Architekturdiskurs der 1920er Jahre wurde der Zelle, insbesondere der Klosterzelle und der Schiffszelle, Beachtung geschenkt. Der Architekt Le Corbusier stellte um das Jahr 1921 eine Verbindung zwischen der Zelle in einem Schnelldampfer und dem modernen Wohnbau her. In den nachfolgenden Kapiteln wird das zentrale Augenmerk auf Le Corbusier, dessen Auseinandersetzung mit dem Kartäuserkloster von Ema, seine Auffassung der „Wohnzelle“ und die daraus resultierenden Entwürfe gelegt, da die Auseinandersetzung mit Le Corbusier einen zentralen Entwurfparameter für den Entwurf des Klosters „Maria im Paradies“ bildete.

Die Zelle, primär die Klosterzelle, war und ist immer noch eine der Bauaufgabe, die ähnlich komplex ist wie jene, mit der sich die Entwickler des modernen Wohnraumes im 20. Jahrhundert auseinandersetzen mussten, bestimmt durch den Wandel innerhalb der Wohnkultur vom Familienwohnhaus hin zu einer Wohnung in einem Wohnkomplex. Zunächst erscheinen diese beiden Bauaufgaben als konträr, doch lassen sich vor allem in den modernen Minimalwohnkonzepten des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl an kartusianischen Elementen erkennen. Es werden nicht nur Elemente des Inneren einer kartusianischen Zelle übernommen, sondern es wird auch versucht,

¹⁷⁸ Le Corbusier, zit.n. Conrads /Neitzke ²1987, 103.



Abb.38: Gesamtansicht und Ansicht des durch Mönche belebten Kreuzganges der Kartause von Ema, in der Nähe von Florenz.

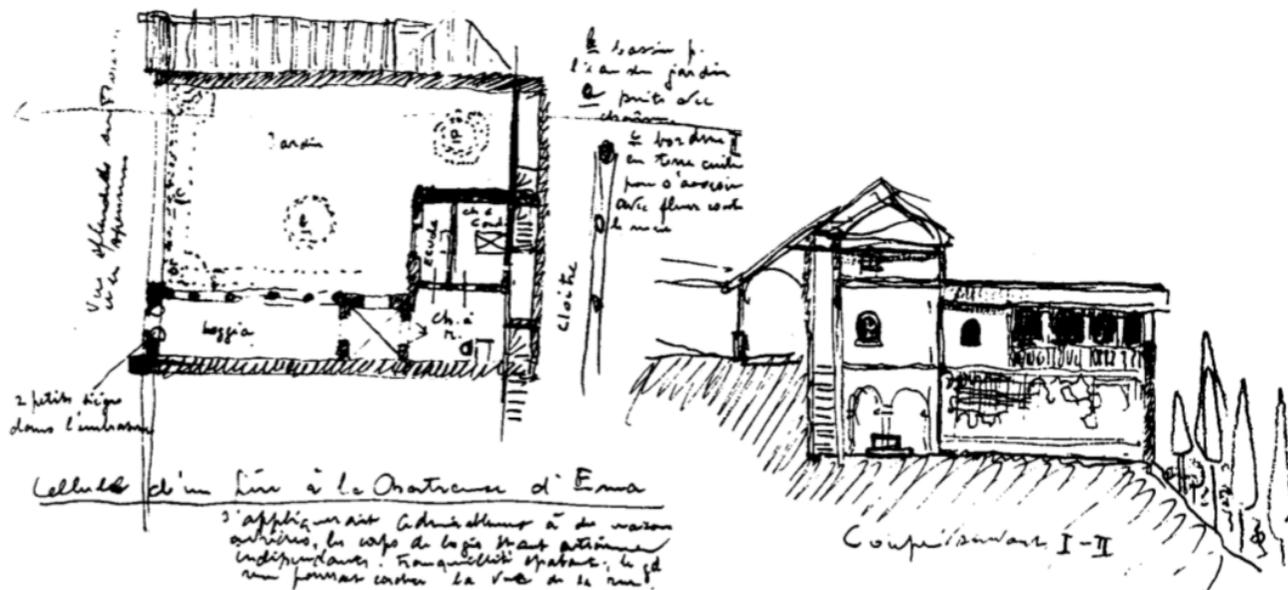


Abb.39: Eine von Le Corbusier während seiner Studienreise 1907 angefertigte Skizze von Teilen des Grundrisses sowie einem Schnitt durch Bereiche der Kartause von Ema.

das Konzept des organischen Zusammenfügens von einzelnen abgeschlossenen Wohneinheiten zu einem Ganzen in den Wohnbau zu übersetzen.¹⁷⁹

Le Corbusier, damals noch unter dem Namen Charles Edouard Jeanneret bekannt, zeigte sich nach einem Aufenthalt im Kartäuserkloster von Ema bei Florenz im Jahr 1907 von dessen Funktionalität und der kartusianischem Pragmatik¹⁸⁰ beeindruckt. Für ihn stellte die Kartause von Ema die perfekte Harmonie zwischen dem individuellen und dem kollektiven Wohnen und deren Wechselbeziehung dar. Die Zellen der Mönche sah er als ein selbstständige Einheit innerhalb der Gesamtheit an, die durch eine funktionale Wegführung, den Kreuzgang, verbunden wurden. Die Reduzierung der Zellenhäuser auf das Wesentliche, ebenso der Kontakt zur Natur durch einen eigenen Garten, machte diese Form des Wohnens für Le Corbusier zur idealen Wohnform des 20. Jahrhunderts. Es zeigte ihm, dass nun keine großen Häuser für Familien mehr nötig waren, sondern vielmehr funktionaler Wohnraum für wenige Bewohner geschaffen werden musste.¹⁸¹

Er schrieb dazu: „Der Anfang meiner Forschung fällt zusammen mit dem Besuch der Kartause von Ema bei Florenz 1907. [...] Die adeligste Silhouette der Landschaft, der zusammengeflochtene Kranz der Mönchszelle. Jede Zelle mit Aussicht auf die Ebene und mit einem Nebenausgang, der in ein tiefer gelegenes, ganz und gar geschlossenes Gärtchen führte. Ich hätte niemals gedacht, dass ich einmal eine so heitere Interpretation des Wohnens kennen lernen würde. Die Rückseite jeder Zelle hat eine Tür und ein Sprechfenster, die beide auf eine kreisförmige Straße hinausgehen. Diese Straße ist von Arkaden

überwacht: das ist ein Kreuzgang. Dies ist der Weg, der überall hinführt: zum Gebet, zum Besuch, zum Essen, zu Begräbnissen. Diese moderne Stadt stammt aus dem 15. Jahrhundert. Ihre strahlende Version ist mir für immer gegenwärtig geblieben.“¹⁸²

4.3.1 Le Corbusier und das Kloster von Ema

Im Jahr 1907 kam Le Corbusier im Zuge eine Studienreise nach Florenz. Leitfaden für seine Reise war das von John Ruskin 1876 veröffentlichte Buch „The Mornings in Florence“, in dem dieser fünf Reiserouten durch Florenz beschrieb. Für die erste Reiseroute legte Ruskin seinem Leser nahe, etwas außerhalb der Stadt in einem Kloster das Klosterleben selbst zu erleben. Er sprach hier von der Certosa di Val’Ema, auch bekannt unter der Bezeichnung Kloster von Ema, ungefähr fünf km südlich von Florenz.¹⁸³ Der älteste Teil des Klosters wurde im 14. Jahrhundert erbaut und im 16. Jahrhundert erweitert und vergrößert.¹⁸⁴

Obwohl das Kloster damals nicht mehr dem Orden der Kartäuser unterlag, fand Le Corbusier dieses immer noch vor, wie es Ruskin in seinem Buch beschrieben hatte. Fasziniert vom Kloster schrieb Le Corbusier am 15. September 1907, nachdem er das Kloster besucht hatte,¹⁸⁵ „Ich würde gerne mein ganzes Leben in ihren so genannten Zellen leben. Es war die [perfekte] Lösung für den Haustyp des arbeitenden Menschen, einzigartig oder eher ein irdisches Paradies.“¹⁸⁶

Die Kartause von Ema ist ein Kloster, in dem die Beziehung zwischen den Mönchen und der Natur vordergründig ist. Die Lage des Klosters mit Fenstern, die eine Rundumaussicht in die

¹⁷⁹ Vgl. Nagel 2014, 35.

¹⁸⁰ Ebda., 38.

¹⁸¹ Vgl. ebda., 38.

¹⁸² Le Corbusier, zit.n. Conrads/Neitzke ²1987, 92.

¹⁸³ Vgl. Coleman 2005, 134.

¹⁸⁴ Vgl. Serenyi ⁴1967, 278.

¹⁸⁵ Vgl. Coleman 2005, 134-135.

¹⁸⁶ Le Corbusier, zit.n. Coleman 2005, 135. [Übersetzung Englisch nach Deutsch von Tamara Sandra Golser].



Abb.40: Innenaufnahme des 50 m langen und äußerst schmalen Büros von Le Corbusier in der Rue de Sévres in Paris. In diesem Büro errichtete er das fensterlose Petit Atelier.

Umgebungermöglichen. Vorallem die unterschiedlichen Formen des sozialen Zusammenlebens der Mönche waren es, die Le Corbusier faszinierten.¹⁸⁷

„[U]m einen großen Teil der menschlichen Probleme zu lösen, braucht man Orte und Unterkünfte. Und das bedeutet Architektur und Stadtplanung. Die Kartause von Ema war ein Ort, und die Unterkunft war dort, in bester architektonischer Biologie eingerichtet. Die Kartause von Ema ist ein Organismus. Der Begriff Organismus war mir in den Sinn gekommen.“¹⁸⁸

Jede Mönchszelle wird durch Bereiche für das Arbeiten, das Studieren, die Meditation, das Essen und Schlafen sowie durch den kleinen Garten geformt. Innerhalb des Klosters agiert diese wie ein Haus und durch die Gesamtheit der Zellen ergibt sich eine städtebauliche Struktur. Die Zellen ermöglichten Privatsphäre und Individualität, und das Kloster als Ganzes verkörperte eine kollektive Ordnung.¹⁸⁹ Die Kartause war für Le Corbusier ein soziales und räumliches Modell, welches aufzeigte, wie Einzelpersonen und Familien an kollektiven Aktivitäten teilnehmen könnten, ohne dadurch ihre Privatsphäre zu verlieren.

In Le Corbusiers nachfolgenden Entwürfen für Einzelhäuser wie auch Mehrfamilienhäuser ist jeder Raum als eine private Zelle konzipiert, eine Zelle innerhalb eines Kollektives, eine Enklave, ein Rückzugsort, ein Ort, um sich vom Stress der modernen Massengesellschaft zurückzuziehen, um später wieder zum Kollektiv zurückzukehren. Es muss aber erwähnt werden, dass Le Corbusier in seinen verschiedenen Entwürfen zu Wohnprogrammen nie vollkommen in der Lage war, seine

Vision einer Gemeinschaft, wie er sich im Kloster von Ema gesehen hatte, zu replizieren. Zurückführen lässt sich das wohl darauf, dass der moderne Mensch des 20. Jahrhunderts anti-monastisch war und zunächst nicht im Stande oder gar geschaffen war, diese Wohnform als Lösungsansatz für das Wohnproblem des 20. Jahrhunderts anzuerkennen.¹⁹⁰

4.3.2 Le Corbusiers Suche nach der Zelle im menschlichen Maßstab

Geprägt von seinem Besuch der Kartause von Ema, definierte Le Corbusier nun Wohnen und die Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch?“ für sich neu. Ihm ging es nun noch deutlicher darum, leistbaren Wohnraum für die ärmeren Gesellschaftsschicht zu schaffen, Wohnraum, der Elemente vereinte, die für das tägliche Leben von Bedeutung waren. Zu diesen Elementen zählten unter anderem ein heller Fussboden, auch das schnelle Erreichen der verschiedenen Gegenstände in der Wohnung. Diese Elemente waren laut Le Corbusier eine Gesamtheit von Geräten, die er in Esprit Nouveau „Wohnmaschine“ nannte. Die Wohnmaschine als Begriff wurde von Le Corbusier selbst jedoch nur kurze Zeit verwendet, da diese Bezeichnung vielfach falsch verstanden wurde.

Der Begriff der „Maschine“ in seiner Verbindung mit dem Ausdruck „Wohnen“ wurde oft fälschlicherweise mit der Vorstellung von Betrieb, Leistung, Arbeit, Produktion, also etwas Technischem assoziiert. Der Ausdruck „Wohnen“ meint dagegen eher eine ethnische Vorstellung, welche an ein Dauerndes, an die Organisation der Existenz, verknüpft war. Nicht selten

¹⁸⁷ Vgl. Coleman 2005, 135-136.

¹⁸⁸ Le Corbusier, zit.n. Coleman 2005, 136. [Übersetzung Englisch nach Deutsch von Tamara Sandra Golser].

¹⁸⁹ Vgl. Curtis 1987, 207.

¹⁹⁰ Vgl. Coleman 2005, 136-137.

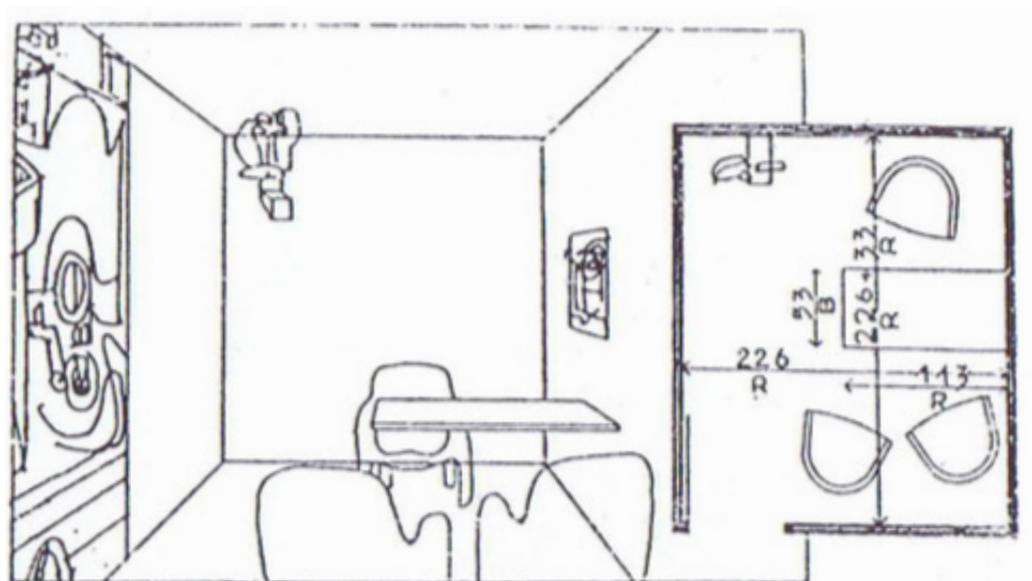
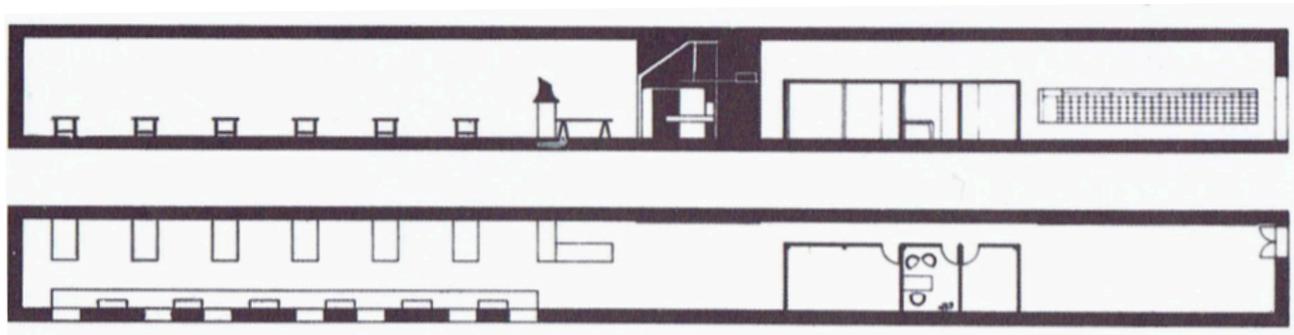


Abb.41/42: Grundriss des Büros in der Rue de Sèvres, darunter die um 1950 angefertigte Skizze des Grundrisses und eine Innenperspektive des Petit Ateliers, dem Grundmodell der „Zelle im menschlichen Maßstab“.

wurde der Begriff der „Wohnmaschine“ in Zusammenhang mit dem gesehen, was die neue, moderne Architektur anstrebte, aber auch all dessen, was viele an der modernen Architektur ablehnten. Äußerte Le Corbusier sich fortan zu Wohnhäusern, sprach er von der „Zelle im menschlichen Maßstab“. Dass sowohl die „Zelle“ wie auch zuvor die „Wohnmaschine“ nicht nur in enger Verbindung mit Fahrzeugen gebracht werden konnte, belegt das folgende Zitat:¹⁹¹

„Heute, auf der systematischen Suche nach einer Zelle im menschlichen Maßstab, werde ich einige Fälle analysieren; und dabei wird sich eine Richtlinie ergeben. Zuvor einiges über das Leben an Bord eines Schnelldampfers: Während einer vierzehntägigen Reise von Bordeaux nach Buenos Aires bin ich vom Rest der Welt abgeschnitten: von meinem Friseur, meiner Waschfrau, meinem Bäcker, meinem Obsthändler und meinem Metzger. Ich habe meine Koffer ausgepackt und mich in meinem Haus eingerichtet – ich bin in die Haut eines Mannes geschlüpft, der ein kleines Haus gemietet hat.“¹⁹²

Die von Le Corbusier beschriebene Zelle in einem Schnelldampfer mit 5,25 x 3 m, also insgesamt 15,75 m², half ihm auf der Suche nach der „Zelle im menschlichen Maßstab“. Nach Le Corbusier handelte es sich bei dieser Zelle um ein „Luxusapartment“, in dem der Mensch sich glücklich fühlen und ganz wie in einem Haus leben konnte. In diesem Raum von 15,75 m² könnte der Mensch laut Le Corbusier schlafen, sich waschen, schreiben, lesen und auch Freunde treffen. Das Kochen und Waschen

passiert dagegen extern, in gemeinschaftlichen Bereichen außerhalb der Zelle. In diesen gemeinschaftlichen Bereichen sollte es auch die Möglichkeit geben, tägliche sportliche Aktivität auszuüben.¹⁹³

Dennoch ist eine Übertragung dieser Schiffszelle auf eine ganzheitlich bewohnte Wohneinheit hinsichtlich der temporären Nutzung schwierig, denn das Leben und Wohnen in dieser minimalen Schiffszelle würde langfristig, auch psychologisch gesehen, auf den Benutzer ein Gefühl der Beengtheit ausüben.¹⁹⁴

Le Corbusiers 1947 entworfene fensterlose Petit Atelier in Paris könnte zweifellos als Prototyp eines strikt auf die Reichweite des Menschen zugeschnittenen Grundmodell der „Zelle im menschlichen Maßstab“ angesehen werden. In seinem 50 m langen und überaus schmalen Büro in der Rue de Sèvres errichtete er das Atelier, das gekennzeichnet war durch eine spartanische Möblierung mit Tisch, Lampe und Stühlen. Als einzige Dekoration dieser 2,26 x 2,59 m x 2,26 m (B/T/H) Zelle dienten von ihm selbst angefertigte Kunstwerke. Für ihn war diese Zelle die ideale Verbindung eines Studiolo und der Kartäuserzelle von Ema. Nicht vergessen werden darf auch, dass Le Corbusier in diesem Jahr das Konzept des Modulors endgültig ausformulierte, bevor dieser 1948 veröffentlicht wurde. Das Atelier Petit nutzte er als Fallbeispiel und Prüfstein zugleich.

Somit könnte diese Zelle, das Petit Atelier, als kleinstmöglicher Bewegungsraum des Menschen angesehen werden, als die Ursprungszelle, die stapelbar als Grundmaß für alle späteren Bauten dienen könnte.

¹⁹¹ Vgl. Conrads/Neitzke ²1987, 88. Dieter, Schnell: Le Corbusiers Wohnmaschine, 24.12.2017, <http://bauforschungonline.ch/aufsatz/le-corbusiers-wohnmachine.html>, 16.11.2019.

¹⁹² Le Corbusier, zit.n. Conrads/Neitzke ²1987, 88-89.

¹⁹³ Vgl. Conrads/Neitzke ²1987, 88-92.

¹⁹⁴ Vgl. Schwarzmann 2017, 125.

4.4 Le Corbusiers architektonische Umsetzung der „Minimalzelle“

„Ich fühle mich in meiner Hütte so wohl, dass ich dort wohl mein Leben beenden werde.“¹⁹⁵

Le Corbusier

Die nun gewonnenen Erkenntnisse aus dem Petit Atelier sowie dem Modulor setzte Le Corbusier 1952 mit seinem privaten Ferienhaus „Le Cabanon“, übersetzt die Blockhütte oder der Schuppen, endlich auch architektonisch um. Die auf den ersten Blick primitiv wirkende Blockhütte in Roquebrune-Cap-Martin an der Côte d’Azur im Süden Frankreichs schenkte Le Corbusier seiner Frau Yvonne zum Geburtstag. Eine Baugenehmigung für die Blockhütte erhielt Le Corbusier letztlich nur, weil sie als Anbau des in unmittelbarer Nähe liegenden Restaurant-Bar „L’Étoile de mer“ von Thomas Rebutatos¹⁹⁶, einem guten Freund der Familie, deklariert werden konnte.¹⁹⁷

„Am 30. Dezember 1951 zeichnete ich auf einer Tischkante einer kleinen Vesperstube an der Côte d’Azur- um meiner Frau damit ein Geburtstags-geschenk zu machen - die Pläne zu einer kleinen ‚Hütte‘, die ich im Jahr darauf auf einem flutüber-spülten Felsenstück auch baute. Diese (meine) Pläne waren in einer drei viertel fertiggezeichnet. Sie sind endgültig; nicht wurde geändert; nach dieser Rein-zeichnung wurde die Hütte gebaut.“¹⁹⁸ So beschrieb Le Corbusier den Entwurfsprozess für Le Cabanon.

Le Cabanon ist als Holzrahmenbau konstruiert und wurde als vorgefertigtes Gebäude nach Roquebrune-Cap-Martin transportiert. Das Innere der Hütte ist mit Sperrholzplatten verschalt. Gelb gestrichene, hölzerne Fußböden, blaue, rote, weiße und schwarze Farbflächen an der Decke, wie auch Wandbilder und Gemälde erzeugen eine starke Farbwirkung und Definiierung des Innenraumes der Hütte. Dunkler gefärbte Tafeln verwendete Le Corbusier für den Ruhe- und Schlafbereich, weiße, gefärbte Tafeln finden sich im Arbeitsbereich sowie am Tisch. Schwarze Tafeln verwendete er ausschließlich im Korridor, fast könnte man meinen, um dem Auge die Anpassung vom hellen, mediterranen Licht an das Innere der Hütte zu erleichtern.¹⁹⁹ Auch die Möbel wurden von Le Corbusier so reduziert wie möglich entworfen, dennoch berücksichtigte er dabei ergonomische Kriterien.²⁰⁰ Die Außenfassade von Le Cabanon ist mit horizontalen, ungefähr 10 bis 20 cm breiten Platten aus Tannenholz verkleidet. Diese wurden auf vertikale Holzbretter genagelt, um so die Ähnlichkeit einer Schindelverkleidung amerikanischer Häuser zu erzielen. Durch den halbkreisförmigen Querschnitt der Platten erhält die Hütte das typische Aussehen einer Blockhütte.²⁰¹

¹⁹⁵ Le Corbusier, zit. n. Flückiger 2016, 52.

¹⁹⁶ Robert Rebutatos pensionierter Installateur, Widerstandskämpfer und Restaurantbesitzer.

¹⁹⁷ Vgl. Werner 1996, 10-13.

¹⁹⁸ Vgl. Le Corbusier 1955, 252.

¹⁹⁹ Vgl. Flückiger 2016, 51.

²⁰⁰ Vgl. Werner 1996, 13.

²⁰¹ Vgl. Flückiger 2016, 51-52.



Abb.43: Le Corbusier beim Skizzieren vor seinem Ferienhaus „Le Cabanon“.

Le Corbusier beschreibt den Grundriss des Le Cabanon immer als quadratisch, mit den Innenraummaßen von 3,66 x 3,66 m, einer Raumhöhe von 2,26 m. Demnach lässt sich die Grundfläche in vier gleichgroße Rechtecke mit 2,26 x 1,40 m und einem Quadrat von je 86 cm Kantenlänge aufteilen.²⁰² Doch ganz genau stimmt dies nicht, denn nach dieser Beschreibung spart Le Corbusier den Korridor mit Garderobensystem und der Toilette aus, obwohl dieser im Plan in „Œuvre complète“, einem Buchband mit allen Werken Le Corbusiers, deutlich erkennbar ist. Dem Korridor und die Toilette mit eingeschlossen ergibt sich demnach eine Gesamtfläche von 3,66 x 4,36 m und nicht die angegebenen 3,66 x 3,66 m.

Dennoch ist im Grundriss von Le Cabanon deutlich erkennbar, dass Le Corbusier die Bereiche nach der Spiralsequenz eines Schneckengehäuses aufgebaut hat. Es ergeben sich dadurch zwei Ruhe- oder Schlafbereiche, ein Ankleidezimmer und ein Arbeitsbereich, die er durch die Verwendung des Modulors in eine harmonische Beziehung mit dem Menschen bringt.²⁰³

Das Ferienhaus Le Cabanon könnte vielleicht eine weitere schlüssige Antwort auf die Frage „Wie viel Raum braucht der Mensch?“ sein. Es könnte auch heute noch als Entwurfsgrundlage für die Wohnung für das Existenzminimum dienen und Lösungsansätze für das heutige Wohnungsproblem bieten.²⁰⁴

²⁰² Vgl. Werner 1996, 13.

²⁰³ Vgl. Flückiger 2016, 49.

²⁰⁴ Vgl. Werner 1996, 10-13.



Abb.44: Die architektonische Umsetzung der Minimalzelle, das von Le Corbusier 1952 entworfene Ferienhaus „Le Cabanon“ an der Côte d’Azur im Süden Frankreichs.



Abb.45: Innenraumansichten vom Aufenthaltsbereich und vom Waschbereich des Le Cabanon.

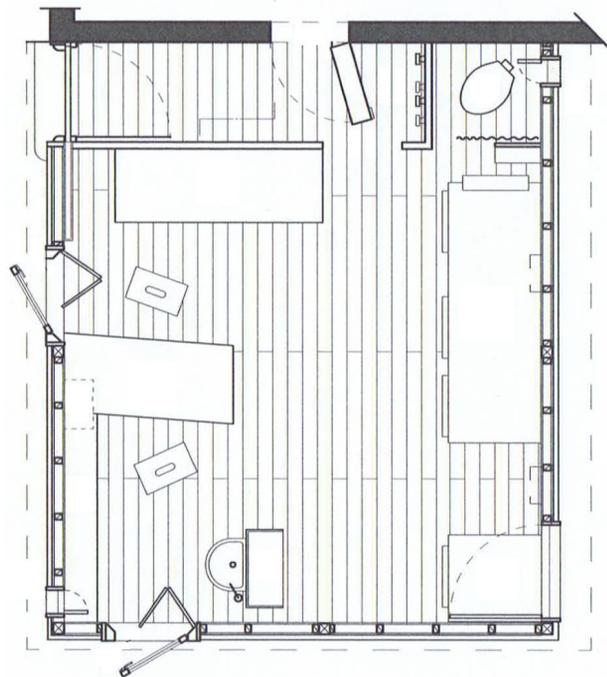


Abb.46: Grundriss des Ferienhauses, welches in Holzrahmenbauweise konstruiert wurde und als vorgefertigtes Gebäude zum Bauplatz transportiert wurde. Für das Le Cabanon verwendete Le Corbusier ein offenes Grundrisskonzept, einzelne Bereiche wurden mit unterschiedlich gefärbten Farbtafeln definiert.

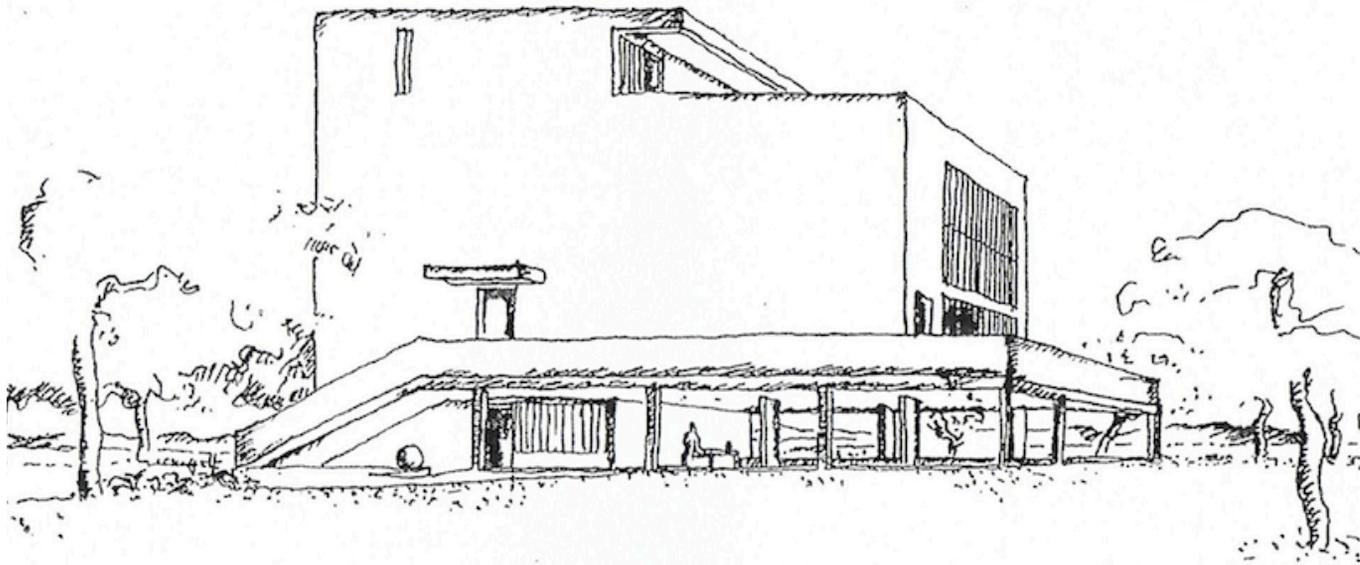


Abb.47: Skizze der aus dem Jahr 1922 entwickelten Maison Citrohan. Le Corbusier versuchte mit diesem „weißen Kasten auf Stelzen“, die Verbindung zwischen der gebauten und der natürlichen Welt zu symbolisieren.

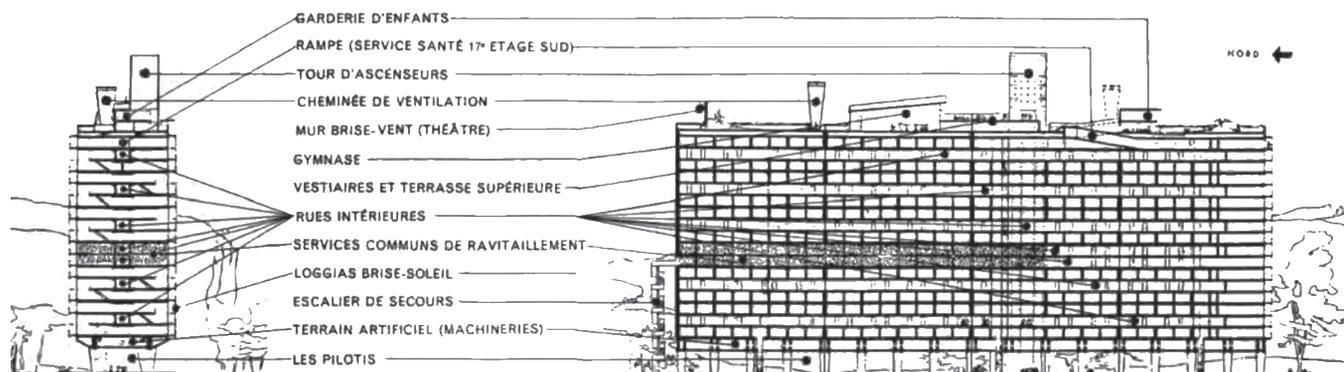


Abb.48: Schematische Darstellung des Längsschnittes der Unité d'Habitation in Marseille.

4.4.1 Die Unité d'Habitation in Marseille als kollektiver Wohnungstyp

Während Le Corbusier für sich mit der „Zelle im menschlichen Maßstab“ die Urzelle definierte und mit dem Ferienhaus Le Cabanon auf die Frage „Wie viel Raum braucht der Mensch?“ eine für ihn schlüssige Antwort fand, schuf er mit der Unité d'Habitation in Marseille (1947-53) einen für sich idealen kollektiven Wohnungstypus des 20. Jahrhunderts.²⁰⁵ Einen Hybrid, der eine perfekte Harmonie zwischen dem individuellen und dem kollektiven Wohnen und deren Wechselbeziehung untereinander darstellt und der sich als eine mögliche Lösung im Bezug auf den Massenwohnungsbau erweisen könnte.²⁰⁶ Für Le Corbusier war der ideale Wohntypus, anders als für viele Architekten der Moderne, nicht das große Haus für eine einzelne Familie, sondern ein funktionaler Wohnraum der auf die Bedürfnisse der Bewohner zugeschnitten war.²⁰⁷ Die Unité d'Habitation war für Le Corbusier eine erste architektonische Annäherung an den monastischen Wohntypus des Klosters von Ema und dessen Mönchszellen, welches in seinen Augen sowohl in räumlicher wie auch in sozialer Hinsicht eine harmonisch-ideale Symbiose²⁰⁸ der Bedürfnisse eines Individuums, den Einflüssen der umgebenden Landschaft und der gemeinschaftlichen Beziehung, folglich die Verbindung „zwischen der gebauten und natürlichen Welt“²⁰⁹ symbolisiert.²¹⁰

Zunächst aber fasste Le Corbusier mit dem im Jahr 1922 entwickelten Maison Citrohan, all diese Vorstellungen zusammen. Maison Citrohan war schlichtweg ein weißer Kasten auf Stelzen mit flachem Dach, rechteckigen Industriefenstern und einem zweigeschossigen Wohnraum mit einem großen Atelierfenster. Im hinteren Bereich des Hauses lagen in kleineren Unterteilungen die Küche, das Badezimmer sowie die Schlafräume. Im untersten Geschoss war der Heizraum untergebracht und Autos konnten in den Bereichen zwischen den Pilotis aus Beton parken. Terrassen befanden sich auf halber Höhe des Untergeschosses sowie im Obergeschoss. Durch die Verwendung von Beton konnten auch große Spannweiten erzielt werden. Trotzdem war die Idee der Massenfertigung für Le Corbusier bei diesem Entwurf wichtiger als die Ausführung, denn für ihn symbolisierte die Maison Citrohan eine Lebensform, die frei von jeglichem Wirrwarr war, typisch für die bürgerlichen Wohnhäuser der damaligen Zeit, war.²¹¹

Die Grundidee der Unité d'Habitation präsentierte Le Corbusier bereits 1925 auf der in Paris stattfindenden Ausstellung „Exposition internationale des Arts décoratifs“ mit dem Pavillon de l'Esprit Nouveau. Dieser Pavillon wird im Kapitel des minimalen Wohnen detailliert behandelt.²¹² Die Unité d'Habitation in Marseille wirkt auf den ersten Blick wie eine Felsenklippe, die sich von der kargen Land-

²⁰⁵ Vgl. Nagel 2014, 38.

²⁰⁶ Vgl. Curtis 1987, 109.

²⁰⁷ Vgl. Nagel 2014, 38.

²⁰⁸ Laura Stiller: Zwischen Raum und Funktion. Die Verhältnisse der Unité d'Habitation von Le Corbusier, https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu_stillers_kopie.pdf, 05.02.2020.

²⁰⁹ Ebda., 05.02.2020.

²¹⁰ Vgl. ebda., 05.02.2020.

²¹¹ Vgl. Curtis 1987, 109.

²¹² Vgl. Arnholz 2016, 144.

schaft durch einige Bäume und Sträucher abhebt. Le Corbusier ging es bei dem Entwurf des 12 Stockwerke hohen Gebäudes zuzüglich öffentlichen Untergeschoss und Dachterrasse, in erster Linie darum, die industrielle Fabrikation im Kampf gegen die Wohnungsnot einzusetzen und das menschliche Zusammenleben durch ökonomische Produktionsbedingungen zu vereinfachen. Eine verdichtete Wohnungsbebauung wollte er mit den wesentlichen Faktoren von Licht, Raum und Grün in Einklang bringen.²¹³ Die Forderung nach einer an die Proportionen des Menschen orientierten Bauweise, versuchte er erstmals mit Hilfe des von ihm entwickelten Proportionensystems Modulor umzusetzen.²¹⁴ „Gleichsam berücksichtigte er in seinem Konzept das Beziehungsgeflecht von privaten und öffentlichen Räumen, indem er die Grundelemente der Stadt an der Dimension des Wohnkomplexes ausrichtete und damit die städtische Gesamtstruktur der Wohnfunktion als primärem menschlichen Bedürfnis untergeordnet werden konnte.“²¹⁵ Die Unité d’Habitation, die ursprünglich für 1600 Menschen konzipiert wurde - praktisch Leben und Wohnen maximale 1000 bis 1200 Menschen dort - setzt sich aus 23 unterschiedliche Wohneinheiten zusammen, vorrangig Maisonette-Wohnungen, die auf die Bedürfnisse der jeweiligen Bewohner, von der Einzelperson bis hin zu Familien, abgestimmt sind.²¹⁶ Die Abmessungen einer Standardwohnzelle betragen 3,66 m x 24,0 m x 2,26 m (B/T/H).

Bei einer zweigeschossigen Wohneinheit verdoppelt sich die Höhe auf 4,80 m. Somit verfügt die Wohnzelle einer Familie über 98 m², zuzüglich der Fläche der Terrasse und dem kleinen Balkon.²¹⁷

Die Elemente der industriell hergestellten Wohnungstypen sind standardisiert und in ihrer Kombination variabel, wodurch sie in ihrer Anordnung die Basis für Individualelemente und Gemeinschaftselemente bilden, nicht umsonst nennt Le Corbusier sie „La cellule commande“²¹⁸, Wohnzelle, entworfen für den Standard Menschen, unabhängig von dessen Lebensstil und Wohnbedürfnissen, ähnlich der Mönchszelle im Kloster von Ema. Le Corbusier greift beim Entwurf der Unité d’Habitation auf eine Hierarchie von privaten Räumen und öffentlichen Flächen zurück, wobei die öffentlichen Bereiche wie die innenliegende Straße mit Geschäften und Restaurants sich durch transparente, verglaste Flächen kennzeichnen.²¹⁹

4.4.2 Das Kloster Sainte Marie de la Tourette

Genau 50 Jahre nachdem Le Corbusier 1907 das Kloster von Ema besucht hatte, begann er, parallel zur Unité d’Habitation, mit dem Entwurf für das Dominikanerkloster Sainte Marie de la Tourette, kurz La Tourette. La Tourette (1956-1960) ist ein Kloster, das als bestes Gemeinschaftsgebäude Le Corbusiers angesehen werden kann und wie

²¹³ Vgl. Curtis 1987, 284-285.

²¹⁴ Vgl. Laura Stiller: Zwischen Raum und Funktion. Die Verhältnismäßigkeiten der Unité d’Habitation von Le Corbusier, https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu_stillers_kopie.pdf, 05.02.2020.

²¹⁵ Ebda., 05.02.2020.

²¹⁶ Vgl. Curtis 1987, 284-285.

²¹⁷ Vgl. Laura Stiller: Zwischen Raum und Funktion. Die Verhältnismäßigkeiten der Unité d’Habitation von Le Corbusier, https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu_stillers_kopie.pdf, 05.02.2020.

²¹⁸ Ebda., 05.02.2020.

²¹⁹ Vgl. Curtis 1987, 284-285.

schon die Unité 'Habitation sowohl die Urzelle, als auch eine kollektive Wohnform verkörpert.²²⁰

Für Le Corbusier war das Kloster von Ema das Grundmodell eines modernen Umfeldes, das dennoch offen für weitreichende Interpretation ist und auch kein fixes Modell, das ausschließlich nachgebildet werden konnte. Mit dem Kloster La Tourette schaffte er keine Nachbildung des Klosters von Ema, sondern reagierte auf die vorhandenen Gegebenheiten und baute mit La Tourette ein eigenständiges Kloster, das Merkmale des Klosters von Ema integriert.

La Tourette befindet sich auf einem Felsen in Eveux, Frankreich, und könnte, wie die Maison Citrohan zuvor, durch seine rechteckige U-Form auch banal ausgedrückt als ein Kasten auf Stelzen verstanden werden. Es ist gleichsam eine mittelalterliche Festung aus Beton, eine umschlossene Stadt des religiösen Geistes mit herrlichem Ausblick in die Natur.²²¹ Le Corbusier brauchte fast drei Jahre, um die Pläne für das Kloster fertigzustellen. Ergebnis war 1960 ein Kloster, das nicht nur optisch perfekt ausgearbeitet war, sondern auch funktional bis ins Kleinste durchdacht war.²²² Durchschreitet man den Bau, erlebt man Räume von unterschiedlichen psychologischen Charakter, vom nahezu geheimnisvoll wirkenden umschlossenem Raum, der kleinen pyramidenartigen Betkapelle, bis hin zur Lichtfülle des offenen Atriums und zur Formalität des Kapitelhauses und Refektoriums.

Bestimmt wurde der Grundriss vor allem durch die Regeln des Dominikanerordens, die an eine tägliche Routine gebunden sind. Le Corbusier verzichtete auf einen gemeinsamen Schlafsaal für die Mönche. An dessen Stelle rücken Zellen, die als Räume der Medita-

tion und des Studiums dienen sollen und den Mönchen so die notwendige Zeit der Einsamkeit ermöglichen. Die Zellen sind auf ein Minimum reduziert und weisen einen Tisch, einen Schrank und ein Bett, ähnlich wie in den Zellen im Kloster von Ema, auf. Angeordnet sind die Zellen in den zwei Obergeschossen und verlaufen entlang der Außenfassade des Gebäudes. Jede der Zellen besitzt einen Balkon mit Sonnenschutz, eine erneute Anlehnung an die individuellen Gärten der Mönche im Kloster von Ema. Obwohl die Zellen auf das Wesentliche reduziert sind und ihre Dimensionen minimal sind, erlauben sie den Mönchen ein ausreichendes Maß an Privatheit und vermitteln ein Gefühl von persönlichem Eigentum. Le Corbusiers Studien über die Proportionen des menschlichen Körpers und seine Beziehung zur Umwelt waren der Ausgangspunkt für die Gliederung des Zellenraumes wie auch für die Räume innerhalb des Klosters.

Dazu schrieb der Architekt:

„Ich habe versucht, einen Ort der Meditation, des Studiums und des Gebetes für den Predigerorden zu schaffen. Die menschlichen Erfordernisse haben unsere Arbeit geleitet. [...] Ich stelle mir die Formen, die Verbindungen, die Abfolge vor, die notwendig waren, damit Gebet, Liturgie, Meditation und Studium in diesem Haus ihren Platz fanden. Meine Aufgabe ist es, Menschen eine Behausung zu geben. Es ging darum, den Mönchen. [...] Frieden und Stille zu verschaffen, die in unserem heutigen Leben so wichtig sind. [...] Dieses Kloster aus rauem Beton ist ein Werk der Liebe. Es präsentiert sich nicht - es lebt aus dem Inneren heraus.“²²³

²²⁰ Vgl. Serenyi 1967, 286.

²²¹ Vgl. Coleman 2005, 115-119. Beljan/Janković 2016, 135-137.

²²² Vgl. Serenyi 1967, 286.

²²³ Vgl. Curtis 1987, 212.



Abb.49: Die Außenfassade der 12 Stockwerke hohen Unité d'Habitation in Marseille.

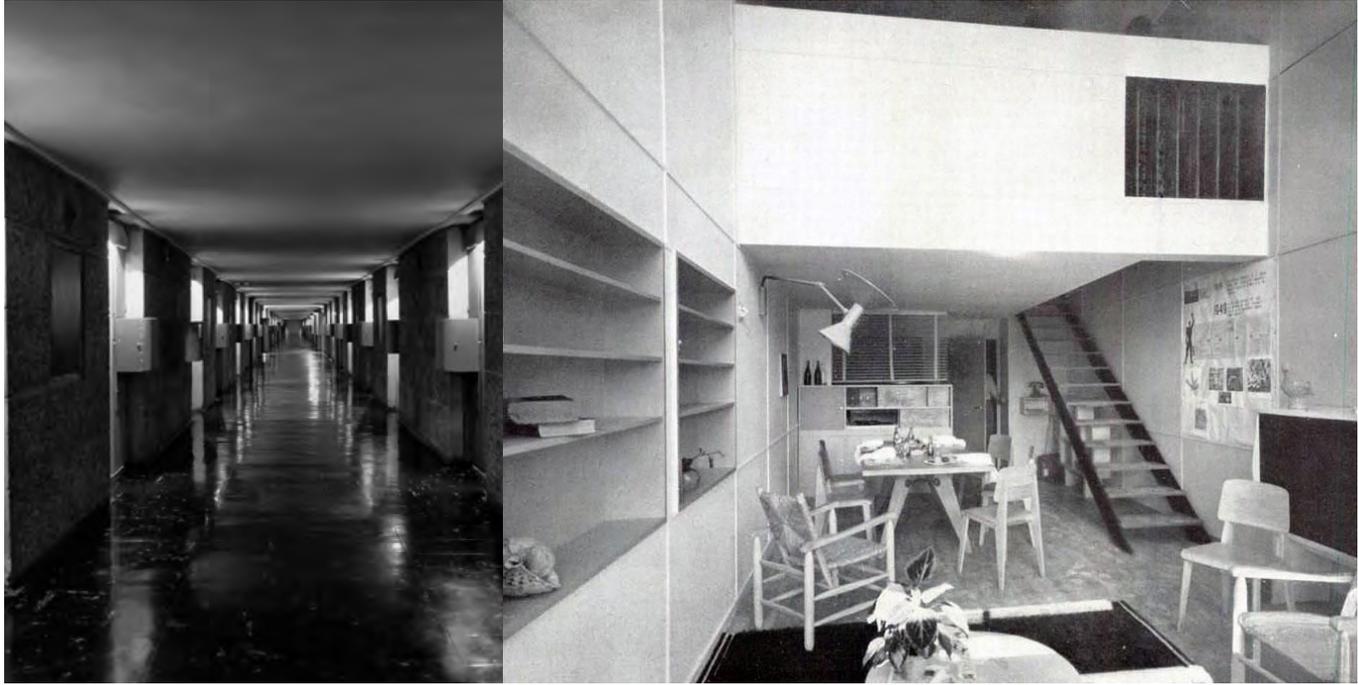


Abb.50: Die Erschließungsstraßen innerhalb des Gebäudes unter anderem zu den Wohneinheiten. Abgebildet ist hier die zweigeschossige Maisonette-Wohnung einer Familie.

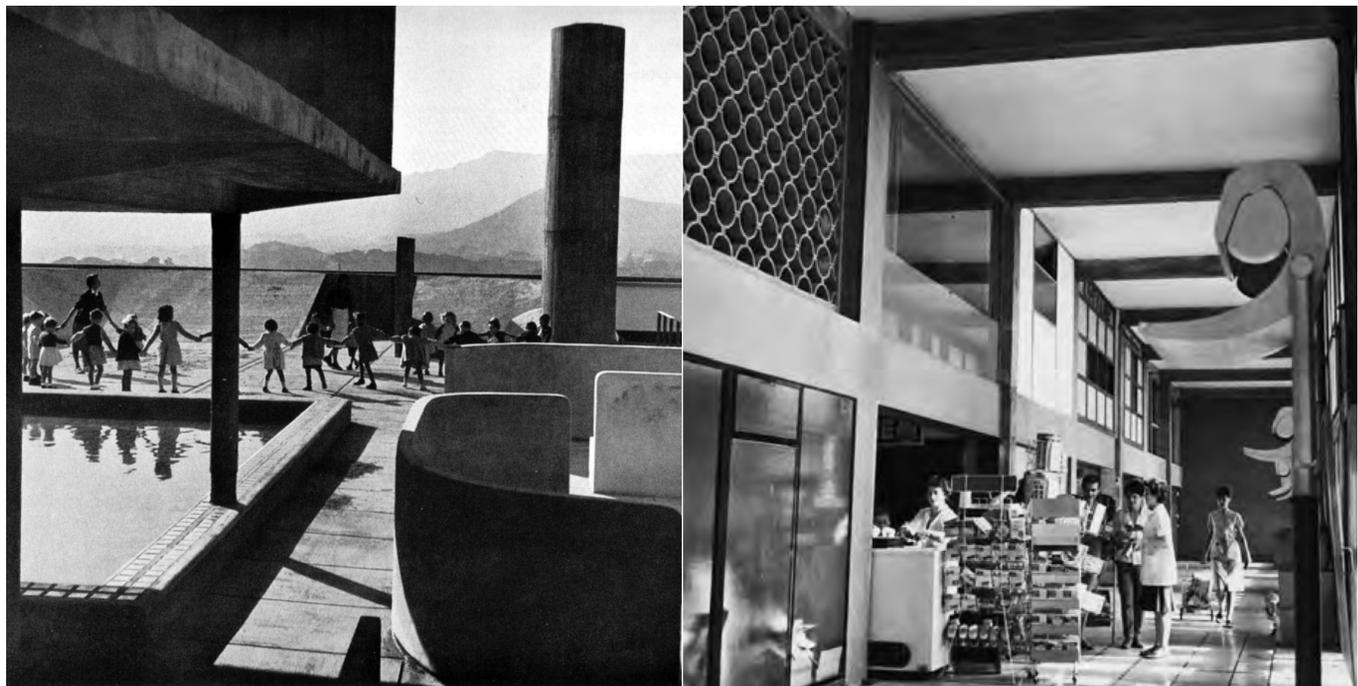


Abb.51: Die Unité d'Habitation ist ein Gebäude, das gemeinschaftliche und individuelle Bereiche miteinander verbindet.



Abb.52/53: Außenaufnahme des 1960 fertiggestellten Dominikanerklosters Sainte Marie de la Tourette, mit welchem Le Corbusier seine Vision des Klosters von Ema verwirklichte.



Abb.54: Die Mönchszellen im Kloster La Tourette wurden von Le Corbusier auf das Wesentliche reduziert und an die Proportionen des menschlichen Körpers angepasst.

5

Das Kloster „Maria im Paradies“

Das Kloster „Maria im Paradies“ auf der Kinderalm in St.Veit im Pongau, das im Jahr 2017 fertiggestellt wurde, ist Ergebnis eines über 30 Jahre andauernden Anpassungsprozesses von baulichen Strukturen an die speziellen Lebensgewohnheiten eines Bauherrn, in diesem Fall denen der monastischen Familie von Bethlehem.²²⁴ Der Entwurf des Klosters wurde schrittweise aus der im Jahr 1986 an der Akademie der bildenden Künste unter der Betreuung von Gustav Peichl erarbeiteten Diplomarbeit des aus dem Nachbarort Goldegg stammenden Architekten Matthias Mülitzer entwickelt.²²⁵ Die Weiterentwicklung eines zunächst fiktiven studentischen Entwurfes für

das Kloster wurde für Matthias Mülitzer der Beginn einer weitreichenden Lebensaufgabe, die auch seinen weiteren beruflichen Weg geprägt hat.²²⁶

Betrachtet wird in diesem Kapitel die Entstehungsgeschichte des Klosters „Maria im Paradies“ auf der Kinderalm, um nachfolgend die historische Entwicklung und die Merkmale des Ordens der monastischen Familie von Bethlehem und der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno zu beleuchten. Anschließend daran wird das Charakteristikum eines Klosters von Bethlehem und dessen Anwendung am Kloster „Maria im Paradies“ aufgezeigt.

²²⁴ Vgl. Mülitzer 2019, 7.

²²⁵ Vgl. Lindenthaler 2018, 95-96.

²²⁶ Vgl. „Kloster-Architekt“ Mülitzer im Salzburger Künstlerhaus, <https://www.sn.at/salzburg/kultur/kloster-architekt-mulitzer-im-salzbuerger-kuenstlerhaus-3810661>, 05.03.2014.

5.1 Matthias Mülitzer, der „Kloster-Architekt“

„Mülitzer kümmert sich nicht um jeweilige Architekturmoden, [...] er folgt seinen Fachkenntnissen, seiner Baugesinnung, seiner ‚Haltung‘.“²²⁷

Friedrich Kurrent

Matthias Mülitzer²²⁸ wurde 1960 in Goldegg geboren und wuchs auf einem Bauernhof auf. Nach seinem Diplom an der Akademie der bildenden Künste in Wien 1986 war er als Mitarbeiter bei Ernst A. Plischke und Carl Pruscha tätig. Matthias Mülitzer realisierte bis heute 34 verschiedene planerische Aufgaben, darunter unter anderem Einfamilienhäuser und Bibliotheken.²²⁹ Er plante in historische Schlösser Aufzüge ein und baute das Sempederdepot in Wien um.

Sein größtes Interesse aber gilt dem Sakralbau. Abgesehen vom Kloster auf der Kinderalm errichtete er in diesem Interessensfeld Kapellen im Pongau wie im Pinzgau sowie das Kamaldulenserklöster Santa Maria de los Angeles in Venezuela. Ein Kloster zu bauen bedeutet für ihn, die Welt im kleinen Format zu realisieren, denn nach Mülitzer geht es auch im Klosterbau wie in jedem anderen urbanen Architekturmodell darum,

ein ausgewogenes Maß an Gemeinschaft und Privatheit zu ermöglichen, etwas, das er mit einem seiner architektonischen Vorbilder, Le Corbusier, teilt.

Sein Ruf als „Kloster-Architekt“ gab ihm die Möglichkeit, weltweit Klöster zu besuchen, die noch kein anderer ordensfremder Mensch je besucht hat.²³⁰ Vor allem durch das Besuchen, Vermessen und Zeichnen von Eremitagen weltweit konnte er für sich eine Palette dieser Bauform erstellen, die einzigartig ist.²³¹ „Ich bin als Architekt nicht bloß Erfüllungsgehilfe von Bauherren. Aber es ist trotzdem nützlich, eine Sympathie für bestimmte Lebensentwürfe zu haben, um zu begreifen, welche Anforderungen die Menschen an Architektur stellen. Und wenn mir die Schwestern von Bethlehem das Feedback geben, dass ich ihnen das Kloster ‚Maria im Paradies‘ auf den Leib geschnitten habe, dann bedeutet das schon, dass diese Baukörper in abgeschiedener Natur funktionieren.“²³²

²²⁷ Friedrich Kurrent zit.n., <https://initiativearchitektur.at/kalender/archiv/architektur-ausstellen-vorstellen/matthias-mulitzer>.

²²⁸ Abseits der planerischen Tätigkeiten beschäftigt sich Matthias Mülitzer mit Studienreisen, Lehraufträgen, Ausstellungsgestaltungen wie auch der Publikationstätigkeiten. Er durfte auch Auszeichnungen wie den Würdigungspreis des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMFWF) 1986 für besondere künstlerische Leistung und den Preis für vorbildliches Bauen in Niederösterreich 1998 und 2002 entgegen nehmen.

²²⁹ Vgl. Matthias Mülitzer - Orte, Räume und Bauwerke, <https://initiativearchitektur.at/kalender/archiv/architektur-ausstellen-vorstellen/matthias-mulitzer>, 05.02.2020.

²³⁰ Vgl. „Kloster-Architekt“ Mülitzer im Salzburger Künstlerhaus, <https://www.sn.at/salzburg/kultur/kloster-architekt-mulitzer-im-salzbuerger-kuenstlerhaus-3810661>, 05.03.2014.

²³¹ Vgl. Hannes Hintermeier: Im Kartäuserkloster. Hier ist Raum für die große Stille geschaffen, 23.12.2011, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/im-kartaeser-kloster-hier-ist-raum-fuer-die-grosse-stille-geschaffen-11577791.html>, 05.02.2020.

²³² Matthias Mülitzer zit.n., <https://www.sn.at/salzburg/kultur/kloster-architekt-mulitzer-im-salzbuerger-kuenstlerhaus-3810661>, 05.03.2014.

5.2 Das Kloster „Maria im Pardies“ und seine Vorläufer

„Wenn man vom salzburgischen Luftkurort St.Veit der Beschilderung ‚Kinderalm‘ folgt, gelangt man über ein kurvenreiches Panoramasträßchen auf die Höhe von 1300 Meter. Hier endet die Straße vor einer Gruppe von Holzhäusern, die von einem hohen Zaun umgeben ist. Man steht vor dem Tor des Klosters mit dem schönen Namen ‚Maria im Paradies‘. Es ist das Domizil der ‚Schwestern von Bethlehem und der Aufnahme Mariens in den Himmel‘.“²³³

o.A.

Die Schwestern des aus Frankreich stammenden Ordens „Familie von Bethlehem, der Aufnahme der Jungfrau in den Himmel und des heiligen Bruno“ siedelten sich im Jahr 1985 auf Einladung der Erzdiözese Salzburg und des damaligen Landeshauptmannes Dr. Wilfried Haslauer senior auf der Kinderalm in der Marktgemeinde St.Veit im Pongau an. Die Kinderalm, eine ehemalige Sommerheilstätte für lungenkranke Kinder, wurde zur ersten Niederlassung der monastischen Familie, einem rein kontemplativ lebenden Orden im deutschsprachigen Raum.²³⁴ Die Entwicklung von der Lungenheilstätte hin zum Kloster der monastischen Familie war geprägt von Widerständen der Bevölkerung, der Politik und des Naturschutzes. Matthias Mülitzer erinnert sich an den komplizierten Grundstückstausch wie auch an die langen Rechtsstreitigkeiten bezogen auf die Rodung der 0,7 ha großen Waldfläche.²³⁵ „Es war gut, dass

wir diese Widerstände überwinden konnten mit der Kraft unserer Argumente. So waren am Ende alle wirklich überzeugt, und das ist immer besser.“²³⁶

5.2.1 Geografische Lage von St.Veit im Pongau

Die Marktgemeinde Sankt Veit im Pongau, kurz St.Veit, befindet sich ca. 50 km südlich der Stadt Salzburg im Bundesland Salzburg. Das ca. 57 km² große Gemeindegebiet erstreckt sich nördlich sowie südlich der Salzach, einem Fluss, der vom Salzburger Land in Österreich bis nach Bayern in Deutschland fließt. St.Veit befindet sich an jener Stelle im Salzachtal, an der die vom Westen kommende Salzach ihren Verlauf nach Norden ändert.²³⁷ Auf einer Mittelgebirgsterrasse oberhalb des Salzachtals, auf 763 m Seehöhe, liegt der Markt, das Zentrum des Ortes. Bis heute wird

²³³ Kloster bei St.Veit im Pongau. Paradies auf der Alm 1997, 61.

²³⁴ Vgl. Lindenthaler 2018, 95-96.

²³⁵ Vgl. Hannes Hintermeier: Im Kartäuserkloster. Hier ist Raum für die große Stille geschaffen, 23.12.2011, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/im-kartauserkloster-hier-ist-raum-fuer-die-grosse-stille-geschaffen-11577791.html>, 05.02.2020.

²³⁶ Matthias Mülitzer zit.n., Hintermeier 2011.

²³⁷ Vgl. Gemeindegtag aus St. Veit im Pongau, <https://salzburg.orf.at/v2/radio/stories/2569520/>, 17.01.2020.



Bundesland Salzburg



St.Veit im Pongau

Abb.55: Das Kloster „Maria im Paradies“ befindet sich in der Gemeinde St.Veit im Pongau im Bundesland Salzburg und ist ungefähr 50 km von der Stadt Salzburg entfernt.

das Ortsgebiet, das aus den Ortsteilen St.Veit und Grafenhof besteht, durch den im 13. Jahrhundert planmäßig rechteckig angelegten Marktplatz geprägt, dessen westlichen Abschluss die über dem Platz thronende Pfarrkirche zum heiligen Vitus bildet.²³⁸

Da St.Veit einer der sonnenreichsten Orte des Bundeslandes ist und aufgrund seiner Höhenlage im sogenannten Reizklima²³⁹ liegt, wurde St.Veit am 21. Februar 1989 zum ersten „Heilklimatischen Kurort“ Salzburgs ernannt. Bereits während der Kaiserzeit erkannte man die Wirkung des Heilklimas der Marktgemeinde und errichtete die Lungenheilanstalt Grafenhof. Heute hat sich diese Lungenheilanstalt zur Landeslinik St.Veit und zum Lehrkrankenhaus der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität weiterentwickelt.²⁴⁰

5.2.2 Chronik der Marktgemeinde St.Veit im Pongau

Der Ort St.Veit wie auch die Pfarre - *parrochia sancti Viti* - wurden erstmals in der Schenkungsurkunde des Salzburger Erzbischofs Gebhard im Jahr 1074 schriftlich erwähnt. Über Jahrhunderte hinweg war St.Veit die Mutterpfarre und Zentrum des südlichen Pongaus und wurde anschließend, im Spätmittelalter, zur Marktanlage erweitert. Bereits um das Jahr 1284 findet man die erste Bezeichnung der Gemeinde als Marktort, als *forum*. Im Jahr 1425 wurde das Marktrecht schriftlich fixiert und seit der Säkularisierung des Domkapitals um 1807 ist St.Veit wieder eine selbstständige Pfarre.

Früher galt der Pongau als Zentrum der Salzburger Protestanten. Aufgrund der großen Emigration unter

Erzbischof Firmian im Jahr 1731 mussten 3100 evangelische Christen ihre Heimatgemeinden Goldegg und St.Veit verlassen und fanden in Ostpreußen, dem heutigen Litauen, eine neue Heimat. Um ein Wiederleben des Protestantismus im Raum Pongau zu verhindern, ließ Erzbischof Firmian zwischen den Jahren 1736 und 1741 n. Chr. zur besseren Belehrung und Überwachung im damaligen St.Veitner Ortsteil Schwarzach, seit dem Jahr 1906 eine eigenständige Gemeinde, eine Missionsstation bauen. Das Gebiet erstreckte sich bis über die Nachbarbezirke St.Johann, Großarl, Goldegg, St.Veit, Gastein und Wagrain.²⁴¹ Aus dieser Missionsstation entwickelte sich das heutige Kardinal Schwarzenberg Klinikum mit über 500 Betten, 13 Primariaten und über 50 Ambulanzen, das zweitgrößte Krankenhaus im Bundesland Salzburg.²⁴²

Zwischen den Jahren 1800 und 1805 wurde St.Veit mehrmals von französischen Truppen besetzt. Während des Freiheitskampfes 1809 musste St.Veit zusammen mit Goldegg 25 Schützen und 180 Landstürmer zur Verteidigung des Pass Lueg, eine Verbindung des Außergebirges mit dem Innergebirge, und anderer Talzugänge bereitstellen. Aufgrund der Kriegsgeschehnisse und der Verpflegung von durchziehenden oder belagernden Soldaten verarmte die Bevölkerung, und erst nach dem endgültigen Anschluss von Salzburg an Österreich, am 1. Mai 1816 - davor war das Bundesland unter bayrischer Herrschaft - kam es zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen. Mit dem Revolutionsjahr 1848 wurde St.Veit, wie auch alle umliegenden Gemeinden, eine „Freie Gemeinde mit Recht auf Selbstverwaltung“, woraufhin am 9. Juli 1850 die erste Gemeindevertre-

²³⁸ Vgl. Archäologie und Bergbau in St.Veit im Pongau, <https://www.seelackenmuseum.at/archaebergbau.html>, 17.01.2020.

²³⁹ Unter Reizklima versteht man ein Klima, welches durch starke Temperatur- und Luftdruckschwankungen sowie durch heftige Winde und intensive Sonneneinstrahlung einen besonderen wie auch kräftigenden Reiz auf den Organismus ausübt und für bestimmte Krankheiten ein bedeutender Heilfaktor sein kann.

²⁴⁰ Vgl. Lindenthaler 2018, 264.

²⁴¹ Vgl. „Unsere Marktgemeinde einst und jetzt“. Aus der Geschichte (Kurzfassung): <https://www.stveitpongau.at/Heimatchbuch>, 16.11.2019.

²⁴² Vgl. Kardinal Schwarzenberg Klinikum. Willkommen, <https://www.ks-klinikum.at/de/>, 17.01.2020.



Abb.56: Aufnahme über den rechteckig angelegten Marktplatz auf die Pfarrkirche der Gemeinde St.Veit im Pongau, Anfang des 20. Jahrhunderts.



Abb.57: Luftbild der Gemeinde St.Veit im Pongau um das Jahr 1930. Das Gemeindebild damals wie heute ist geprägt von landwirtschaftlichen Betrieben.

tungswahl stattfinden konnte. Ein Brand im Jahr 1863 zerstörte große Teile des Ortes und erst durch die von 1873 bis 1875 erbaute Bahnverbindung Wörgl-Zell-Salzburg, die Giselabahn, mit einer Haltestelle in Schwarzach, erlebte St.Veit wieder einen wirtschaftlichen Aufschwung und einen erhöhten Zuzug, wodurch viele durch den Brand zerstörte Teile des Ortskerns wieder aufgebaut werden konnten. Der Bahnhof Schwarzach-St.Veit, ist bis heute ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt und Ausgangspunkt der Tauernbahn, als direkte Verbindung nach Triest.

Die Agrarkrise und darauffolgende Wirtschaftskrise gegen Ende der 1920er Jahre führte zu hoher Arbeitslosigkeit und Verschuldungen in der Landwirtschaft. Auch der Zweite Weltkrieg forderte in St.Veit viele verletzte, tote und vermisste Soldaten sowie Kriegsgefangene. St.Veit wurde 1945 amerikanische Besatzungszone. Durch die Hilfe aus dem Ausland, vor allem aus Amerika und der Schweiz, konnten die Lebensbedingungen für die Bevölkerung zunehmend verbessert werden. In den darauffolgenden Jahren konnte der Ort sich wieder zu einer aufstrebenden und zukunftsorientierten Gemeinde entwickeln, mit aktuell 4034 Einwohnern (Stand Februar 2020).²⁴³

5.2.3 Von der Lungenheilstätte zum Kloster „Maria im Paradies“

Im Jahr 1919 beschloss man, auf der Kinderalm in St.Veit im Pongau eine Lungenheilstätte für Kinder zu errichten. Tuberkulosegefährdete und erholungsbedürftige Kinder sollten dort während ihres sechs-wöchigen Aufenthaltes zwischen Mai und Oktober

Erholung und Kräftigung erfahren, um so ihr geschwächtes Abwehrsystem zu stärken.

Die aus dem 18. Jahrhundert stammende, auf 1400 m über dem Meeresspiegel gelegene Pöttegg-Almhütte wurde auf Anregungen von Primar Dr. Adler sowie des Ehepaares Dr.Braun umgebaut und adaptiert. Mehrere neue Hütten, eine offene Liegehalle, eine Almhütte sowie eine kleine Kapelle ermöglichten es schließlich, dass der Betrieb der Sommerheilstätte mit sechs Kindern und der Betreuung durch eine geistliche Schwester aufgenommen werden konnte. Schon nach kurzer Zeit wurden gute Erfolge in der Behandlung der Kinder, wie etwa eine Gewichtszunahme von bis zu zehn Kilo und mehr, erzielt, weshalb die Nachfrage stieg. Aufgrund dessen wurde die Heilstätte bis ins Jahr 1961 auf 25 Betten erweitert, so konnten bis zu 50 Kinder pro Turnus, betreut von zwei Schwestern, aufgenommen werden. Mit der Eröffnung einer Materialseilbahn im Jahr 1952 wurde es möglich, Essen aus der Anstaltsküche in Grafenhof, ungefähr 500 m Luftlinie entfernt, auf die Kinderalm zu transportieren. Der Betrieb auf der Kinderalm musste im Jahr 1981 auf Grund geringer Auslastung eingestellt werden, und die Kindererholung wurde nach Italien verlegt.²⁴⁴

Mit der Auflösung der Sommerheilstätte wurde nun in der Gemeinde überlegt, was mit der Kinderalm, aber vor allem mit den leerstehenden Gebäuden passieren sollte. Mehrere Ideen, wie etwa ein Schießstand für das Militär, wurden in Erwägung gezogen, bis man sich letztendlich, auf Drängen der Familie Außermayer und der Erzdiozöse, darauf einigte, die Kinderalm der Kirche zur Verfügung zu stellen.²⁴⁵ Eine Verbindung zur monastischen Familie „Die kleinen

²⁴³ Vgl. „Unsere Marktgemeinde einst und jetzt“. Aus der Geschichte (Kurzfassung): <https://www.stveitpongau.at/Heimatabuch>, 16.11.2019.

²⁴⁴ Vgl. Lindenthaler 2018, 263-264.

²⁴⁵ Vgl. Gespräch mit einer Schwester des Ordens, geführt von Tamara Sandra Golser, St.Veit im Pongau, 01.03.2019.

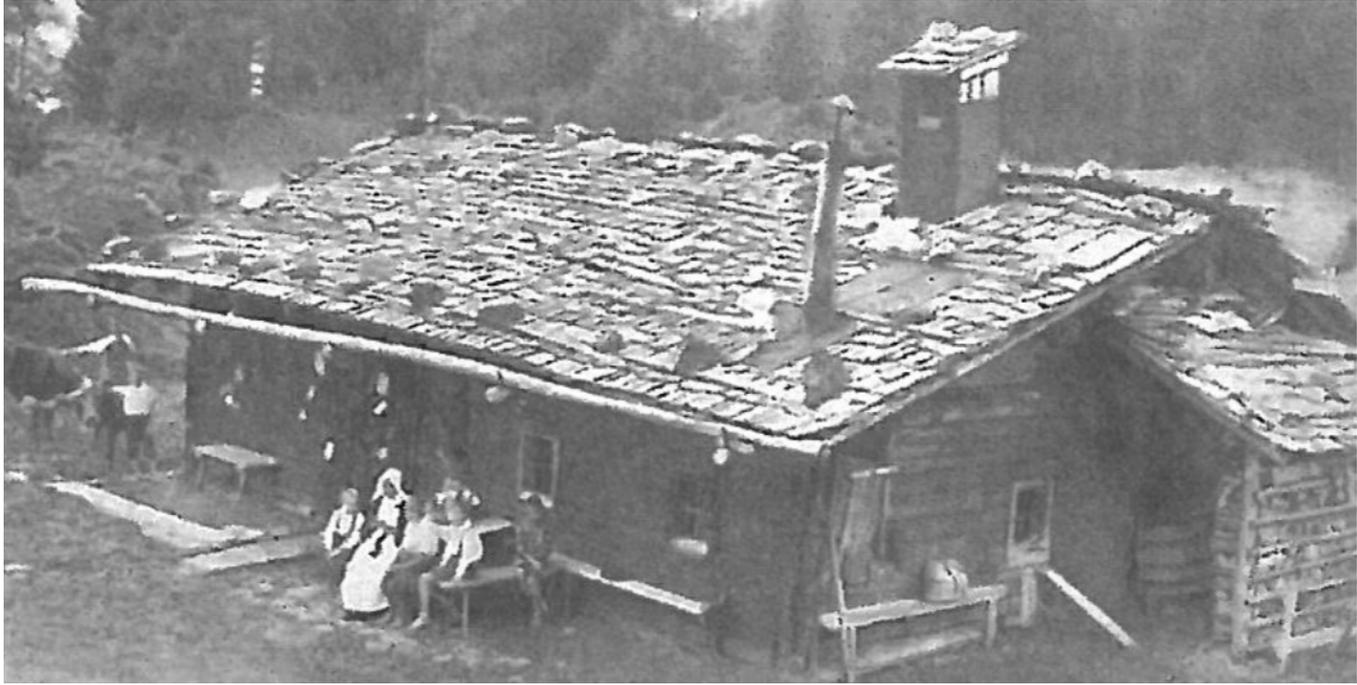


Abb.58: Die umgebaute und adaptierte Pöttegg-Almhütte auf der Kinderalm im Gründungsjahr 1919.

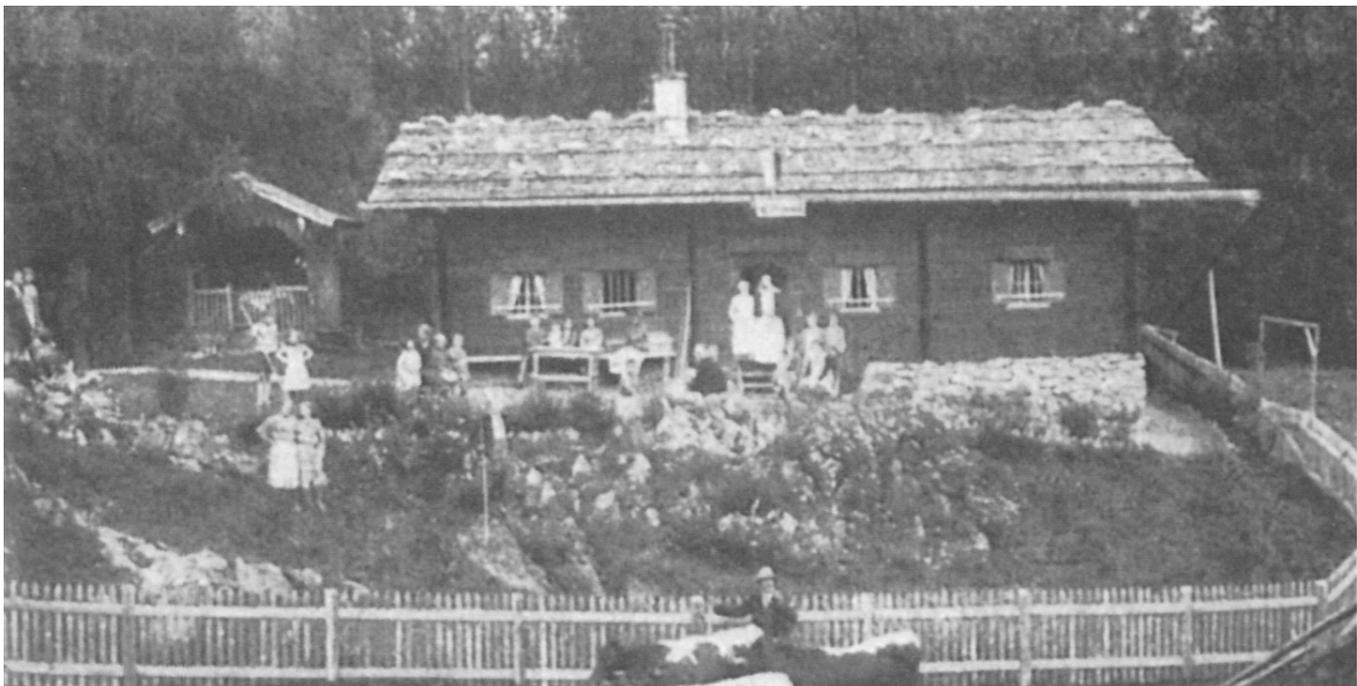


Abb.59: Die Pöttegg-Almhütte, weitere Hütten, eine offene Liegehalle und eine kleine Kapelle boten tuberkulosegefährdeten und erholungsbedürftigen Kindern sechs Wochen lang Unterkunft um dort auf 1400 m Meeresspiegel ihr Abwehrsystem zu stärken.



Abb.60: Während ihrer Aufenthalte kümmerten sich die geistlichen Krankenschwester um die Kinder. Unter anderem beaufsichtigten sie die Behandlungen und versorgten die Kinder.



Abb.61: Die Behandlung der Kinder im Freien unter Aufsicht einer geistlichen Krankenschwester. Diese Schwestern gehörten nicht dem Orden der monastischen Familie an.

Schwestern von Bethlehem, der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno“, dem heutigen Orden auf der Kinderalm, wurde durch Familie Außermayer²⁴⁶ hergestellt. Aufgrund der damals stark ansteigenden Mitgliederzahlen wurde es diesem Orden möglich, sich auch außerhalb von Frankreich niederzulassen und erste Klöster zu gründen. Familie Außermayer schlug der Ordensgründerin, Schwester Marie, Österreich als mögliches Bauland vor. Im Herbst 1983 bot die Erzdiözese Salzburg dem Orden fünf mögliche Niederlassungen, verteilt in ganz Österreich, an. Alle in Frage kommenden Orte wurden von Schwester Marie und weiteren Schwestern besichtigt, bevor schließlich die Kinderalm als idealer Platz für das Kloster ausgewählt wurde.²⁴⁷

Am 19. Juli 1985 trafen die ersten sieben Schwestern des Ordens auf der Kinderalm ein und bezogen die leerstehenden Gebäude der Sommerheilstätte. Über den Sommer erkannten die Schwestern, dass es möglich wäre, ohne größere Bauvorhaben in den Gebäuden ein Klosterleben zu führen, das zwar ein sehr einfaches Leben sein würde, aber ein Leben in Stille und Einsamkeit. Mit der Entscheidung vom 14. September 1985, dass die Schwestern auch über den Winter auf der Kinderalm bleiben würden, wurden die Gebäude, die nicht viel mehr als Holzbaracken ohne jegliche Dämmung waren, binnen kürzester Zeit mit der Hilfe von zahlreichen Helfern winterfest gemacht.²⁴⁸

Durch den Beschluss des Landes Salzburg aus dem Jahr 1986 wurde dem Orden eine Fläche von 17.500 m² für 80 Jahre überlassen. In den darauffol-

genden Jahren konnte so mit den Vorbereitungen für die Planungsarbeiten der heute als „Unteres Haus“ bezeichneten Klosteranlage begonnen werden.²⁴⁹ Im Jahr 2017, nach einer Bauzeit von über 30 Jahren, wurde die Errichtung des Klosters „Maria im Paradies“ offiziell abgeschlossen.²⁵⁰ Allerdings wird, so glaubt der Architekt Matthias Mülitzer, das Kloster nie vollkommen fertiggestellt sein können, denn ein Kloster ist und bleibt eine ewige Baustelle.²⁵¹

5.2.4 Die monastische Familie - „Die kleinen Schwestern von Bethlehem, der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno“

Die kleinen Schwestern der monastischen Familie von Bethlehem und der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno, frz. *Famille monastique de Bethléem et de l'Assomption de la Vierge et de saint Bruno*, auch monastische Familie von Bethlehem genannt, sind ein streng in Klausur lebender französischer Orden. Das Dogma²⁵² der Aufnahme Mariens in den Himmel wurde am 1. November 1950 auf dem Petersplatz in Rom durch Papst Pius XII verkündet.²⁵³

Als Gründerin des Ordens wird die französische Dominikanerin Odile Dupont-Caillard, Ordensname Schwester Marie oder Sir Marie, genannt.²⁵⁴

Ganz nach den Regeln des heiligen Brunos führen die Schwestern von Bethlehem ein Leben in Stille und Einsamkeit, in schwesterlicher Gemeinschaft. Im Mittelpunkt ihres Lebens, damals wie heute, steht

²⁴⁶ Die Familie verbrachte einige Zeit in Frankreich wo sie den Orden der monastischen Familie von Bethlehem kennenlernte.

²⁴⁷ Vgl. Gespräch mit Matthias Mülitzer, geführt von Tamara Sandra Golser, am 23.03.2019 in Wien.

²⁴⁸ Vgl. Mülitzer 1987, o. S.

²⁴⁹ Vgl. Lindenthaler 2018, 95.

²⁵⁰ Vgl. Mülitzer 2019, 7.

²⁵¹ Vgl. Gespräch mit Matthias Mülitzer, geführt von Tamara Sandra Golser, am 23.03.2019 in Wien.

²⁵² Als Dogma wird der kirchliche Lehrsatz bezeichnet.

²⁵³ Vgl. Das Entstehen der monastischen Familie : <https://deutsch.bethleem.org/naissance.php> , 16.11.2019.

²⁵⁴ Vgl. Schwestern von Bethlehem : <http://www.orden-online.de/wissen/b/schwestern-von-bethlehem/> , 16.11.2019.

die Anbetung des Dreifaltigen Gottes.²⁵⁵ Den überwiegenden Teil des Tages verbringen sie in ihren Einzelzellen, den Eremitagen, in denen sie beten, sich dem geistigen Studium widmen, ihre Mahlzeiten zu sich nehmen und arbeiten. Zweimal am Tag versammeln sich die Schwestern in der Kirche, um dort die Liturgie, den Gottesdienst, zu feiern.²⁵⁶ Die Zeit vom letzten Gottesdienst am Abend bis zum ersten Gottesdienst am darauffolgenden Tag²⁵⁷, ist die Zeit der Wache, die ausschließlich der Gegenwart Gottes vorbehalten wird. Wie viele Stunden eine Schwester schläft oder wie viele Stunden sie einsam betet, kann individuell variieren. Die meisten Schwestern gehen früh schlafen, Nachtruhe ist um 19.00 Uhr. Sie beginnen den Tag jedoch bereits wieder um 4.00 Uhr am Morgen, um zu beten. Der Tag des Herrn, der Sonntag, wird in der Gemeinschaft verbracht, es wird gemeinsam gebetet, gegessen und verweilt. Als Wüstentag wird der Anfang der Woche, der Montag,

bezeichnet. An diesem Tag leben die Schwestern einen noch einfacheren Lebensstil als sonst und ziehen sich vollkommen in ihre Zelle zum Gebet zurück.²⁵⁸ An zwei Tagen im Jahr begeben sich die Schwestern auf eine ganztägige gemeinsame Wanderung in abgelegene Gebiete in der Nähe des Klosters.

Die Lebensform der Schwestern ist eine Verbindung aus dem altkirchlichen Eremitentum der Wüstenmönche und dem Gemeinschaftsleben. Es werden orientalische wie auch abendländische Traditionen mit Traditionen des Ordens der Kartäuser wie das strenge Stillschweigen, das Beten, das Fasten, die Liturgie und die Wohnform miteinander verbunden.²⁵⁹

Die monastische Familie ist streng genommen kein Kartäuserorden, sondern eine dem Orden der Kartäuser nahestehende Glaubensgemeinschaft, die sich auch an den Ordensregeln des heiligen Brunos orientiert.²⁶⁰

²⁵⁵ Als Dreifaltiger Gott bezeichnet Gott als ein Wesen in drei Personen, der des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

²⁵⁶ Vgl. Lindenthaler, 2018, 95.

²⁵⁷ Die Zeit zwischen dem Angelus Gebet um 19.15 bis zum Offizium der Mauttin um 6.45.

²⁵⁸ Das tägliche Leben : https://deutsch.bethleem.org/la_vie_de_chaque_jour.php#, 16.11.2019.

²⁵⁹ Vgl. Lindenthaler 2018, 95.

²⁶⁰ Vgl. Hannes Hintermeier: Im Kartäuserkloster. Hier ist Raum für die große Stille geschaffen, 23.12.2011, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/im-kartaueuserkloster-hier-ist-raum-fuer-die-grosse-stille-geschaffen-11577791.html>, 05.02.2020.



Abb.62: Schwestern der monastischen Familie bei ihrem sonntäglichen Spaziergang auf der Kinderalm.

5.2.5 Das erste Kloster des heiligen Brunos in der Chartreuse

„Schon einmal habe ich zehn Tage bei den Mönchen von Bethlehem im ‚Kloster der Aufnahme der Jungfrau‘ verbracht, in diesen schönen Bergen, dem großen Schweigen, der Abgeschlossenheit und Einsamkeit, in dieser Wüste. Die Erfahrung, die ich dabei in meinem Herzen gemacht habe, ist in Worte nicht zu fassen. Es bedarf einer großen Stille im Herzen, um sich von Gott anrühren zu lassen, immer mehr Stille und Schweigen. Ohne zu beten kann man Gott nicht kennen, kann man Ihn nicht hören und Ihm nicht begegnen.“²⁶¹

David

Bruno von Köln, Professor und Domherr von Reims, zog sich im Jahr 1084 gemeinsam mit sechs Gefährten in das ca. 1200 m hoch gelegene Alpental der sogenannten „Einöde der Kartause“ zurück um ein Leben als Einsiedler zu führen. Die vom heiligen Bruno und seinen Gefährten praktizierte Lebensweise verband Elemente des morgenländischen Eremitentums mit Elementen des abendländischen Zönobitentums und hatte auch eine große Ähnlichkeit mit der Lebensweise der Lauren. Die vorgefundenen Klosterbauten der Kartäuser spiegelten die Erfordernisse der Lebensweise des heiligen Brunos und seiner Gefährten wider. Sie bestanden aus einfachen Holzhütten, die durch einen überdachten Gang verbunden, zu einer Kapelle führten. Dem Ideal des Einsiedlerlebens entsprechend widmeten sie sich in der Einsamkeit ihrer Holzhütten

vorwiegend dem Gebet und der Betrachtung, verrichteten aber auch manuelle Arbeiten. Ihre Zellen könnten als kleine Einsiedeleien angesehen werden, in deren Abgeschlossenheit und Stille die Mönche ein Leben in Gotteshingabe führen konnten. Dieses Einsiedlerleben wurde vom heiligen Bruno durch ein gewisses Maß an Gemeinschaftsleben ergänzt. Demnach traf sich die Gemeinschaft täglich zum gemeinsamen Gebet und an Sonntagen und Feiertagen wurden die Stundengebete sowie die heilige Messe gemeinsam gefeiert und es wurde auch gemeinsam gegessen. Zwei der sechs Gefährten Brunos siedelten sich ungefähr 3 km südlich der anderen Einsiedlerhütten an, um so sicher zu sein, dass jeglicher Kontakt zur Außenwelt vermieden wurde und sie sich nur auf das Gebet in der Einsamkeit konzentrieren konnten.

Aufgrund der Höhenunterschiede der beiden Bereiche nannte man jenes, in denen die Chormönche lebten, „Oberes Haus“ - Domus superior - und jenes der Brüder, „Unteres Haus“ - Domus inferior. Das „Untere Haus“ bildete eine Art Sperre, um Besuche und die für das Leben in der Gemeinschaft nötigen materiellen Arbeiten vom „Oberen Haus“ fernzuhalten. Hinter dieser Aufteilung in zwei Bereiche lag aber auch ein praktischer Grund. Da sich das „Obere Haus“ an der engsten Stelle des Tals befand, konnte dort keine landwirtschaftliche Arbeit verrichtet werden. Das „Untere Haus“ dagegen lag an einer offenen und sonnigen Stelle, weshalb sie zur Behausung jener Brüder wurde, deren Hauptbeschäftigung die Landwirtschaft war. Diese Aufteilung in zwei Bereiche war auch bei anderen Einsiedlerorden üblich und findet sich auch

²⁶¹ David zit.n., Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993,4.



Abb.63: Die „Einöde der Kartause“ - Désert de Chartreuse - um das Jahr 1100. Die Abbildung kennzeichnet die durch die Höhenunterschiede getrennten Bereiche des „Oberen Hauses“ und des „Unteren Hauses“.



Abb.64: Diese Abbildung zeigt, wo sich das heutige Mutterhaus des Ordens gegenüber dem ersten „Oberen Haus“ und dem „Unteren Haus“ befindet.

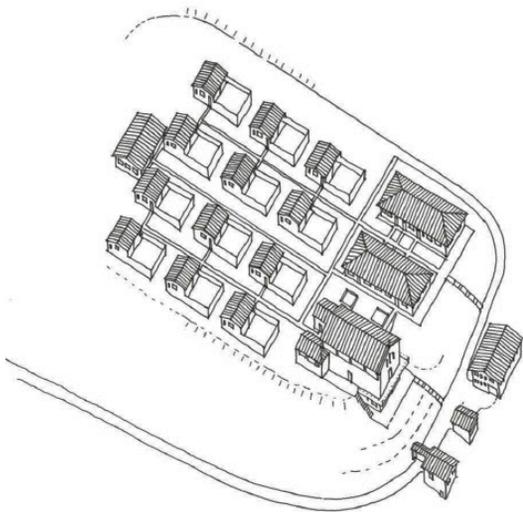
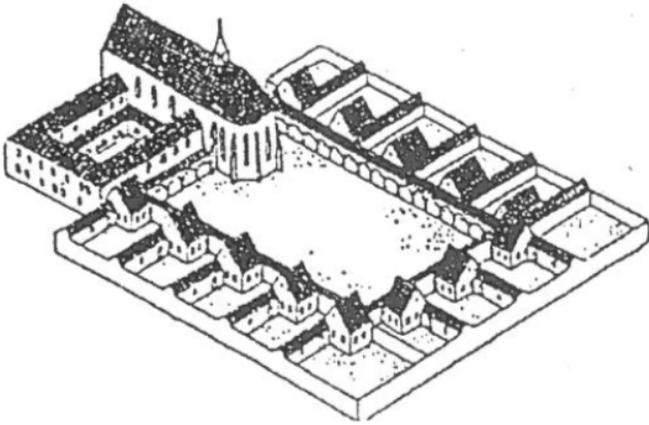
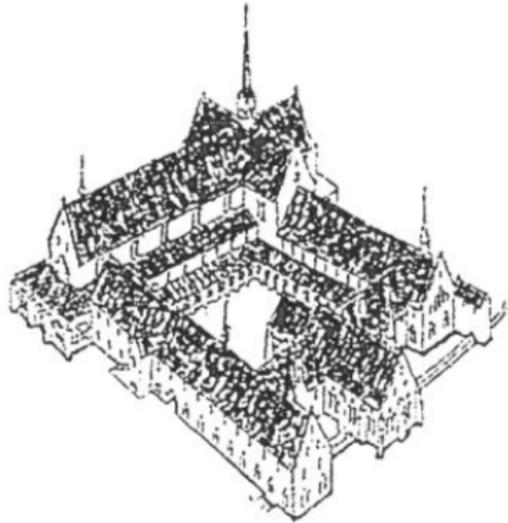


Abb.65: Schematische Darstellungen eines zönotischen Zisterzienerklösters, der Kartause im Zentrum und eines Kamadulenserklösters.

charakteristisch für die nachfolgenden Klosterbauten der monastischen Familie. Im Jahr 1132 wurde das „Obere Haus“ durch einen Lawinenabgang fast vollständig zerstört, weshalb der damalige Prior Guigo 2 km talwärts ein neues Kloster errichten ließ. Dieses Kloster bildet den Kern der heutigen Grande Chartreuse, dem Mutterhaus des Kartäuserordens.

Heute leben in diesem Mutterhaus ungefähr 40 Kartäuser. Im „Unteren Haus“ haben die Mönche ein Museum eingerichtet, welches das Leben in der Großen Kartause veranschaulichen soll. Damit übernimmt das „Untere Haus“ wieder eine seiner ältesten Aufgaben, es hält Besucher ab, um das Gebet der Mönche des „Oberen Hauses“ nicht zu stören.

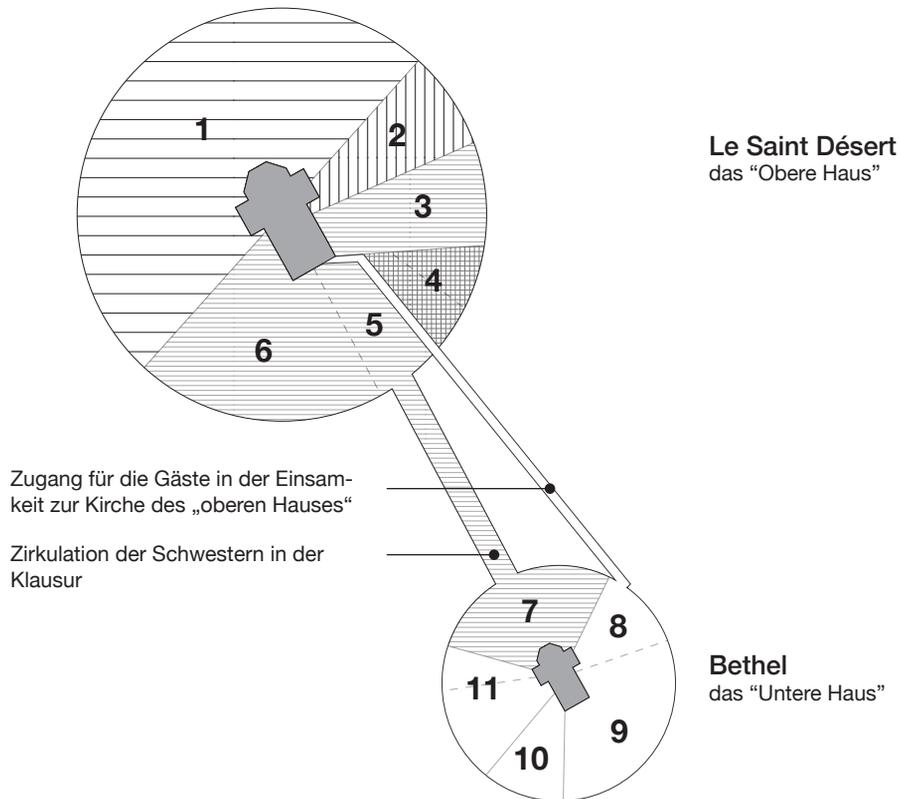
5.2.6 Vergleich der Gebäudestruktur einer Kartause mit jener eines zönotischen sowie eines Kamadulenserklösters

Alle älteren Ordensgemeinschaften weisen ähnliche Klosteranlagen auf, in denen Räume immer in gleichbleibender Reihenfolge und bestimmten Größenverhältnissen aneinandergereiht sind.²⁶² Der Orden der Kartäuser jedoch hat einen anderen Klostertypus entwickelt. Zurückführen lässt sich dies darauf, dass die Mönche laut dem heiligen Bruno als Einsiedler leben sollten und das gemeinschaftliche Leben nur gelegentlich stattzufinden hatte. Die Kartäuser sind somit Einsiedler, die aber dennoch nicht weit entfernt von der Klostersgemeinschaft in eigenen Eremitagen, die ihnen einen Gebets-, Arbeits-, Aufenthalts- und Schlafbereich bieten, leben. In der Ordensgemein-

schaft des Zönotentums finden diese Tätigkeiten dagegen in gemeinsamen Räumen wie im Dormitorium, dem Schlaflsaal, dem Reflektorium, dem Speisesaal und in der Frateria, dem Arbeitssaal, statt. Auch im Benediktinerorden geschehen diese Tätigkeiten wie bei Klöstern des Zönotentums in gemeinsamen Räumen. Diese Unterschiede in der Lebensweise lassen sich auch in der Klostertypologie erkennen. Bildet das zönotische Zisterzienserklöster eine bauliche Einheit, so ist die Kartause geprägt von Einzelelementen. Hier stehen die Eremitagen hervor, die durch einen Kreuzgang miteinander verbunden sind.

Wie auch Klöster des Zönotentums weisen ein Kamadulenserklöster und eine Kartause gewisse bautypologische Ähnlichkeiten auf, es lässt sich dennoch ein Unterschied in der Gebäudetypologie erkennen. Die Zellen der Eremiten stehen als eigenständige Baukörper frei und werden auch nicht durch einen Kreuzgang miteinander verbunden. Angeordnet sind die Zellen nicht wie in einer Kartause um ein Viereck, sondern liegen hintereinander in drei oder teils vier Reihen. Das Fehlen des Kreuzganges ist darauf zurückzuführen, dass die Kamadulenser den Kreuzgang als zönotisches Bauelement in ihrer Architektur nicht kennen. Auch die Gemeinschaftsgebäude treten, aufgrund ihrer geringen Ausdehnung, abgesehen von der Kirche, nicht in den Vordergrund, anders als in einer Kartause, wo sie um einen kleinen Kreuzgang aufgefächert sind. Durch diese Baustruktur bewahren sich die Kamadulenser im Gegensatz zu den Kartäusern den Gesamteindruck einer Laura.

²⁶² Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 7-9.



Le Saint Désert
das "Obere Haus" - Klausurbereich
des Klosters

- 1 Eremitage der Schwestern in Einsamkeit
- 2 Eremitage der Schwestern die ein Amt haben
- 3 Bibliothek, Kapitelsaal, Refektorium
- 4 Raum für Locutorium
- 5 Küche und Essensausgabe
- 6 Eremitagen und Arbeitsbereich der Schwestern des „Oberen Hauses“

Bethel
das "Untere Haus" - öffentlicher
Bereich des Klosters

- 7 Refektorium, Kapitelsaal und Eremitagen der Schwestern des Empfangs
- 8 Eremitagen und Arbeitsbereiche der Schwestern
- 9 Aufenthaltsbereiche und Eremitage für einen Priester
- 10 Bereich für die Gäste der Einsamkeit
- 11 Bereiche für die Gäste in der Stille und Familiensprechzimmer

Abb.66: Schematische Darstellung der charakteristischen Strukturen eines Klosters von Bethlehem mit der Unterteilung in das „Obere Haus“ und das „Untere Haus“.

5.2.7 Charakteristische Strukturen eines Klosters von Bethlehem

„Jedes unserer Klöster stellt eine ‚Kirche der Wüste‘ dar. Christus in Seiner eucharistischen Gegenwart ist ihr Mittelpunkt. Unsere Häuser liegen in einer nach allen Seiten hin von menschlichen Behausungen weit genug entfernten Einöde. Da will Gott unaufhörlich geliebt und angebetet werden. [...] In unseren Klöstern leben meist fünfzehn bis dreißig Schwestern. Auf diese Weise möchten wir den familiären und einsamen Charakter unserer Gemeinschaft wahren. Gibt es jedoch viele Novizinnen, so können sie auch größere Gemeinschaften bilden.“²⁶³

Lebensregeln der Ordensfamilie

Da der heilige Bruno nicht die Absicht hatte, einen Orden zu gründen, hinterließ er seinen Nachfolgern auch keine allgemein verbindlichen Regeln, wie ein Kloster von Bethlehem nach seinem Ermessen auszu-sehen hatte. Erst ein nachfolgender Prior des Mutterklosters „Grande Chartreuse“ Guigo I. fasste die Lebensregeln des Ordens in seinem „Consuetudines Cartusiae“²⁶⁴ zusammen. Grundlage für dieses Dokument bildeten die Regeln und Bräuche der Kartäuser, jedoch änderte er die Lebensform in mehreren Punkten. Das Leben wird hierbei nur definiert und auf das Richtige und Wichtige beschränkt, wodurch der architektonische Urtyp des Mönchtums fortleben kann.²⁶⁵ In diesem Dokument wird weder die Formensprache noch die Konstruktion eines Klosters beschrieben, sondern vielmehr die Grundlage des monastischen

Lebens und die damit verbundenen, notwendigen Gebäude, die ein Kloster der monastischen Familie enthalten muss.²⁶⁶ Demnach setzt sich ein Kloster der monastischen Familie aus zwei grundlegenden Teilen zusammen, dem „Unteren Haus“ und dem „Oberen Haus“ und ist, wie beim Orden der Kartäuser, eine Kombination von einsiedlerischen Zellenhäusern mit gemeinschaftlichen Zentren rund um die Kirche.²⁶⁷

„Oberes“ und „Unteres Haus“

Das „Untere Haus“ wird durch den Klausurbereich für die Brüder oder Schwestern dieses Hauses sowie aus einem Gästebereich und einer Kapelle gebildet. Hier können Gäste aufgenommen werden und eine gewisse Zeit mit der monastischen Familie leben.

Das „Obere Haus“ bilden drei Eremitagentrakte, die Klosterkirche sowie Gemeinschaftsbereiche und ist nur den Ordensmitgliedern vorbehalten. Das Herzstück, die drei Eremitagentrakte, unterteilen sich wiederum in den Trakt der Einsamkeit, in den Trakt jener, die in der Gesellschaft Verantwortung tragen und in den Trakt derer, die nicht in der Eremitage, sondern im Haus arbeiten. Eine klare Abgrenzung zwischen den beiden letzten Eremitagentrakten vom Eremitagentrakten der Einsamkeit soll, wenn möglich, angestrebt werden, um die dort vorherrschende Stille aufrechtzuerhalten. Jede Einzeleremitage soll aus einem Oratorium (dem Gebetsraum), einem Cubiculum (dem Schlafräum), einem Laboratorium (dem Arbeitsraum mit einem kleinen Atelier) und einem kleinen Garten bestehen.²⁶⁸ Verbunden werden die einzelnen Eremitagen und Gemeinschaftsbereiche durch Kreuzgänge, die, wenn möglich, überdacht sind.²⁶⁹

²⁶³ Lebensregeln der Ordensfamilie, zit. n. Mülitzer 1993, 11.

²⁶⁴ Unter Consuetudines Cartusiae versteht man ein Dokument in welchem Guigo I. die Bräuche des Ordens der Kartäuser niederschrieb.

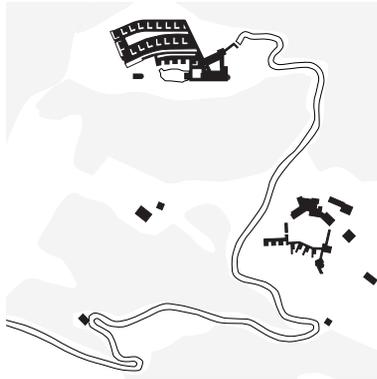
²⁶⁵ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 5.

²⁶⁶ Vgl. Mülitzer 1987, 31-33.

²⁶⁷ Vgl. Mülitzer 2019, 6.

²⁶⁸ Vgl. Mülitzer 1987, 14-15.

²⁶⁹ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm, 1993, 1-2.



die Wüste



die Klausur



die Eremitage



das Oratorium

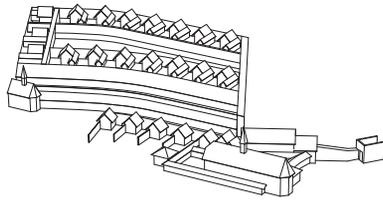


Abb.67: Die „Tiefen“ eines Klosters der monastischen Familie.

„Tiefen“ eines Klosters der Einsamkeit

Kennzeichnend für diese Klöster der Einsamkeit sind auch die unterschiedlichen architektonischen Tiefen um und innerhalb des Klosters. Verglichen können diese werden mit der Architektur eines antiken Tempels.²⁷⁰ In der Tempelarchitektur sind in dem äußeren Bereich verschiedene Vorhöfe angeordnet, die das im Innersten befindliche Allerheiligste nahezu bewachen, es umschließen. Dieses Allerheiligste, der heiligste Raum, darf von niemandem, außer dem Hohenpriester, betreten werden und auch nur dann, wenn er vor das Angesicht Gottes²⁷¹ tritt. Ähnlich kann der Aufbau eines Klosters der Einsamkeit interpretiert werden. Umgeben wird das Kloster vom Bereich der Stille, der sogenannten Wüste. Betritt man das Kloster, befindet man sich zunächst im Eingangsbereich, der sich im „Unteren Haus“ befindet. Dieser Eingangsbereich steht sinnbildlich für die Vorhöfe des oben erwähnten Tempels. Von ihm aus gelangt man nach und nach in jene Bereiche der Einsamkeit, in deren Zentrum sich der heiligste Raum, die Begegnung mit der Heiligsten Dreifaltigkeit²⁷², befindet. Überschreitet ein Mönch oder eine Moniale den Klausurbereich des Klosters, symbolisch für einen Vorhof, so weiß er oder sie, dass sie nun niemandem mehr begegnen wird, außer einem Bruder oder einer Schwester, die auch an diesen Ort kommen, um in der Einsamkeit und im Schweigen zu beten. Jeder Mönch und jede Moniale lebt in der Einsamkeit der Eremitage, im weiteren Sinne ein Vorhof. Niemandem außer ihnen wird Zutritt in die Eremitage gewährt, abgesehen vom Prior oder der Priorin oder jenen, die die kranken Mitbrüder oder Mitschwester betreuen.

Im Herzen der Zelle befindet sich das Oratorium, das Allerheiligste, der heiligste Raum. Hier begegnet der Mönch oder die Moniale im Gebet Gott, für den er oder sie das weltliche Leben hinter sich gelassen hat, um sich ganz in seinen Dienst zu stellen.

Nach Möglichkeit lehnt sich ein Kloster der monastischen Familie an diesen Grundplan an, jedoch darf nicht vergessen werden, dass auf Grund von Platzmangel, der örtlichen Gegebenheiten oder auch der Finanzierung nur wenige Klöster tatsächlich nach diesem Modell errichtet werden konnten, weshalb es zu Abweichungen und Abwandlungen des Grundplanes gekommen ist.²⁷³ Bedacht werden muss auch, dass das Mutterhaus der monastischen Familie seit dem Jahr 1973 das von den Kartäusern restaurierte Kloster Currière-en-Chartreuse in Frankreich, ungefähr 24 km von Grenoble, entfernt ist. Deshalb kommt es teilweise zu Überschneidungen und Ähnlichkeiten mit der Gebäudetypologie von Kartäuserklöstern. Um eine klare Trennung und Abgrenzung vom Erscheinungsbild der Kartäuserklöster zu erzielen, wird zur Zeit in nahezu allen Niederlassungen der monastischen Familie gebaut und mit Baustrukturen experimentiert, um eventuell irgendwann eine eigenständige, charakteristische Bauform zu entwickeln, die die kennzeichnenden Elemente der Lebensweise des Ordens widerspiegelt.²⁷⁴

Heute gibt es weltweit 30 Niederlassungen der monastischen Familie, davon 27 Frauen- und 3 Männerklöster. Die Gründung eines weiteren Frauenklosters in Mexiko wird momentan vorbereitet.²⁷⁵

²⁷⁰ Vgl. ebda., 11-12.

²⁷¹ Ebda., 11.

²⁷² Ebda., 11.

²⁷³ Vgl. Mülitzer 1987, 14-15.

²⁷⁴ Vgl. Mülitzer, 1997, 8.

²⁷⁵ Vgl. Die Klöster in der Welt, <https://deutsch.bethleem.org/monasteres.php>, 17.01.2020.

5.3 Die Architektur des Klosters „Maria im Paradies“

„[D]as Charakteristikum war nämlich nicht der gewohnte festgelegte klösterliche Block, sondern eine Anzahl voneinander unabhängiger, kleiner Einzelzellen um eine Kirche und anderer Gemeinschaftsräume. [...] Das Grundkonzept entspricht der überlieferten Beschreibung der ersten Kartause in den französischen Alpen.“²⁷⁶

Matthias Mülitzer

Die beschriebenen charakteristischen Strukturen eines Klosters von Bethlehem wie auch die Grundelemente des monastischen Lebens zeichnen sich auch im Kloster „Maria im Paradies“ auf der Kinderalm ab.²⁷⁷ Es gibt aber einen Unterschied zu anderen Klöstern des Ordens, hierfür ist die Gründungspriorin maßgeblich verantwortlich. Sie setzte einen Bautypus durch, der an die alpine Lage des Klosters angepasst ist. Es handelt sich um eine eher kleinräumige Grundstückssituation in steiler Hanglage, weshalb das sonst charakteristische weitläufige Schema eines Klosters von Bethlehem nur in stark abgewandelter, komprimierter Form und auf die Gegebenheiten der natürlichen Topografie angepasst, angewendet werden konnte.²⁷⁸

5.3.1 Die Struktur des Klosters „Maria im Paradies“

Das „Untere Haus“, die ehemalige Sommerheilstätte, ist für die Öffentlichkeit zugänglich. Hier leben sechs bis acht Schwestern, deren Aufgabe der Empfang von Besuchern, die in Empfangnahme und Betreuung von Gästen, die für einige Zeit in Einsamkeit am Klosterleben teilhaben wollen sowie die Betreuung des Ausstellungsraumes, sie sind auch eine Art Informationszentrum für jene, die etwas über das Kloster „Maria im Paradies“, über den Orden oder das Klosterleben der Schwestern erfahren möchten. Wie die Schwestern des „Oberen Hauses“ führen auch diese

²⁷⁶ Matthias Mülitzer zit.n., Gegenhuber, 220.

²⁷⁷ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 1.

²⁷⁸ Vgl. Mülitzer 2004, 98-99.

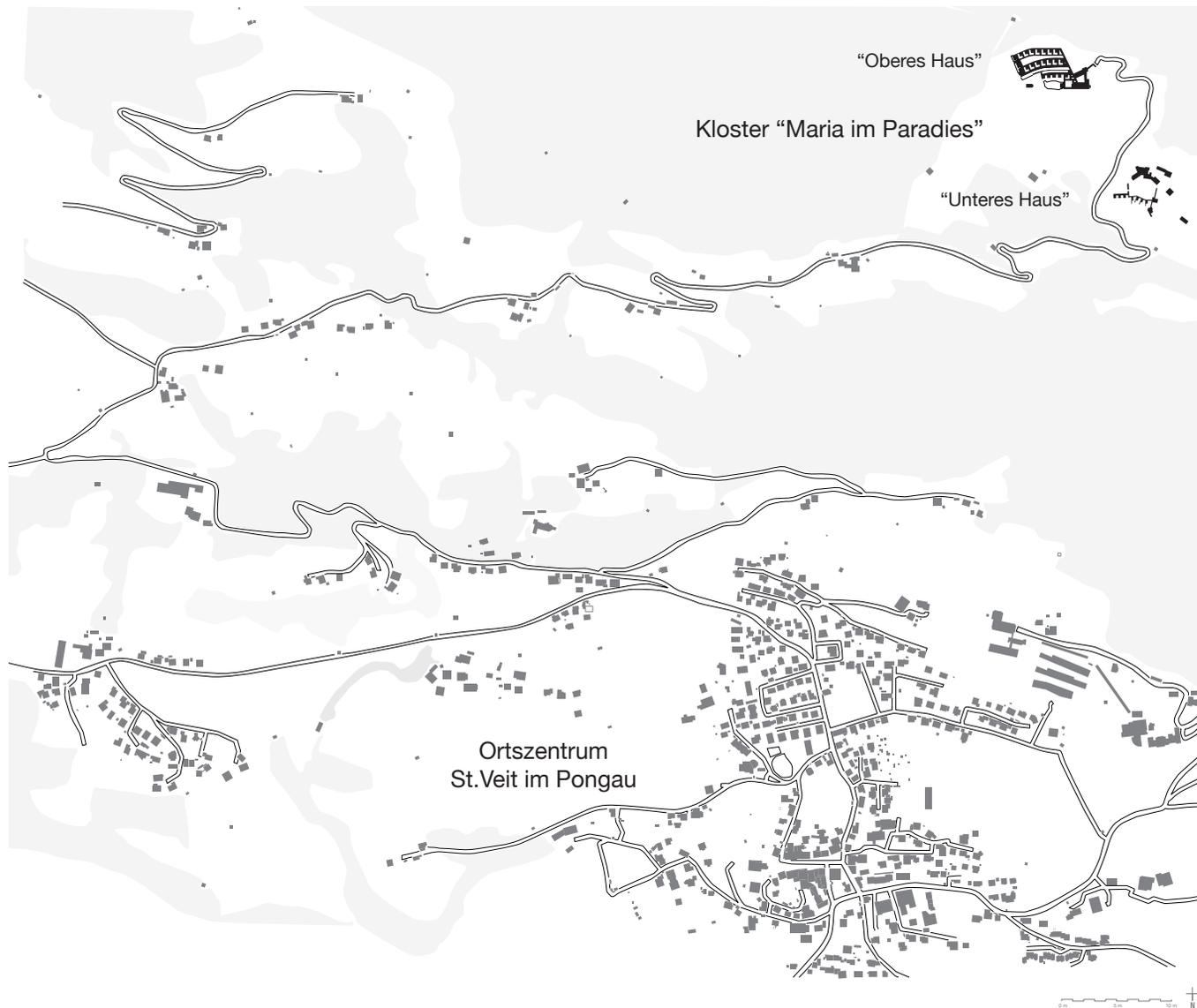


Abb.68: Lageplan des Klosters „Maria im Paradies“

Schwestern ein Leben geprägt von den Ordensregeln und gegliedert durch dessen Tagesablauf. Dennoch aber ist es diesen Schwestern gestattet, ihr Schweigen zu unterbrechen, um sich um die Gäste oder Besucher zu kümmern. Verstanden kann dies so werden, dass ihre Unterbrechung des Schweigens in diesem Moment kein Bruch der Ordensregeln ist, sondern es wäre ein Bruch, würden sie das Gespräch mit den Gästen oder Besuchern vermeiden, denn ihre Aufgabe in der Gemeinschaft ist es sich in diesem Moment um die Gäste oder die Besucher zu kümmern.

Neben dem Klausurbereich für diese Schwestern, einer Küche, einem Kapitel- und Speisesaal für die kleine Gemeinschaft der Schwestern des „Unteren Hauses“, einer Kapelle, einem Gemeinschaftssaal der Schwestern und einer Wäscherei, gibt es einen für Gäste zugänglichen Bereich. Dieser Teil des „Unteren Hauses“ besteht aus einem Gästebereich in der Kapelle, einem Ausstellungsraum, einem Informationsraum, einem Sprechzimmer für Einzelpersonen, Toiletten, einem Professsaal, drei Gästeeremitagen, eine Eremitage mit Sprechzimmer für den Hauspriester sowie ein Haus für Familienmitglieder der Schwestern, die jedes Jahr ein paar Tage zu Besuch ins Kloster kommen können. Etwas abseits des Klosterbereiches befinden sich noch Wirtschaftsgebäude wie eine Garage, eine Werkstatt und ein Holzlagerraum.

Die Gästeeremitagen mit einer Größe von 12 bis 20 m², sind ähnlich aufgebaut wie die Eremitagen der Schwestern. In ihnen befinden sich ein Aufenthaltsraum mit Oratorium oder Gebetsecke und, wenn möglich, eine Bade- und Toilettenzelle. Wie auch in den Schwesternereimitagen ist die Ausstattung

sehr einfach und besteht aus einem Tisch für das Studium, einem Esstisch mit jeweils einem Sessel, einem Bett, einem Gebetspult und einem Schrank.

Das „Obere Haus“: Herzstück des Klosters

Das ungefähr 500 m vom „Unteren Haus“ entfernte „Obere Haus“ ist das eigentliche Herzstück des Klosters. Hier leben Schwestern, die ihr Leben ganz und ausschließlich nur Gott widmen möchten.²⁷⁹ Die Entfernung zwischen dem „Oberen Haus“ und dem „Unteren Haus“ ist groß genug, um die Stille und die Einsamkeit des „Oberen Hauses“ zu bewahren, aber dennoch nicht zu groß, denn dadurch würden die beiden Häuser den Charakter einer Einheit verlieren und ein Austausch zwischen den Schwestern nicht gut möglich sein.²⁸⁰ Vor Einsicht geschützt, auf dem Gelände einer Waldmulde, leben die Schwestern hier in vollkommener Klausur, weshalb das „Obere Haus“ ausschließlich der Schwesternkommunität vorbehalten ist. Nach außen hin bildet die Klosterkirche zusammen mit der Pforte durch deren Ausrichtung zum Zufahrtsweg das einzige visuell sichtbare Zeichen des „Oberen Hauses“.²⁸¹

Mit dem Bau des „Oberen Hauses“ wurde im Jahr 1995 begonnen. Zwischen den Jahren 1992 und 1995 wurde eine Fläche von 3,3 ha erworben und 3.800 m² davon bebaut. Zur Grundsteinlegung kam es am 17. September 1995, und bereits im Dezember desselben Jahres konnte die „Kapelle der Einsamkeit“ von Erzbischof Georg Eder eingeweiht werden. Die Klosterkirche ist mit einer Länge von 36 m die größte Holzkirche Österreichs, sie wurde im September 2008 fertiggestellt und von Erzbischof Alois Kothgasser feierlich eingeweiht.

²⁷⁹ Vgl. Lindenthaler 2018, 95.

²⁸⁰ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 14.

²⁸¹ Vgl. Gegenhuber 2011, 220.

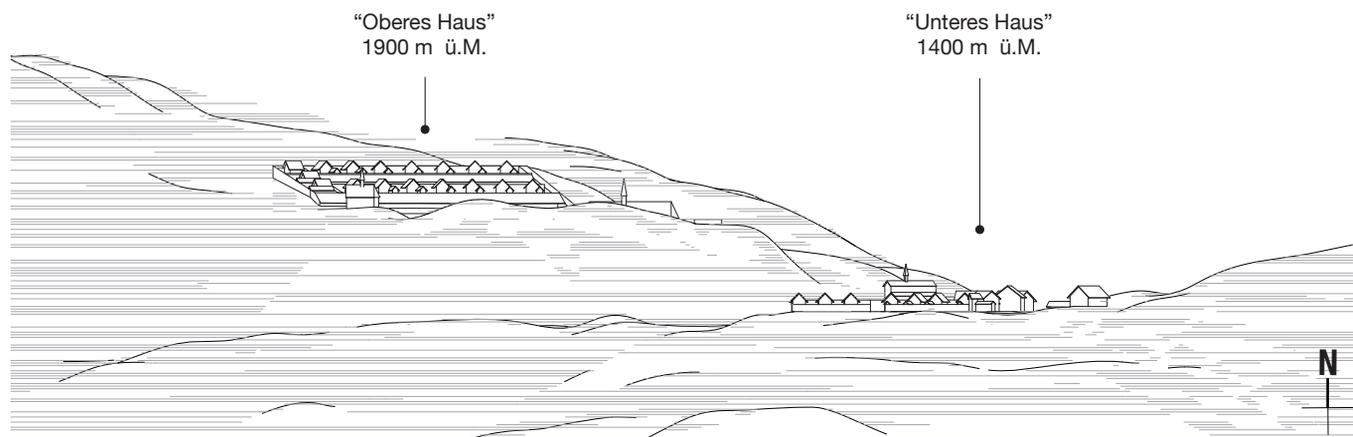


Abb.69: Schematische Darstellung der einzelnen Bereiche des Klosters „Maria im Paradies“.

Das „Obere Haus“ setzt sich aus den im Hang liegenden 30 Einzeleremitagen und den Gemeinschaftsbauten wie den Ateliers, der Klosterküche mit Nebenräume wie der Bäckerei, der Wäscherei, dem Kapitelsaal, dem Wirtschafts- und Technikraum, der Bibliothek und der im Fokus liegenden Kirche sowie einem Kapitelpavillon und einer kleinen Kapelle im Freien zusammen. Umgeben sind die Gemeinschaftsbereiche von zwei Klosterhöfen. Das gesamte Areal des „Oberen Hauses“ wird von einem Zaun begrenzt, nur die Klosterpforte gewährt Eingang in das Kloster. Die einzigen halböffentlichen Bereiche des „Oberen Hauses“, überwiegend aus logistischen Gründen, sind die Eingangskapelle, ein Sprechzimmer und Räume zur Anlieferung und Lagerung von Gütern. Die in drei Reihen terrassenförmig übereinander angeordneten Einzeleremitagen mit Atelierbereich und die zwei Klosterhöfe werden durch einen überdachten Kreuzgang miteinander verbunden. Am Ende der untersten Eremitagenreihe, den sogenannten Seeereimitagen, befindet sich ein kleiner Teich, der auch als Löschteich fungiert. Zum Tal hin wird das Klostergelände durch einen Hügel abgeschirmt.²⁸² Alle Bereiche des „Oberen Hauses“ sind durch ein System von überdachten Kreuzgängen miteinander verbunden. Die Kreuzgänge sind so angelegt, dass es möglich ist, die Höhenunterschiede des Geländes zwischen den Eremitagenreihen und den Gemeinschaftsbereichen mittels Rampen barrierefrei zu erreichen.²⁸³ „Die

Lebensbereiche des [sic!] Schwestern sind so angelegt, daß sie ein Maximum an Einsamkeit und Stille bieten. Die Zellen, Eremitagen und Einzelgärten sind durch Wände so abgetrennt, daß sie untereinander uneinsehbar sind und sich akustisch nicht gegenseitig beeinflussen. Auch die Arbeitsbereiche sind auf das Leben in der Einsamkeit ausgerichtet - entweder integriert in die Eremitage oder im Fall der Wirtschaftsraume als Einzelarbeitsräume gestaltet.“²⁸⁴

Einmal wöchentlich, am Sonntag, verlassen die Schwestern den eingezäunten Klausurbereich für einen gemeinsamen Spaziergang mit den Schwestern des „Unteren Hauses“, dessen Route durch ein unbewohntes Gebiet um das Kloster führt.

Sowohl die Gebäude des „Unteren Hauses“ wie auch die Gebäude des „Oberen Hauses“ sind in Holzbauweise konzipiert, um sich so harmonisch in die Landschaft einzufügen.²⁸⁵ Das „Obere Haus“ konnte größtenteils im Jahr 2012 fertiggestellt werden. In den darauffolgenden Jahren war es schließlich möglich, sowohl das „Untere Haus“ wie auch das „Obere Haus“ vollständig fertigzustellen und von den Schwestern beziehen zu lassen. Derzeit leben 33 Schwestern der monastischen Familie auf der Kinderalm und jährlich legen zwei bis drei Novizinnen im Rahmen einer Professfeier ihr Gelübde im Kloster „Maria im Paradies“ ab.²⁸⁶

²⁸² Vgl. Mülitzer 2019, 6-7.

²⁸³ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 2.

²⁸⁴ Ebda., 2.

²⁸⁵ Vgl. Mülitzer 2019, 6-7.

²⁸⁶ Vgl. Lindenthaler 2018, 95-96.

6

Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“

Die Architektur von klösterlichen Gemeinschaften, wie beispielsweise jener der Kartäuser, diente, wie aus den vorherigen Kapiteln ersichtlich wird, bereits im 20. Jahrhundert als Grundlage für minimale Wohnkonzepte. Es wurde versucht, die kartusianischen Lösungen bezüglich der Reduktion auf das funktionale Minimum bei gleichzeitiger Schaffung von persönlichem Lebensraum in das weltliche Wohnen zu übertragen. Hervorzuheben ist hierbei der Architekt Le Corbusier, der versuchte, seine Erfahrungen aus dem Kloster von Ema in mehreren seiner weltlichen Wohnentwürfe umzusetzen.²⁸⁷

In dieser Case Study soll anhand der Eremitagen²⁸⁸ des kontemplativen Ordens der Schwestern von Bethlehem zunächst ein Verständnis für die Eremitage als Wohnraum entwickelt und auf Verbindungen und Ähnlichkeiten zu zeitgenössischen Minimalwohnkonzepten hingewiesen werden. In einem zweiten Schritt

wird der wesentliche Fokus auf das Ziel dieser Arbeit, dem „Lernen von den Eremitagen“, gelegt.

Die Analyse betrachtet zunächst den Entwurf der Eremitage, um darauffolgend das Charakteristikum der Eremitage des Klosters, den Mikroraum und Makroraum zu untersuchen. Der Mikroraum definiert hierbei das Innere der Eremitage, den Wohn- und Lebensraum der Moniale, wohingegen der Makroraum das Verhältnis der Eremitage zur Umgebung und der Parzelle betrachtet. Als Leitfaden der Analyse dient dabei der von Elke Nagel 2014 veröffentlichte Aufsatz „Das Zellenhaus der Kartäuser und seine Übersetzung in die moderne Minimalwohnung“. In dem genannten Aufsatz wurde ausgehend von der Komplexität der Architektur der Kartäuser ihr Einfluss auf die moderne Architektur funktional wie auch schematisch betrachtet, um die daraus entstehenden übergeordneten theoretischen Strukturen, Verknüpfungen und Verbindungen sichtbar zu machen.²⁸⁹

²⁸⁷ Vgl. Nagel 2014, 38.

²⁸⁸ Mit einer Eremitage wird die Wohneinheit von Mönchen oder Monialen bezeichnet. Die Schwestern der monastischen Familie verwenden diesen Begriff für die Bezeichnung ihrer Klosterzelle, da der Begriff der Zelle im heutigen Sprachgebrauch teils falsch assoziiert wird.

²⁸⁹ Vgl. Nagel 2014, 35.

6.1 Die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“

„Das Ensemble vermittelt Leichtigkeit, hat beinahe etwas Verspieltes - trotz der Strenge und Kompaktheit wirkt es filigran. Als wäre es eins mit dem Berg. Nur der Klang der Turmglocke schwingt in die Stille. ‚Der Wald wird sich das Kloster irgendwann wiederholen‘.“²⁹⁰

Matthias Mulitzer

Die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ sind wie die gesamte Architektur des Klosters, vom Architekten Matthias Mulitzer auf die monastische Lebensweise der Schwestern abgestimmt.

Die „Ein-Personen-Häuschen“²⁹¹ bieten den Monialen entsprechend der Ordensregeln einen Wohnraum, vor allem aber einen Raum für das Gebet in Stille und Einsamkeit.²⁹²

²⁹⁰ Matthias Mulitzer zit.n., Hintermeier 2011.

²⁹¹ Mulitzer 2004, 100.

²⁹² Vgl. ebda., 100.

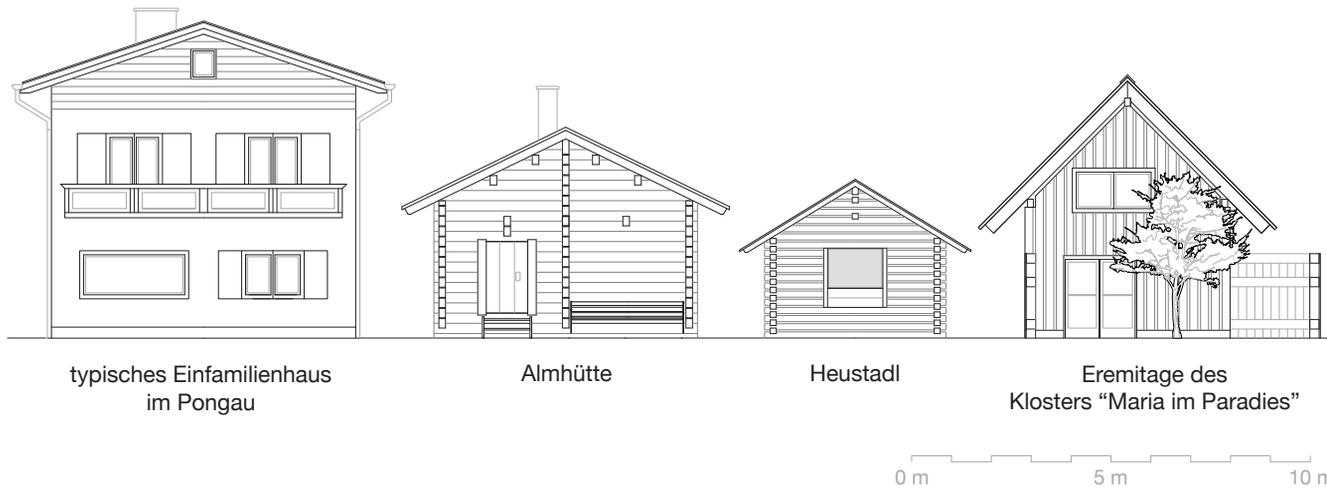


Abb.70: Außengestaltung der Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“.

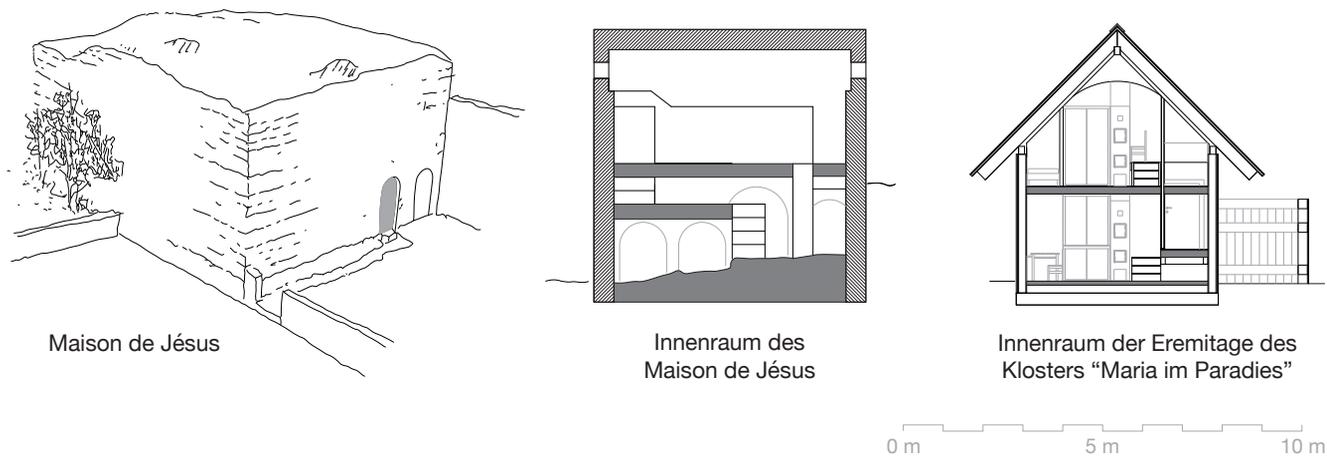


Abb.71: Innenraum der Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“.

6.1.1 Entwurf der Eremitagen²⁹³

Außengestaltung der Eremitagen

Wie die schematischen Darstellungen zeigen, boten dem Architekten die in der Umgebung vorherrschenden Gebäudetypologien der Almhütte und des Heustadels Anknüpfungspunkte für das äußere Erscheinungsbild der Eremitage. Durch sie wurde eine nahtlose Einbindung in den Kontext der umliegenden Landschaft möglich. Beide Typologien entsprachen in ihrer Form, Einfachheit und Größe sowohl den Vorstellungen der Schwestern als auch denen der Ordensregeln. Die Architektur wurde von dem Architekten Matthias Mülitzer bewusst als Bindeglied verwendet, um die politischen Widerstände der Bevölkerung, der Politik und des Naturschutzes, die mit dem Bau des Klosters auf der Kinderalm verbunden war, zu überwinden.

Innenraum der Eremitagen

Der Innenraum sowie die Grundrissgröße der Eremitage, ausgehend von einer Parzellengröße von 100 m², wurden wesentlich von der Maison de Jésus, einem Gewölbehaus in Palästina, beeinflusst, auf das der Architekt von einer Schwester des Ordens aufmerksam gemacht wurde. Die Maison de Jésus ist ein einfaches, für die Gemeinde Taybeh typisches Wohnhaus aus der Frühzeit des Christentums. In allen Generationen der Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“, die in ihrer Form und Größe mehrmals weiterentwickelt und adaptiert wurden, diente das Charakteristische der Maison de Jésus, die in der Höhe variierende Fußbodenebene innerhalb des einfachen Volumens, als Ausgangspunkt. Der Innenraum der Eremitage wird durch die verschiedenen Niveaus in unterschiedliche Bereiche unterteilt, aufgrund dessen die Fläche des Innenraumes gefühlsmäßig größer erscheint.

²⁹³ Gespräch mit Matthias Mülitzer, geführt von Tamara Sandra Golser, am 21.01.2020 in St.Veit im Pongau.



Abb.72: Foto von Schwester Thabita, im Hintergrund die Eremitenreihen des „Oberen Hauses“.

6.1.2 Interview mit einer im Kloster „Maria im Paradies“ lebenden Schwester zum Thema des Wohnens in einer Klosterzelle

Um ein vertieftes Verständnis in die Nutzung der Eremitagen als Wohnraum und Einblick in den Entwurfsprozess zu gewinnen, wurde ein Interview mit einer Schwester geführt.²⁹⁴

Mit dem Eintritt ins Kloster beginnt in jeglicher Form ein neues Leben, es entwickelt sich ein neues Verständnis für das Thema Wohnen. Es ist ein Wohnen auf minimalstem Raum, vergleichbar mit einer Kleinstwohnung. Das Wohnen in einer Eremitage, egal wie groß oder klein diese ist, ist für die Schwestern des Ordens ein Erlebnis und eine große Freude, denn für sie ist es einer der ersten Schritte, um Gott näher zu sein. Obwohl die Eremitage den Schwestern einen geschützten Raum zum Leben, zum Arbeiten und zum Studieren bietet, ist die Vorstellung eines Lebens in einer Höhle oder einer anderen noch viel einfacheren Behausung nicht unvorstellbar für sie. Besonders Radikalität bzw. das Zurücklassen von Bequemlichkeit und Komfort stärkt und fördert ihre Beziehung zu Gott. Gerade die Einfachheit der Zelle, der Verzicht auf überflüssige Dekoration und die Reduzierung auf das Wesentliche machen die Zelle eher zum geistigen Arbeitsraum als zu einem Wohnraum.

Dies verdeutlicht Schwester Tabitha mit ihrer Beschreibung der Eremitage: „Für mich ist die Eremitage, wie der heilige Bruno sagt ‚der stille Hafen, an den ich jederzeit zurückkehren kann‘, um dort zu beten und mit dem Herrn zu leben. Für mich ist die Zelle der Ort

der Gegenwart Gottes. Ich mache hinter mir die Tür zu und lasse vieles draußen. Ich bin dort eigentlich nicht alleine, sozusagen nur mit mir. Die Eremitage ist ein Raum, in welchem mich Gott ständig herausfordert, um mit Ihm in Beziehung zu sein. Im Evangelium heißt es, dass Jesus selbst auf Erden nicht einmal einen Stein hatte, um sich darauf auszuruhen. Der Heilige Paulus sagt: ‚Unsere Heimat ist im Himmel.‘ In diesem Sinne ist die Zelle zwar ein Zuhause, aber nicht nur ein irdisches, auf diese Welt begrenztes. Sie ist in einer Weise ‚vorläufig‘, weist hin auf unsere ewige Wohnung im Himmel bei Gott.“

Die Eremitage versinnbildlicht den Glauben an Jesus Christus und ohne diesen Glauben, so betont Schwester Tabitha, kann keiner verstehen, warum sich jemand entscheidet, sein gewohntes Leben, sein weltliches Leben, Jesus Christus zu widmen, um ein Leben in Einfachheit, Schlichtheit und mit dem Verzicht auf den normalen Wohnstandard zu führen.

Der Konzeption der Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“ geht ein langer Weg auf der Suche nach der „idealen“ Eremitage voraus, einer Eremitage, die das Leben der Schwestern am besten unterstützt. Besonders der Architekt Matthias Mülitzer musste hier enormes Feingefühl und Verständnis für die Schwestern und ihre Vorstellungen von Wohnen entwickeln. Über die Jahre des Entwurfsprozesses haben sich die Eremitagengrößen und die Lage des Oratoriums aufgrund der Wohn- und Nutzqualität immer wieder verändert, bis man schließlich eine Zellenart fand, die das Charisma der Schwestern am besten ausdrückt. Natürliche Materialien und die Harmonie der überwiegend natürlichen Farben unterstützen das Wohngefühl

²⁹⁴ Interview mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St.Veit im Pongau.

in den Eremitagen zusätzlich. Der Außenraumbezug jeder Eremitage durch einen kleinen Garten ist ein wichtiges Element besonders für jene Schwestern, die in kompletter Einsamkeit leben. Der Garten gibt die Möglichkeit der körperlichen Betätigung, ist, obwohl sehr begrenzt, ein erweiterter Wohnraum.

Obwohl das Wohnen in der Eremitage auf nur wenige m² beschränkt ist, fühlen sich die Schwestern nicht eingesperrt, die Assoziation mit einer Gefängniszelle ist für die Schwestern nicht zuletzt völlig unverständlich. „Kommt und seht!“ ist Schwester Tabithas erster Gedanke, wenn jemand einen Zusammenhang zu einer Gefängnis assoziiert. Dabei denkt sie natürlich zuerst an den Mangel an Freiheit und einen Mangel

an Freiheit kann der Mensch nicht aushalten, denn der Mensch ist geschaffen, um frei zu sein.

„Durch das Leben in der Eremitage, aber auch, weiter gefasst, das Leben in der Klausur des Klosters, beschränke ich mich zwar in vielem. Aber das tue ich freiwillig, um möglichst kontinuierlich mit Gott in Verbindung zu sein“, fährt sie fort. Denn für die Schwestern ist das Wohnen im Kloster auch nicht vergleichbar mit dem Wohnen in einem modernen Wohnbau, für sie ist es vielmehr ein Leben in einer Gemeinschaft, ein Leben wie in einer großen Familie. Zwar lebt jede alleine in ihrer Eremitage, aber dennoch herrscht ein familiäres, liebevolles Verhältnis, das weit über eine Nachbarschaft hinausgeht.

6.2 Charakteristikum einer Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“

„Das Zellenhaus mit dem ummauerten Garten ist ein vollkommenes, kontemplatives Refugium für den Einzelnen, die Verbindung durch den Kreuzgang das gebaute Manifest der Gemeinschaft.“²⁹⁵

Elke Nagel

Die Schwestern der monastischen Familie verbringen, sofern sie nicht in ein anderes Kloster des Ordens entsandt werden, ihr gesamtes monastisches Leben in den Eremitagen des Klosters auf der Kinderalm. Die Schwestern, die ganz in Einsamkeit leben, verlassen täglich nur zur Maturin am Morgen und zur Vesper, der heiligen Messe am Abend, ihre Eremitage. Der Sonntag dagegen wird außerhalb der Eremitage in der Gemeinschaft der Schwestern verbracht.

Die jeweils einer Schwester zugeordnete Eremitage ist ein „Haus Gottes“ und soll den räumlichen Rahmen für ein Leben in Einsamkeit bilden. Für die Schwestern ist es ein Ort, an dem sie zwar einsam sind, aber nicht alleine, denn in ihr sind sie immer in der Gegenwart Gottes. Die Einsamkeit der Eremitage muss diese Begegnung mit Gott im Verlauf von sehr einfachen Akten begünstigen, die ihren Sinn und ihre Werte aus der Gegenwart Gottes gewinnen. In den Eremitagen beten, studieren und schlafen die Schwestern, auch nehmen sie dort ihre Mahlzeiten zu sich.²⁹⁶ Alle Tätigkeiten werden als ein liturgischer Akt angesehen, der zum Lob der göttlichen Herrlichkeit wird.²⁹⁷

Die Architektur der Eremitagen nähert sich dem Wohnen mit dem lebensnotwendigen Minimum aus mehreren Sichtweisen an. Zunächst muss sie alle Anforderungen eines einfachen, schlichten und asketischen Lebens, wie es die Ordensregeln verlangen, erfüllen, andererseits soll sie sich akustisch wie auch visuell von der Nachbareremitage abgrenzen. Sie muss einen Lebensraum schaffen, dessen Größe zwar auf das Mindeste reduziert ist, aber dennoch alle Funktionen des täglichen Lebens bietet.²⁹⁸ Die Architektur einer Eremitage richtet sich nach innen, ausgerichtet als Wohnung für die in ihr lebende Moniale, weshalb die Reduktion der äußeren Erscheinung nur auf das Wesentliche ein Verständnis für die Bedürfnisse der Schwestern widerspiegelt und ihre Architektur dadurch Lebensnähe vermittelt.²⁹⁹

Im Kloster „Maria im Paradies“ gibt es drei unterschiedliche Generationen von Eremitagen. Im Besonderen die Eremitagen der ersten Generation, die Gründungseremitagen, und die Eremitagen der zweiten Generation. Sie weisen nur kleine Unterschiede auf, wie zum Beispiel die Eremitagengröße sowie die Größe

²⁹⁵ Nagel 2014, 1.

²⁹⁶ Vgl. Interview mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St.Veit im Pongau.

²⁹⁷ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 13.

²⁹⁸ Vgl. Interview mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St.Veit im Pongau.

²⁹⁹ Vgl. Nagel 2014, 35.

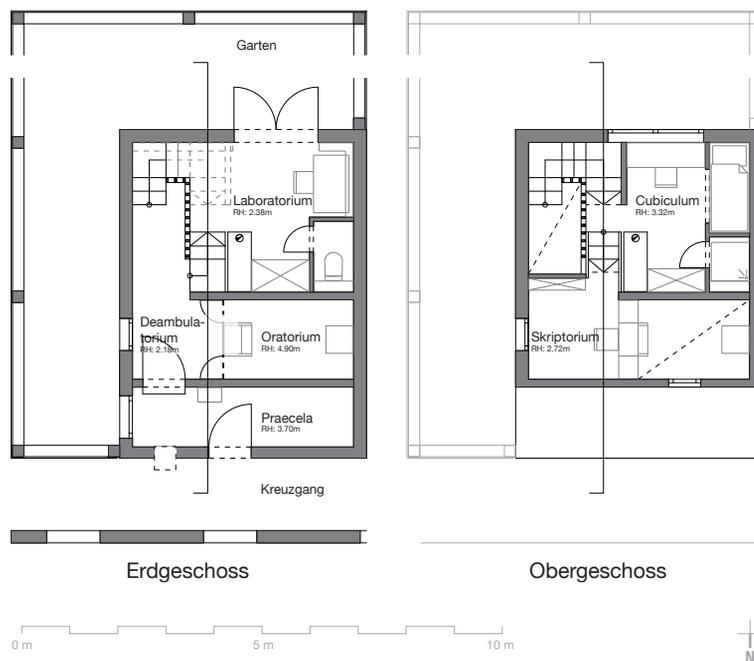
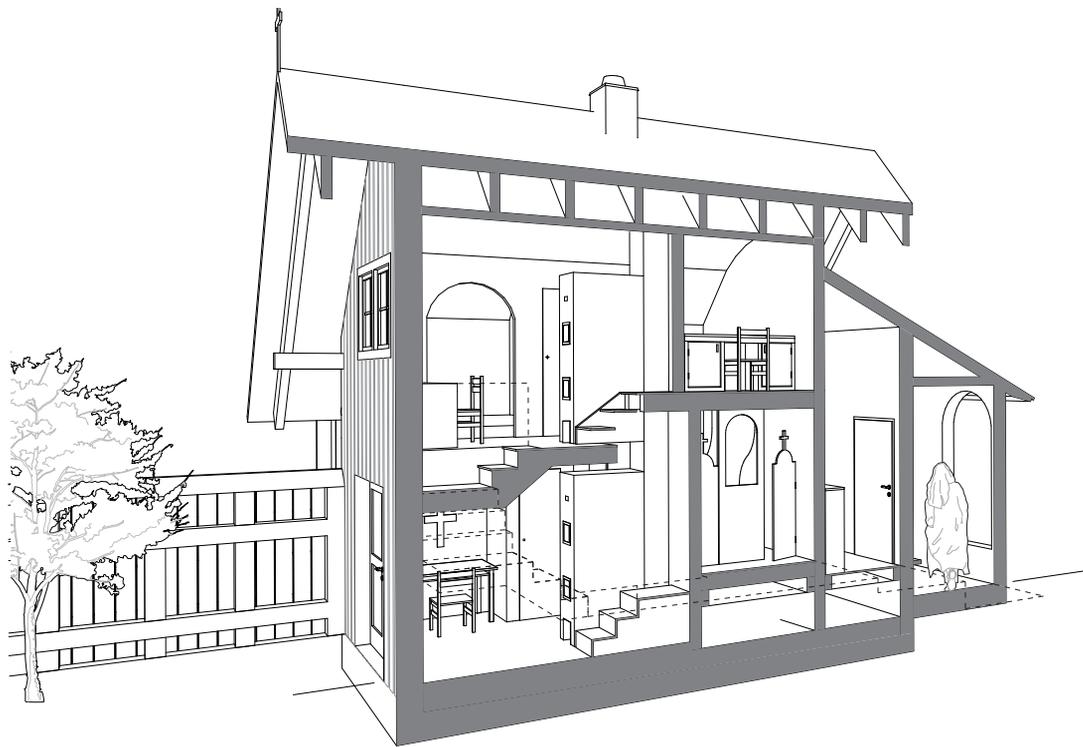


Abb.73: Darstellung des Mikorraumes der Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“.

der *Praecella*, dem kleinen gangartigen Vorraum. Die Aufteilung der Bereiche innerhalb der Eremitage ist bei diesen beiden Generationen gleich. Im Unterschied zu den Eremitagen der dritten Generation, den Seeereimitagen, befindet sich bei diesen beiden Eremitagenenerationen das *Laboratorium*, der Arbeitsbereich, im Erdgeschoss und das *Cubiculum*, der Wohnbereich, im Obergeschoss. Umgekehrt ist das bei den Eremitagen der dritten Generation, den Seeereimitagen, wo sich das *Cubiculum*, der Wohnbereich, im Erdgeschoss und das *Laboratorium*, der Arbeitsbereich, im Obergeschoss befindet. Diese Eremitagen verfügen auch über einen barrierefreien Zugang.

Für die durchgeführte Analyse wird eine Eremitage der zweiten Generation verwendet. Diese Eremitage wird, sofern sie nicht von einer Mondiale des Ordens bewohnt wird, auch von Priestern während ihres Aufenthaltes im Kloster „Maria im Paradies“ genutzt.

6.2.1 Mikroraum der Eremitage³⁰⁰

Innenräume der Eremitage

Die Eremitage wird vom Kreuzgang aus über einen kleinen gangartigen Vorraum, die *Praecella*, auch Ave Maria genannt, betreten.³⁰¹ Hier wird einen Moment lang innegehalten und üblicherweise ein Ave Maria gesprochen, um sich auf das Leben in der Zelle und das Gespräch mit Gott vorzubereiten, bevor die Innenräume der Eremitage betreten werden. Sie ermöglicht eine akustische wie auch visuelle Abschirmung der Eremitageninnenräume und dient auch als Lagerbereich für das Brennholz des Ofens, mit dem die Eremitage im Winter beheizt wird. Die *Praecella*

ist der einzige Bereich innerhalb der Eremitage, in dem Schwestern eventuell notwendige Worte austauschen, was jedoch sehr selten der Fall ist. In der *Praecella* befindet sich auch eine kleine mit Türen schließbare Durchreiche zum Kreuzgang hin. Durch diese Durchreiche ist es möglich, den Schwestern ihre Mahlzeiten in die Eremitage zu reichen, und es besteht die Möglichkeit des schriftlichen Austausches der Schwestern, in Form von handgeschriebenen Zetteln.

Im Inneren der Eremitage befindet sich zunächst das *Deambulatorium*. Es dient als Verkehrsfläche innerhalb der Eremitage und erschließt das *Oratorium*, das einige Stufen unterhalb liegende *Laboratorium* und das über eine Stiege erreichbare *Cubiculum* im Obergeschoss. Das *Deambulatorium* ist auch jener Bereich, wo die Schwestern ein Minimum an körperlicher Übung machen, zum Ausgleich des täglichen Lebens. Wichtig ist dies vor allem während der kälteren Jahreszeit, wo körperliche Aktivitäten im Garten nicht möglich sind.

Das *Oratorium*, ein kleiner zweigeschossiger, abgeschlossener Raum, ähnlich einer kleinen Kappelle, ist das Herz der Eremitage. Diese Zweigeschossigkeit verleiht dem *Oratorium* einen weiten und erhabenen Charakter, wodurch das Gebet gefördert wird. Hier feiert die Moniale täglich zwei Offizien, die anderen drei werden in der Gemeinschaft mit den anderen Schwestern in der Kirche gefeiert. Im *Oratorium* nimmt sich die Schwester, je nach ihrem eigenen Bedürfnis, Zeit für Gott alleine.

Im *Laboratorium* widmet sich die Schwester täglich mehrere stundenlang der Arbeit. Hier befindet sich auch ein kleines Atelier für jene Schwestern, die in

³⁰⁰ Vgl. Nagel 2013, 157-170.

³⁰¹ Vgl. Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993, 3.

vollkommener Einsamkeit leben und arbeiten, sowie eine Toilettenzelle. Vom *Laboratorium* aus hat die Schwester die Möglichkeit, den Garten zu betreten. Im *Cubiculum*, einem kleiner Wohnraum, nimmt die Schwester ausschließlich ihre Mahlzeiten zu sich und hier schläft sie auch. Es befindet sich auch ein kleiner Waschraum in der Eremitage.

Das drei Stufen darüber liegenden *Skriptorium*, ein kleiner Studienraum, nutzt die Schwester, um zu studieren und *Lectio divina* zu machen. Von hier aus eröffnet sich wie von einer Empore aus ein Blick in das *Oratorium*.

Inneneinrichtung der Eremitage

Im Inneren der Eremitagen herrscht größtenteils kartusianischer Purismus, eine Reduktion auf das Allernötigste, dessen Ausführung spärlich und ohne jeglichen Überfluss an dekorativen Details ist. Nur die als Rundbogen ausgeführte Verkleidung des Bettes, die Gewölbedecke im Obergeschoss, Ikonenbilder und das Wort Gottes übermitteln sakrale Qualitäten.

Die Inneneinrichtung beschränkt sich auf einen Tisch mit Sessel, sowohl im *Laboratorium* als auch im *Skriptorium* und im *Cubiculum*, sowie einem kleinen Altar und ein Chorgestühl im *Oratorium*. Für Ordnung und um ein Optimum an Stauraum in der Eremitage zu ermöglichen, werden Einbauschränke mit Türen verwendet. Diese ermöglichen gleichzeitig Konzentration auf das Wesentliche. Ähnlich den Einbauschränken sind auch die Toilette sowie die Waschmöglichkeit versteckt hinter einer Schranktür. Der Faktor des Komforts wird in der Inneneinrichtung komplett vernachlässigt.

Dazu die Aussage einer Schwester:

„Die Einfachheit in der Zelle unterstützt die Hinwendung auf das Wesentliche. Ich wüsste auch nichts, was mir in der Zelle fehlen würde.“³⁰²

Material und Farbe

Für den Bau der Eremitagen wie auch für das gesamte Kloster wurde versucht, ausschließlich heimische Materialien zu verwenden. Die Eremitage wurde aus Fichten-Massivholz-Platten gefertigt, die Fassadenverkleidung und Dachschindeln wiederum aus Lärchenholz.³⁰³

Das Holz verleiht dem Innenraum die Wirkung von Behaglichkeit und Wohlbefinden. Durch das Holz hat jeder Bereich seine eigene Akustik, dies wird bei einem längeren Aufenthalt in der Eremitage bewusst.

Bei den Farben in der Eremitage orientierten sich die Schwestern an den Farben der Natur und an ihren natürlichen Kombinationen, wodurch eine Harmonie zwischen den Farben entstand. Sowohl das Material wie auch die erdigen Farben verleihen den einzelnen Bereichen der Eremitage Weite, vorrangig aber Gemütlichkeit.

„Die ausgewählten Farben dürfen nicht zu schrill und nicht zu schreiend sein, „meint dieselbe Schwester“, der Blick soll auf ihnen ruhen können. Farben, aber auch Materialien, die vom Menschen produziert werden, schreien, wollen hervorstechen und sagen ‚ich bin da‘ und genau das vermeiden wird im Kloster wie auch in der Zelle. Es soll nicht hervorstechen, alles soll sagen ‚Gott ist da‘ und nicht ‚ich bin da‘“³⁰⁴

³⁰² Interview mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St. Veit im Pongau.

³⁰³ Vgl. Lindenthaler 2018, 96.

³⁰⁴ Interview mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St. Veit im Pongau.

Zonierung der Eremitage

Die einzelnen Funktionen in der Eremitage erfordern zunächst eine Orientierung an verschiedenen Faktoren wie Offenheit oder Abgeschlossenheit, Ruhe, Belichtung und Größe eines Raumes.³⁰⁵ Ein Zonieren der Bereiche erfolgt neben dem Subtrahieren von uns gegenwärtigen Räumen, wie dem Schlafzimmer oder dem Wohnzimmer, auch durch die Zuordnung der Raumgrößen für bestimmte Tätigkeiten. Dabei ist die Ausrichtung der Räume abhängig von den dort ausgeübten Tätigkeiten. Das Zonieren dieser Tätigkeit wird durch den Tagesablauf der Schwestern geregelt, wodurch sich im Raumprogramm der Eremitagen Zonen des Gebetes, des Studierens, des Arbeitens wie auch des Schlafens und Essens ergeben.

Mobiler Faktor der Eremitage

Die zweite Ebene innerhalb der Eremitage ist der mobile Faktor, der sich aus der Bewegung der Moniale im Zusammenhang mit ihrem streng geregelten und durch den liturgischen Akt der Gottesanbetung bestimmten Tagesablauf ergibt. Um ihr tägliches Leben zu unterstützen, ist eine zweckmäßige und in erster Linie zielgerichtete Wegführung in der Eremitage von großer Relevanz. Auch die Abwendung, die Zugänglichkeit und die Erreichbarkeit des Kreuzganges spielt hierbei eine wichtige Rolle, da der Weg innerhalb des Kreuzgangs die Moniale auf das Leben in der Eremitage vorbereitet und durch ihn das „Haus Gottes“ betreten oder verlassen wird.

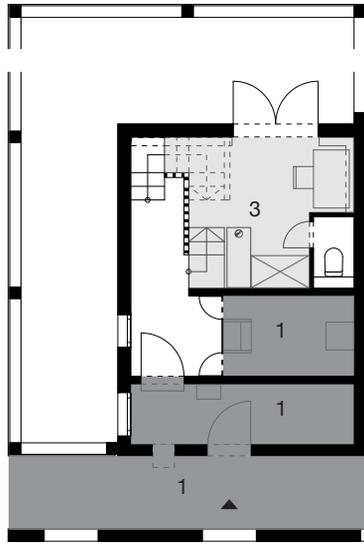
Querbezüge zwischen Nutzungsgefüge und Tagesablauf

Die Größe und Positionierung der einzelnen Bereiche wird nicht nur durch die in ihnen ausgeübte Tätigkeit bestimmt, sondern auch durch die Notwendigkeit von Licht, Ausblick und Wärme. Durch diese Aspekte haben sich innerhalb der Eremitage unterschiedliche Fenstergrößen ergeben, was im Rückschluss das Aussehen der Fassade beeinflusst hat, nicht aber wie im weltlichen Wohnbau üblich, einer gestalterischen Absicht unterliegt. So ist das Fenster im *Cubiculum* im Vergleich zu den Fenstern im *Skriptorium* großflächig dimensioniert. Den Schwestern wird so nach dem Aufstehen und während der Mahlzeiten ein Blick auf das umliegende Bergmassiv des Salzachtals ermöglicht. Die Funktion der zwei kleinen Rundbogenfenster im *Skriptorium* ist in erster Linie nicht die Versorgung mit Tageslicht, sondern sie haben vielmehr einen sakralen Charakter gleich dem Licht im Kircheninnenraum.

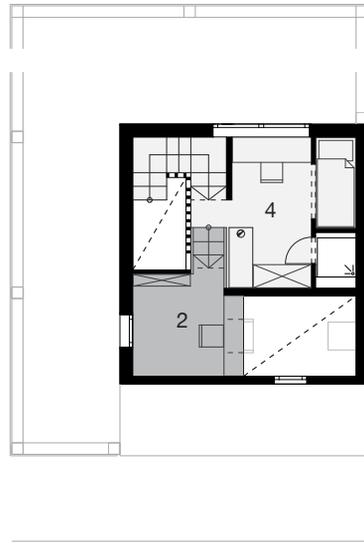
Gesunderhalten der Moniale

Die nach dem Konzept der *Maison de Jésus* in unterschiedlichen Ebenen aufgebauten Eremitagen halten die Höhenrelationen wie auch den Gleichgewichtssinn der Schwestern aufrecht. Zudem erhalten die unterschiedlichen Raumgrößen, wie auch die verschiedenen Ausblicke aus der Eremitage ein Gefühl von Distanz. Durch das Fokussieren des Auges auf die unterschiedlichen Weiten wird die Nah- und Fernsicht bewahrt.

³⁰⁵ Vgl. Nagel 2014, 35.



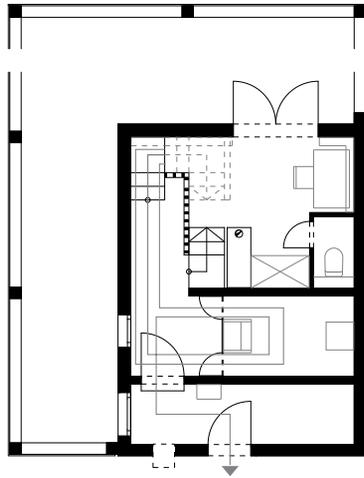
Erdgeschoss



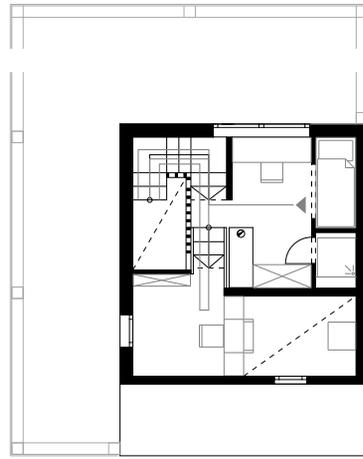
Obergeschoss

- 1 Zone des Gebetes
- 2 Zone des Studierens
- 3 Zone des Arbeitens
- 4 Zone des Schlafens und Essens

Abb.74: Darstellung der Zonierung der Eremitage des Klosters.

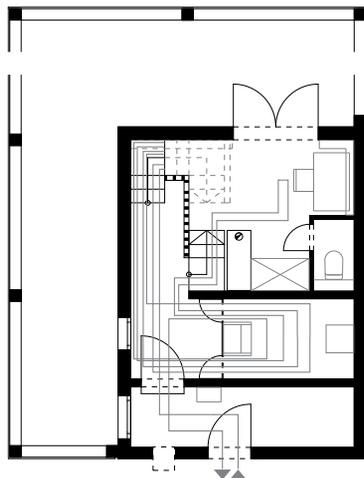


Erdgeschoss

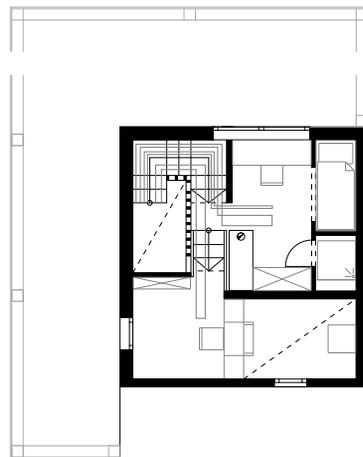


Obergeschoss

04:00 Aufstehen
 Offizium in der Erwartung
 Lectio divina und Oratio
 Angelus Gebet
 06:45 Offizium der Matutin in der Kirche



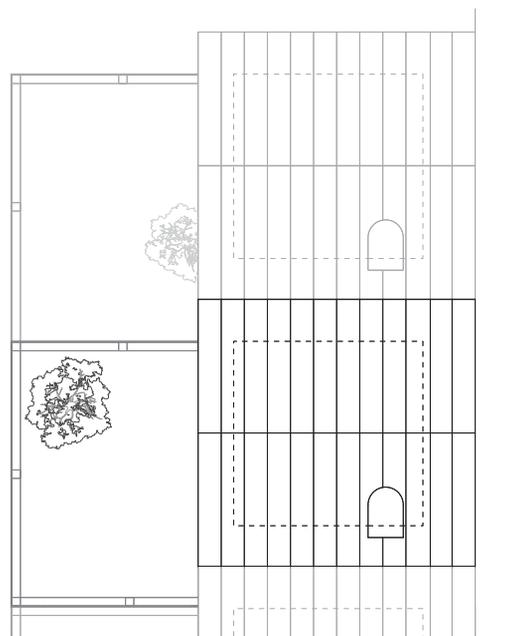
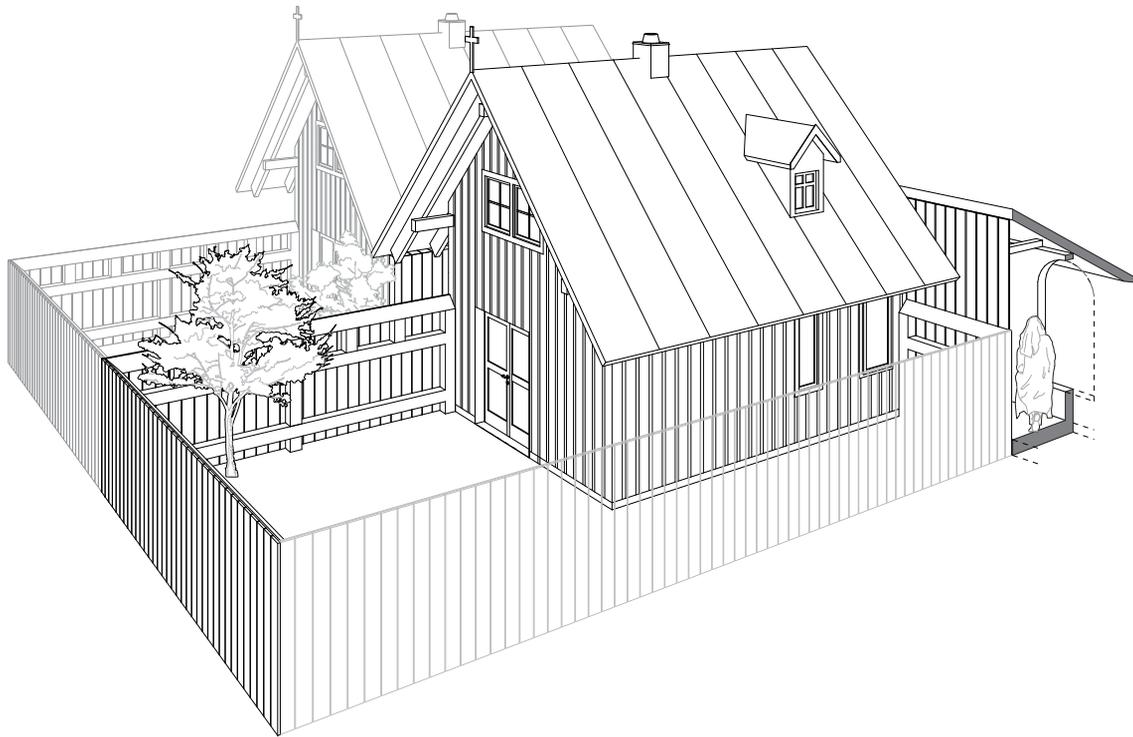
Erdgeschoss



Obergeschoss

08:00 Studium in der Eremitage
 09:00 Offizium der Teiz in der Eremitage
 10:45 Mahlzeit in der Eremitage
 11:30 Offizium der Sext und Angelus in der Eremitage
 11:45 Arbeit
 15:00 Offizium der Non in der Einsamkeit
 16:00 Abendessen
 16:30 Vacatio in der Einsamkeit
 17:00 Offizium der Vesper in der Kirche
 17:30 Eucharestiefeier in der Kirche
 19:00 Rückzug in die Eremitage

Abb.75: Darstellung des mobilen Faktors der Eremitage des Klosters.



Draufsicht der Eremitage

0 m 5 m 10 m



Abb.76: Makroraum der Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“.

6.2.2 Makroraum der Eremitage³⁰⁶

Parzelle und Eremitage: Größenverhältnisse

Die im Durchschnitt 100 m² große Parzelle, die sich aus der Eremitage und dem Garten zusammensetzt, wird im Kloster „Maria im Paradies“ von einem mehr als ein Geschoss hohen Holzzaun umschlossen. Ein Blick in die Landschaft ist nur im Obergeschoss möglich. Durch diese Ummauerung wird einerseits der Blick von außen in die Parzelle vermieden, andererseits formt er eine Art geschützten Raum und wird zum einzigen Individualraum, den jede einzelne Moniale besitzt. Der einzige Zugang zur Parzelle ist über den Kreuzgang, von dem aus man zuerst die Eremitage und dann den Garten über maximal zwei Zugänge betreten kann. Das Verhältnis zwischen Eremitagengrundfläche und Garten ist nahezu ausgeglichen, dies kann aber innerhalb der einzelnen Eremitagenreihen variieren.

Positionierung und Ausrichtung der Eremitage auf der Parzelle

Innerhalb der Parzelle befindet sich die Eremitage am äußeren Rand und ist unmittelbar an den überdachten Kreuzgang angeschlossen, wodurch ein direkter Zugang vom Kreuzgang in die Eremitage ermöglicht wird. Die Eremitagen des „Unteren Hauses“ stehen in der Westecke, wohingegen die Eremitagen des „Oberen Hauses“ in der Ostecke der Parzelle positioniert sind. Ausgerichtet sind die Eremitagen des

„Unteren Hauses“ nach Süden bzw. Südwesten, die Eremitagen des „Oberen Hauses“ hingegen nach Südosten. Diese unterschiedlichen Ausrichtungen sind zunächst auf die Gegebenheiten des Bauplatzes sowie auf die Gestaltung der Klosteranlage zurückzuführen. Auch ist bei der Ausrichtung der Eremitagen des „Unteren Hauses“ ein Zusammenhang mit den Altbeständen der Lungenheilstätte ersichtlich. Sowohl die Eremitagen des „Unteren Hauses“ wie auch die des „Oberen Hauses“ sind giebelständig an den Kreuzgang angeschlossen, wodurch die als Solitärhäuser konzipierten Eremitagen von zwei, dem Garten zugewandten Seiten, belichtet werden.

Dachform

Die Besonderheit des Klosters „Maria im Paradies“ ist die Vielzahl an einzelnen „Ein-Personen-Häuschen“³⁰⁷ mit ihren Satteldächern. Die daraus entstehende Dachlandschaft vermittelt den Eindruck einer kleinen Stadt. Durch diese für den alpinen Raum typische Dachform ist es möglich, unterschiedliche Witterungseinflüsse, wie zum Beispiel enorme Schneelasten, aufzunehmen.

Garten

Der Garten ist ein Raum, an dem sich die Schwestern individuell entfalten dürfen, sei es in Form eines Gemüsegartens, eines Blumenbeetes oder Ähnlichem, und vor allem für jene Schwestern, die in ständiger Einsamkeit leben, eröffnet er einen weiteren Raum. Jeder

³⁰⁶ Vgl. Nagel 2013, 157-170.

³⁰⁷ Mülitzer 2004, 100.

Garten verfügt über einen Holzstoß für den Winter und einem Baum. Durch den Garten wird ein großräumiger, zeitlicher Bezug, wie etwa zu den Jahreszeiten oder zum Alter geschaffen. Der gepflanzte Baum stellt durch sein ständiges Wachstum und die Veränderung der Blätter über einen längeren Zeitraum hinweg eine Relation zur vergehenden Zeit her, was den Monialen auch eine Reflexion über ihr eigenes Alter erlaubt. Vor allem für die Schwersten in Einsamkeit ist der Garten ein wichtiges Element, er formt einen weiteren Raum. Dazu schreibt der Architekt Matthias Mülitzer:

„Das ‚Gratis-Leben‘ für Gott, das leibliche Leben, das Studium, die Arbeit, die körperliche Bewegung (um von einem Ort zu einem anderen zu gehen oder um sich zu entspannen) spielt sich so an verschiedenen, voneinander durch ihre Charakter deutlich unterschiedlichen Orte ab. Dennoch ist die Eremitage zuerst ein einziger, einfacher Raum, bei dem man die Einheit aller Orte, die er beherbergt, wahrnimmt. Er ist auf das Oratorium hin ausgerichtet, das jeden Ort vollendet. In derselben Weise eint und finalisiert das Gebet alle Aspekte des Lebens.“³⁰⁸

³⁰⁸ Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm 1993. 3.

Mikroraum
(Nutzung und Funktion der Räume)

weltliches Wohnen	Kloster „Maria im Paradies“	monastisches Wohnen
Erschließung: Verkehrsfläche außerhalb der Wohneinheit	Kreuzgang	Ort des stillen Gebetes: Verkehrsfläche
Vorraum: Stauraum	Praecella	Versorgung: Vorraum, Lagerbereich, Treffpunkt
Stiegenhaus: Verkehrsfläche innerhalb der Wohneinheit	Deambulatorium	körperliche Aktivität: Verkehrsfläche
Wohnzimmer: Wohn- und Lebensmittelpunkt	Oratorium	Ort des Gebetes: Stundengebet, Herz der Eremitage
Werkstatt: Arbeitsraum mit den dafür nötigen Geräten	Laboratorium	körperliche Arbeit: Atelier, Toilettenzelle
Schlafzimmer: Orte der Ruhe und Erholung Esszimmer: Ort der Gemeinschaft und zum einnehmen der Mahlzeiten	Cubiculum	Freiraum: Schlaf- und Essbereich, Duschzelle
Arbeitszimmer: funktionaler Bereich innerhalb der Wohneinheit	Skriptorium	geistige Arbeit: Bereich des Studierens
Balkon, Terrasse, Garten: Entspannung, Treffpunkt	Garten	Zeitrelation: Raum der Individualität

Makroraum
(architektonisches Mittel)

weltliches Wohnen	Kloster „Maria im Paradies“	monastisches Wohnen
Wohnqualität: Belichtung, Ausblick, Raumordnung	Situierung auf der Parzelle	Abgeschiedenheit: Ordensregel
Individuell oder Vorgegeben: Grundrissabhängig	Hausform	Höhenrelation: Mehrgeschossigkeit
örtliche Gegebenheiten: Vorgabe, gestalterisches Element	Dachform	örtliche Gegebenheiten: witterungsbeständig
gestalterisches Element: Individuell, bauphysikalische und bautechnische Vorgaben	Fassade	gestalterische Reduktion: Ordensregeln
individuelle Wohnansprüche: Bauplatz, Raumordnung	Grundriss	Funktion und Tagesablauf: Ordensregeln
individuelle Wohnansprüche: Funktionsabhängig	Raumgröße	Funktionsabhängig: Ordensregeln

Abb.77: Mikroraum und Makroraum der Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ im Vergleich mit dem weltlichen sowie monastischen Wohnen.

6.1 Minimales Wohnen - Übersetzung der Eremitage in zeitgenössische Modelle einer Minimalwohnung

„Als euer Kloster habt ihr die Krankenhäuser, als Zelle eure Mietzimmer, als Kapelle die Pfarrkirche, als Kreuzgang die Straßen der Stadt, als Klausur den Gehorsam, als Gitter die Gottesfurcht und als Schleier die heilige Demut.“³⁰⁹

Vinzenz von Paul

Im nachstehenden Kapitel wird versucht, Verbindungen und Ähnlichkeiten von den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ zu zeitgenössischen Minimalwohnkonzepten aufzuzeigen. Herausgefiltert werden sollen dabei im Besonderen verbindende Elemente. Bedacht aber muss im Bezug auf die durchgeführte Analyse werden, dass eine direkte Ableitung oder Übernahme von funktionalen oder räumlichen Strukturen einer Eremitage in Minimalwohnkonzepten nicht gänzlich möglich ist, da sich ähnliche Lösungen meist allenfalls von selbst aus einer funktional orientierten Planung ergeben.³¹⁰

6.3.1 Verbindung Le Corbusiers mit den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“

„Kehren wir zur Kartause von Ema und zu unserer Wohneinheiten zurück. Zwei Formen der Zellen im menschlichen Maßstab. Wenn Sie wüssten, wie glücklich ich bin, sagen zu können: meine revolutionären Ideen leben in der Geschichte [...]“³¹¹

Le Corbusier

Der Architekt Le Corbusier war, wie bereits erwähnt, beeindruckt von der Funktionalität und dem kartusianischen Pragmatismus der Mönchszellen, insbesondere der des von ihm besuchten Klosters von Ema. Für Le Corbusier war nicht nur die Verteilung der einzelnen Bereiche innerhalb der Zelle das Faszinierende, sondern auch das abgeschirmte Leben inmitten einer Gemeinschaft, unabhängig, aber dennoch verbunden, und der Kontakt mit der Natur durch den eigenen Garten, trotz der Abgeschiedenheit von der Außenwelt. Einige dieser Elemente übernahm er auch in die nachfolgenden Entwürfe, wie es im Pavillon de l'Esprit Nouveau erkennbar ist.

Pavillon de l'Esprit Nouveau als Minimalzelle

Der Pavillon de l'Esprit Nouveau ist ein Paradebeispiel für standardisierte Wohneinheiten, gleich einer Zelle zu einem großen Ganzen. Ein flexibler Raum, die Betonung der einzelnen Funktionen innerhalb des Pavillons sowie der moderne Innenraum waren Le Corbusiers avantgardistische Zukunftsvision über Architektur und die zunehmenden Verstädterung.³¹² Der Baukörper setzt sich wie folgt aus zwei Teilen

³⁰⁹ Vinzenz von Paul, zit.n. Werner 1986, 434.

³¹⁰ Vgl. Nagel 2014, 38.

³¹¹ Le Corbusier zit.n., Nagel 2014, 39.

³¹² Vgl. Pavillon de l'Esprit Nouveau – Eine avantgardistische Zukunftsvision, <https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/pavillon-de-lesprit-nouveau/>, 02.02.2020.

zusammen. Im runden Bereich des Pavillons wurde Le Corbusiers utopischer städtebaulicher Entwurf Plan Voisin präsentiert, während sich im quadratische Teil eine moderne Wohneinheit befand. Beide Bereiche des Pavillons ordneten sich um einen nach Le Corbusier „hängenden Garten“ an, der als privater Raum das Zentrum des Pavillons bildete.³¹³

Der Pavillon wurde 1925 im Zuge der in Paris stattfindenden Ausstellung „Exposition internationale des Arts décoratifs“ als einzelne Einheit eines Ganzen präsentiert, denn der Pavillon konnte als freistehendes Einfamilienhaus oder als Einheit eines Wohngebäudes³¹⁴ verstanden werden, sowohl in der Stadt als auch am Land. Außerdem sollte der Pavillon das Potenzial der Standardisierung von Wohnhäusern durch industriell gefertigte Materialien versinnbildlichen und aufzeigen, dass relativ große und offene Wohneinheiten zu verhältnismäßig niedrigen Preisen hergestellt werden könnten.³¹⁵

Le Corbusier beschrieb das Konzept des Pavillon de l'Esprit Nouveau mit den Worten: „Ich wollte [...] demonstrieren, dass diese behaglichen und eleganten Wohneinheiten, diese praktischen Maschinen zum Wohnen, in langen, hohen Wohnblocks agglomeriert werden können. Der ‚Pavillon de l'Esprit Nouveau‘ wurde dementsprechend als typische Zelle in einem solchen Mehrfamilienhausblock konzipiert. Es bestand aus einer Mindestwohnung mit eigener Dachterrasse.“³¹⁶

Jede Wohnzelle sollte 6 m hoch, 9 m breit und 7 m tief sein. Eine Ähnlichkeit zu den Abmessungen der Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ von 7 m Höhe, 5 m Breite und 7 m Tiefe wird hier deutlich. Obwohl die Parzellengröße des Pavillons von 17 m Tiefe und 13 m Breite im Vergleich zur Parzellengröße der Eremitage etwas breiter ist, bleibt das Verhältnis zwischen Zelle und Garten beziehungsweise Pavillon und Freiraum gleich.

³¹³ Vgl. Jochen Krimm: Le Corbusier. Pavillon de l'Esprit Nouveau. Model des Gesamtgebäudes, <http://archiv.dam-online.de/handle/11153/708-001-001>, 02.02.2020.

³¹⁴ Der Pavillon de l'Esprit Nouveau ist ein eigenständiges Organisationsmodell für den Entwurf der Immeuble-Villas, einem Wohnblock.

³¹⁵ Vgl. Pavillon de l'Esprit Nouveau – Eine avantgardistische Zukunftsvision, <https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/pavillon-de-lesprit-nouveau/>, 02.02.2020.

³¹⁶ Le Corbusier zit.n., Pavillon de l'Esprit Nouveau – Eine avantgardistische Zukunftsvision, <https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/pavillon-de-lesprit-nouveau/02.02.2020>.

Das Konzept des Innenraumgefüges ist ähnlich wie das Entwurfparameter der Maison de Jésus der Ermitage. Le Corbusiers nachstehendes Zitat macht dies deutlich:

„Ich stelle mir eine Zelle vor, die im Schnitt wie folgt aussieht: zwei Fußböden, zwei Geschosse. [...] Geschickte Kombinationen gestalten doppelte Höhe, wobei man Salon und Esszimmer übereinander baut. Von hier öffnet sich eine Tür zum Garten. Dieser Garten ist aufgehängt. Er ist nach drei Seiten geschlossen.“³¹⁷ Wie das Kloster „Maria im Paradies“ bildet ein Baum das Zentrum dieses aufgehängten Gartens. In Le Corbusier Entwurf tritt der Baum durch einen Auslass im Dach ins Zentrum und symbolisiert einen Austausch zwischen dem Innen- und Außenraum, wogegen der Baum im Garten der Ermitage das Vergängliche und die zeitliche Relation symbolisiert.

Durch das richtige Übereinanderstapeln der einzelnen Wohnzellen sollte jedem der Bewohner ein eigener, individueller Bereich innerhalb des Wohngebäudes zur Verfügung stehen, seine eigene Zelle im Kollektiv der Gemeinschaft. Ähnlich dem Kloster sollten Funktionen und Räume aus der Wohneinheit subtrahiert und in einen gemeinschaftlichen Bereich integriert werden.³¹⁸ Innerhalb der Wohnzelle werden die einzelnen Funk-

tionsbereiche wie beispielsweise das Wohnen, Essen und Schlafen, ähnlich dem Innenraum der Ermitage nicht durch Trennwände oder Türen unterteilt, sondern durch unterschiedliche Höhenniveaus sowie durch Farben gekennzeichnet. In Folge dessen erschienen die Raumbegrenzungen ineinander übergehend zu sein, nur die Treppe diene als zusätzlicher Raumteiler. Die Schlichtheit der Innenräume sowie die fest eingebauten Möbel wie Schränke, Regale und Kommoden stellen eine erneute Verbindung zu den Ermitagen des Klosters her, denn auch hier wird Wert darauf gelegt, dass die Farbgestaltung wie auch das Mobiliar schlicht und zweckmäßig sind. So wird primär die Grundrissfläche auf das Maximum ausgenutzt.³¹⁹

Je Geschoss sollten drei Wohnzellen in einem Winkel angeordnet werden und den Freibereich, den aufgehängten Garten, dadurch auf zwei Seiten umschließen. Die angrenzende Nachbareinheit sollte an der dritten Seite des Etagegartens anschließen, wodurch die Belichtung nur von einer Richtung möglich und der Ausblick in die Landschaft gerichtet wäre.³²⁰

„Im Jahr 1929 wurde im Rückblick festgestellt, dass der ‚Pavillon de l’Esprit Nouveau‘ einen Wendepunkt in der Gestaltung moderner Innenräume und einen Meilenstein in der Entwicklung der Architektur darstellt.“³²¹

³¹⁷ Le Corbusier zit.n., Nagel 2014, 39.

³¹⁸ Vgl. Nagel 2014, 39.

³¹⁹ Vgl. Pavillon de L’Esprit Nouveau – Eine avantgardistische Zukunftsvision, <https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/pavillon-de-lesprit-nouveau/>, 02.02.2020.

³²⁰ Vgl. Nagel 2014, 39.

³²¹ Le Corbusier zit.n., Pavillon de L’Esprit Nouveau – Eine avantgardistische Zukunftsvision, <https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/pavillon-de-lesprit-nouveau/02.02.2020>.



Abb.78: Le Corbusier präsentierte den Pavillon de l'Esprit Nouveau, 1925 im Zuge der Ausstellung „Exposition internationale des Arts décoratifs“ in Paris.



Abb.79: Der Pavillon de l'Esprit Nouveau, präsentiert als eine einzelne standardisierte Wohneinheit eines ganzen Wohngebäudes.



Abb.80: Das zweigeschossige Innenraumgefüge der Wohneinheit wurde nach ähnlichen Entwurfsparametern konzipiert wie die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“.



Abb.81: Auch der Freibereich, über den jede Wohneinheit verfügt, weist charakteristische Elemente der Eremitagen auf.

6.3.2 Minimale Wohnkonzepte heute

„Die kleinen Zimmer oder Behausungen lenken den Geist zum Ziel, die großen lenken ihn ab.“³²²

Leonardo da Vinci

Zeitgenössische Minimalwohnkonzepte befassen sich zunehmend wieder vermehrt mit der bereits behandelten Frage „Wieviel Raum braucht der Mensch zum Wohnen?“, denn nicht nur in Großstädten, wie zum Beispiel Tokio, London oder New York, sondern auch in den Städten Wien oder Salzburg steigt der Bevölkerungsanteil, wodurch sich Wohnraum nicht nur zur Mangelware, sondern vielmehr zu einem knappen und teuren Luxusprodukt entwickelt.³²³

Aufgrund dessen werden Menschen vor die Entscheidung gestellt, entweder den hohen Preis für städtischen minimalen Wohnraum in Kauf zu nehmen oder als Pendler in den kostengünstigeren Außenbezirken oder Vorstädten zu wohnen, jedoch dafür lange Arbeitswege in die Stadt zu haben.³²⁴

„In der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts lebten erstmalig mehr als 50 Prozent der Menschen in Städten. Und die Prognosen sprechen eine klare Sprache: Städte sind der Lebensraum der Zukunft. 2050, so prognostizieren die Vereinten Nationen, leben fast 70 Prozent der Weltbevölkerung im urbanisierten

Lebensraum. Die wachsende Verstädterung birgt ein enormes Ungleichgewicht für das globale Gefüge. Während der Urbanisierungsprozess in den westlichen Ländern weitestgehend abgeschlossen ist [...], läuft der Prozess in den BRICS-Staaten, den Schwellen- und Drittweltländern weiterhin ‚auf Hochtouren‘.³²⁵

Im letzten halben Jahrhundert hat die Größe und der damit einhergehende Preis von Immobilien stetig zugenommen. Es können sich aber immer weniger Menschen diesen teuren Wohnraum leisten, weshalb viele dieser Immobilien leer stehen.³²⁶ Seit 2010 hat nun eingegängige Entwicklung zu kompakten Wohnungen mit oft weniger als 30 m² begonnen. Funktionen wie die Unterhaltung, die Geselligkeit, das Essen, vorrangig das Arbeiten werden wieder in den öffentlichen Raum auf Gemeinschaftsflächen ausgelagert.³²⁷

Die Zahl der Single-Haushalte nimmt weiter zu und viele Menschen entscheiden sich in der heutigen Zeit bewusst dazu, auf minimalstem Raum zu wohnen und ihren Besitz auf ein Minimum zu reduzieren, um dadurch ein bewusstes und nachhaltiges Leben zu führen. Berücksichtigt müssen aber auch jene Personengruppen werden, die aufgrund von Naturkatastrophen, durch gewollte oder gezwungene Immigration in ein anderes Land oder durch anderer Umstände dazu gezwungen sind, auf minimalem Raum zu wohnen.³²⁸ Wohnen kann als ein Grundbedürfnis und Grundrecht

³²² Leonardo da Vinci zit.n., Cristofolini 2017, 5.

³²³ Vgl. Annemarie Ballschmiter: Warum wir künftig in urbanen Zellen wohnen werden, 22.06.2016, <https://www.welt.de/icon/design/article156401951/Warum-wir-kuenftig-in-urbanen-Zellen-wohnen-werden.html>, 31.01.2020.

³²⁴ Vgl. The Audi Urban Future Initiative: Minimal-Architektur. Innovative Wohnkonzepte auf kleinstem Raum, https://www.baube.rufe.eu/images/doks/minimal_architektur.pdf, 31.01.2020.

³²⁵ Urbanisierung: Die Stadt von morgen, <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/urbanisierung-die-stadt-von-morgen/>, 31.01.2020

³²⁶ Vgl. Cristofolini 2017, 8.

³²⁷ Vgl. Markus Kamps: Minimales Wohnen, was ist das genau?, o.J, <https://schlafkampagne.de/magazin/minimales-wohnen-was-ist-das-genau--876.php>, 31.01.2020.

³²⁸ Vgl. Cristofolini 2017, 8.

des Menschen betrachtet werden, indem es auch um das emotionale Wohlbefinden³²⁹ geht. Das minimale Wohnen könnte als eine Reaktion auf unsere heutige Konsumgesellschaft angesehen werden, denn es ist der Wunsch jedes Menschen, wieder mehr Überschaubarkeit in das zum Teil durch Konsumgüter übersättigte Leben zu bringen.³³⁰ Die minimalen Wohnkonzepte des gegenwärtigen Architekturdiskurses könnten hierbei bereits als ein Versuch der Übersetzung der Wohntypologie der Eremitage angesehen werden. Die nachfolgenden Beispiele minimaler Wohnkonzepte stehen stellvertretend für die Vielzahl an gegenwärtigen Wohnkonzepten.

Wohnzellen im städtebaulichen Kontext: Carmel Place- nARCHITECTS

In vielen europäischen Städten sind minimale Wohnmodelle derzeit noch Konzeptentwürfe („Expansive Home“ von Sinestezia oder „Wandler“ von Cama A), anders als in New York, USA. Hier wurde mit dem Carmel Place (2013-2016) von nARCHITECTS auf der East Side Manhattans leistbarer städtischer Wohnraum für die zunehmende Zahl an Kleinhaushalten geschaffen. Das Gebäude bietet 55 loftartig übereinandergestapelte

Wohnmodule mit Grundrissflächen von 23 bis 34 m², die durch großzügige Gemeinschaftsflächen wie einem Fitnessstudio, einem Waschsalon, einer Gemeinschaftsterrasse und anderen Einrichtungen wie einem Putz-, Wäsche-, Hundeausführservice ergänzt werden.

Trotz der geringen Grundrissfläche sollen die teils möblierten Wohnzellen ein Gefühl von Geräumigkeit, Komfort und Eleganz vermitteln. Die Architekten versuchten durch eine Deckenhöhe von 3 m und durch die Verwendung von raumhohen Fenstern das wahrgenommene Raumvolumen zu maximieren. Alle fünf unterschiedlichen Typen der Wohnzellen verfügen über einen *Eingangsbereich*, über den das *Badezimmer* sowie der *Wohn-, Ess-, und Schlafbereich* mit einer Kochecke erschlossen wird. Flexible Möbel wie eine Schrankbett-Sofa-Kombination und Stauräume werden durch externe Storage-Einheiten im Gebäude ergänzt.³³¹

Der Carmel Place von nARCHITECTS ist nicht nur ein minimalistisch modern wirkendes Gebäude, vor allem ist die Möglichkeit des effizienten und flexiblen Übereinanderstapelns der Betoncontainer gegeben, wodurch das Gebäude enorm raumökonomisch ist.³³²

³²⁹ Ebda., 10.

³³⁰ Vgl. ebda., 10.

³³¹ Vgl. Carmel Place, <http://narchitects.com/work/carmel-place/>, 31.01.2020.

³³² Vgl. The Audi Urban Future Initiative: Minimal-Architektur. Innovative Wohnkonzepte auf kleinstem Raum, https://www.bauberufe.eu/images/doks/minimal_architektur.pdf, 31.01.2020.



Abb.82: Der im Jahr 2016 fertiggestellte Carmel Place von nARCHITECTS, ein Wohngebäude welches sich aus loftartig übereinandergestapelte Wohnmodule ergänzt durch Gemeinschaftsfläche zusammensetzt.



Abb.83: Grundrissdarstellungen der unterschiedlichen Wohnzellen-konfigurationen mit Grundrissflächen von 23m² bis 34 m².



Abb.84: Charakteristisch für die modernen Wohnzellen sind multifunktionale Möbelkonfigurationen.



Abb.85: Das Bett fungiert am Tag als Couch.

Tiny House Bewegung

Zugleich nimmt auch die Bedeutung von kleiner und vorrangig mobiler Wohnarchitektur zu. Hier wird die Tiny House Bewegung von Architekten und Architektinnen, wie auch einer großen Zahl an Laien, Personen ohne Fachkenntnis, als eine mögliche Alternative zu den immobilen Minimalwohnzellen anerkannt. Tiny Houses stellen zwar zum Teil höhere soziale Ansprüche an Menschen, dennoch aber wird der kollektive, gemeinschaftliche Aspekt, wie etwa durch eine Gemeinschaftsküche oder durch Coworking Spaces, ein höherer Stellenwert zugerechnet, ähnlich einer Klostersgemeinschaft.

Nach dem Motto „Weniger ist mehr“ entwickelte sich vor etwa 20 Jahren, ausgehend von Amerika, eine Bewegung, die mittlerweile, wenn auch momentan überwiegend online, auch in Europa angekommen ist. Wegweisend für die Philosophie dieser Bewegung war der amerikanische Schriftsteller und Philosoph Henry David Thoreau, der bereits im 19. Jahrhundert seine konsum- und gesellschaftskritischen Gedanken in seinem Buch „Walden. Ein Leben in der Natur“ aus dem Jahr 1854 veröffentlichte. Darin legte er eindrücklich dar, wie die Vereinfachung des Lebens durch die Reduktion zu mehr Erlebnisreichtum führen kann. Die heutige Tiny House Bewegung versucht sich von dieser Philosophie ein

Stück weit abzugrenzen und verfolgt eine Vision, in der sie leistbaren Wohnraum für alle schaffen kann. Hervorzuheben ist hierbei der Berliner Architekt Van Bo Le-Mentzel mit seinem 6,4 m² Entwurf 100-Euro-Wohnung, als Teil eines Co-Being Houses, in dem durch flexible Wände Wohneinheiten wachsen könnten, die dann durch Gemeinschaftsflächen ergänzt werden.³³³

Minimale Wohnzelle: Le Cabanon - Le Corbusier

Le Corbusiers bereits erwähntes privates Ferienhaus „Le Cabanon“ könnte als die „Urhütte“, als das erste Tiny House betrachtet werden, denn für den Architekturtheoretiker Markus Grob war diese Holzhütte eine avantgardistische Interpretation einer einfachen Hütte aus der Urzeit, in der alles vorhanden war, um zu wohnen, um sich wohlfühlen. Nicht nur wie minimale Wohnkonzepte, sondern wie eine Klosterzelle ist Le Cabanon gut durchdacht, alles hat seinen eigenen Bereich sowohl jede Tätigkeit als auch jeder Gegenstand. Auch die Fenster sind so positioniert, dass durch sie der Raum erweitert und ein gerichteter Blick in die Landschaft ermöglicht wird. Le Corbusier arbeitete mit dem mediterranen Licht und verband den Innenraum mit dem Außenraum. Er erweiterte das Le Cabanon durch den Außenraum um einen weiteren Raum, gleich dem Konzept der Klosterzelle und dem minimal Wohnen.³³⁴

³³³ Vgl. Cristofolini 2017, 5-8.

³³⁴ Vgl. ebda., 48-49.

*Minimale mobile Wohnzelle: Walden Studio-
Contemporary Tiny House*

Eine Übersetzung von Le Corbusiers „Le Cabanon“ sowie auch der Klosterzelle ist das in den Niederlanden im Jahr 2016 erbaute Contemporary Tiny House des Design- und Entwicklungsstudios Walden Studio.

„The house is inspired by the tiny house movement. Living small generates more freedom; there is less junk in your house, you have to clean less and you don't have to worry about a high mortgage since the average price is a fifth of a 'normal' house. Furthermore, living smaller means using less energy. In this house, a small wood stove can easily heat the entire home and the roof is fitted with three big solar panels that produce the required electricity.“³³⁵

Walden Studio

Das Contemporary Tiny House mit den Abmessungen von 6,6 m Länge und einer Breite von 2,5 m besitzt eine Grundfläche von 17 m². Mit dem Schlafbereich, einem Loft, erweitert sich diese auf 23 m².

Betreten wird es über eine Eingangstür, die von zwei bodenhohen Fenstern gebildet wird. Gleich daneben ist der *Wohnbereich*, der durch eine Eckcouch gekennzeichnet wird. In der Mitte des Hauses befindet sich der *Koch- und Arbeitsbereich*. Hierbei dient die Treppe, die in den *Schlafbereich* führt, als Stauraum für den Kühlschrank. Das *Badezimmer* mit Toilette und Badewanne

befindet sich im hinteren Teil des Hauses.

Wie auch in der Eremitage wurden die Fenstergröße sowie deren Position entsprechend der Tätigkeiten festgelegt. Besonders die vier großen Panoramafenster lassen das Haus hell, geräumig und transparent wirken und ermöglichen gleichzeitig ausreichende, natürliche Belichtung. Die Geräumigkeit und Transparenz des Innenraumes wird durch die verwendeten Materialien und die Farben noch verstärkt. Vor allem im Sommer erweitert die Holzterrasse den Wohnraum.³³⁶

Wie in den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ gibt es im Contemporary Tiny House keinen Überfluss, jeder Tätigkeit ist ein eigener Bereich zugeordnet. Wie bei den Eremitagen wurde auch bei der Wahl der Materialien Wert auf einheimische Produkte gelegt und teils auch Recyclingprodukte verbaut. Die Bewohnerin Majolein Jonker lebt zum größten Teil autark, Strom gewinnt sie über vier große Solarpaneele, deren Speicherakku in die Eckcouch eingebaut wurden. Im Winter muss der Stromverbrauch an die geringen Sonnenstunden angepasst werden. Das Regenwasser wie auch das Abwasser werden gesammelt und in einer eigenen Pflanzenkläranlage gereinigt und auch der Kompost der Toilette wird von Majolein Jonker verwertet. Nur das Trinkwasser wird aktuell noch von den Nachbarn bezogen, aber auch hierfür wird bereits an einer Lösung gearbeitet.³³⁷

³³⁵ Walden Studio, <https://www.waldenstudio.nl/contemporarytinyhouse/>, 26.01.2020.

³³⁶ Vgl. Walden Studio, <https://www.waldenstudio.nl/contemporarytinyhouse/>, 26.01.2020.

³³⁷ Vgl. Cristofolini 2017, 56-57.



Abb.86: Das Contemporary Tiny House von Walden Studio, eine minimale mobile Wohnzelle die 2016 in den Niederlanden entwickelt wurde.



Abb.87: Grundrissabbildung des Contemporary Tiny House.



Abb.88:
Das offen gehaltene Innenraumkonzept des 2016 erbauten Contemporary Tiny House von Walden Studio. Wie bei den Eremitagen wird auch hier der Innenraum durch Funktionszonen gegliedert.



Abb.89: Der Außenraum wurde ins Konzept miteingebunden und dient als erweiterter Wohnraum.

7

Lernen von der Eremitage

Die Eremitage, das „Haus Gottes“, ist ein durch Ordensregeln bestimmter Wohnraum, in dem alle ausgeübten Tätigkeiten als ein liturgischer Akt angesehen werden. Reduktion und Verzicht machen sie zu einem komplexen und vielseitigen Organismus, der sich dem Wohnen mit dem lebensnotwendigen Minimum auf eine andere Weise nähert als zeitgenössische, weltliche Wohnkonzepte. Dennoch aber ist die Eremitage wie es jene des Klosters „Maria im Paradies“

zeigt Lebensraum, der alle Funktionen des täglichen Lebens bietet, und die Moniale und deren Bedürfnisse als Ordensfrau widerspiegelt. Die nachfolgende Auflistung soll als Basis und oder Ausgangspunkt dienen, Aspekte und Sichtweisen, die die Eremitage als Wohnraum eröffnet, aufzuzeigen, um dadurch diese festgestellten Punkte letztendlich in das weltliche Wohnen, primär in Minimalwohnkonzepte, zu integrieren.



Abb.90: Blick vom Garten in das Laboratorium, dem Arbeitsbereich der Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“.

Architektonischer Konzept und Grundgedanke des Wohnkonzeptes

Das architektonische Grundkonzept sowohl im monastischen Wohnkonzept der Eremitage als auch in weltlichen Minimalwohnkonzepten muss auf funktionaler und auch auf praktischer Ebene gedacht werden, wohingegen in beiden Wohnkonzepten der ästhetische Faktor nicht vorrangig Einfluss auf die Architektur nehmen soll. Im Besonderen erweisen sich einfache, um nicht zu sagen simple Konzepte und eine „Out of the Box“ Denkweise, zunehmend als vielversprechende und ökonomische Methoden kompakte, architektonische Konzepte zu entwickeln.

Der Entwurfsprozess und der Findungsprozess werden im monastischen Wohnen durch die Ordensregeln bestimmt. Keinen Einfluss darauf haben die individuellen Anforderungen und Ansprüche der Bewohner, folglich die des Mönchs oder der Moniale. Im weltlichen Wohnen hingegen sollen der Bewohner oder die Bewohnerin und deren Anforderungen und Ansprüche als Individuen im Vordergrund stehen. Die Erfüllung ihrer Bedürfnisse, Vorstellungen und Wünsche vom Wohnen ist vor allem bei Wohnkonzepten, die auf ein Minimum an Raum reduziert werden, vorrangig. Erwähnt muss aber auch werden, dass die Entscheidung, seinen Wohnraum auf das Minimum zu reduzieren, im monastischen Wohnen eine andere ist als im weltlichen Wohnen. Die Schwestern im Kloster „Maria

„Architektur ist Harmonie und Einklang aller Teile, die so erreicht wird, dass nichts weggenommen, zugefügt oder verändert werden könnte, ohne das Ganze zu zerstören.“³³⁸

Leon Battista Alberti

im Paradies“ entscheiden sich bewusst, ihr weltliches Leben und jeglichen Wohnstandard hinter sich zu lassen, um ihr Leben Gott zu widmen, verbunden mit Einfachheit, Schlichtheit und Verzicht. Obwohl die dortige Eremitage der Schwester einen geschützten Raum zum Leben, Arbeiten und Studieren bietet, ist das Leben und Wohnen in anderen, noch einfacheren Behausungen, nicht unvorstellbar für sie, denn Radikalität und das Zurücklassen von Bequemlichkeit, Komfort und anderen weltlichen Wohnstandards fördern und stärken ihre Beziehung zu Gott. Aus diesem Grund betrachten die Schwestern des Ordens ihre Eremitagen, das „Haus Gottes“, nicht als ihr Zuhause, sondern vielmehr nur als einen Ort, an dem sie vorübergehend wohnen, um ihren Dienst für den Herrn zu verrichten.³³⁹ Im monastischen Wohnen, kann die Eremitage deshalb eher als geistiger Arbeitsraum als als Wohnraum betrachtet werden.

Anders im weltlichen Wohnen, hier ist die Entscheidung, wie wir wohnen oder besser formuliert, die Entscheidung, wie wir wohnen möchten, eng mit unserer eigenen, individuellen Vorstellung vom Wohnen verknüpft. Tatsächlich nehmen aber auch die eigenen finanziellen Mittel Einfluss auf die gewählte Wohnform. Aktuell hat das Konzept des minimalen Wohnens nicht nur durch die im Trend liegende Tiny House Bewegung Aufschwung erlebt, sondern die Reduktion des Wohnraums auf das Minimum bietet

³³⁸ Alberti 1452, o.S.

³³⁹ Vgl. Werner 1996, 277.

darüber hinaus eine Möglichkeit, zu einem leistbaren Preis qualitativen und privaten Wohnraum zu besitzen. Anerkannt muss aber auch werden, dass das Konzept des minimalen Wohnens, ähnlich dem monastischen Wohnen, nicht für jeden Menschen und für jede Gesellschaftsschicht geeignet ist.

Grundriss und Raumstruktur

Ein monastisches Grundrisskonzept einer Eremitage ist anders als ein weltliches Wohnkonzept. Wie die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ zeigen, ist der Grundriss vielmehr auf Spiritualität, die Einhaltung und Erfüllung der Ordensregeln und den sich daraus ergebenden Tagesablauf ausgerichtet. Im Zentrum dessen steht immer die Begegnung mit Gott und das Leben und Wohnen mit ihm und für ihn. Daraus resultiert, dass der Grundriss gänzlich darauf ausgerichtet ist und nicht vorrangig auf den, wie es im weltlichen Wohnen üblich ist, Bewohner oder die Bewohnerin. Im weltlichen Wohnen hingegen, primär im Konzept des minimalen Wohnens, sollen Grundrisskonzepte entwickelt werden, die maßgeblich auf den Wohnenden oder die Wohnende als Individuum ausgerichtet sind. Die Grundrisskonzepte sollen die Bewohner und ihre Entscheidung, Wohnraum zu reduzieren, unterstützen und bestärken. Dementsprechend können beim Konzept des minimalen Wohnens vorrangig keine standardisierten Grundrisse verwendet werden, denn die entwickelten Grundrisslösungen sollen individuell auf ihre Bewohner zugeschnitten sein. Ein Querbezug zum Grundrisskonzept der Eremitagen kann hierbei durch die bewusste Positionierung, Verknüpfung und Verbindung der einzelnen Funktionsbereiche des Grundrisses, abhängig vom Tagesablauf

und Tagesrhythmus der Bewohner, erzielt werden.

Das Denken in Ebenen und Zonen und die Vermeidung einer Denkweise in uns bekannten und bewährten Räumen wie dem Wohnzimmer, Schlafzimmer oder der Küche soll gänzlich vermieden werden. Die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ veranschaulichen, dass in dieser Wohnform jedem entstehenden Bereich eine oder mehrere Hauptfunktionen zugeordnet werden, wodurch deren Größe und Bedeutsamkeit innerhalb der Wohneinheit bestimmt wird. Abhängig ist dies natürlich vordergründig von der individuell definierten Wichtigkeit dieser Tätigkeiten und Funktionen durch den Bewohner oder die Bewohnerin. Erkennbar ist dieser Aspekt im Kloster „Maria im Paradies“ daran, dass der Bereich der Spiritualität im Grundrisskonzept zentral situiert ist und sich auf Grund seiner Größe von anderen Funktionsbereichen wie dem Bereich des Essens oder Schlafens deutlich hervorhebt.

Möglich und ratsam ist es darüber hinaus, bestimmte Funktionen der Wohneinheit in externe Räume auszulagern. Die Klosterarchitektur strebt hierbei das kollektive Denken an. Vorrangig soll zudem versucht werden, die verfügbare Grundrissfläche auf das Maximum auszuschöpfen. In diesem Zusammenhang hat sich vor allem eine offene Grundrisslösung als ökonomisch und erstrebenswert erwiesen. Am Grundriss der Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ ist erkennbar, dass versucht wurde, während der Entwicklung des Grundrisskonzeptes wichtige Raum- und Funktionsgrenzen oder Begrenzungen im Eremitageninnenraum zu definieren, diese aber nicht, sofern möglich, durch Wände abzutrennen, sondern

den Grundriss in mehrere Ebenen, unterschiedlichen Raumhöhen, Höhensprüngen und Lufträumen zu denken. Ein Aspekt, der in dieser Form auch elementar für weltliche Wohnkonzepte sein kann.

Anders als in der Architektur üblich, wo es ratsam ist, ein Wechselspiel zwischen dem Grundriss und der äußeren Erscheinung, der Fassade, anzustreben, wird der äußeren Erscheinung der Eremitage als Wohnform in der Klosterarchitektur keine monumentale Wichtigkeit zugesprochen. Die Fassade einer Eremitage wird, wie es jener der monastischen Familie zeigen, einzig durch den Grundriss bestimmt.

Raumwahrnehmung

Durch die bereits erwähnten unterschiedlichen Raumhöhen, Höhensprüngen und Lufträumen innerhalb der Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“ entstehen Bereiche, andererseits werden sie definiert. Die sich daraus ergebenden Blickbeziehungen innerhalb der Eremitage, vordergründig innerhalb der Funktionsbereiche, wirken sich zudem positiv auf die Raumwahrnehmung aus. Visuelle und optische Abgrenzungen, beispielsweise von Bereichen der Ruhe von jenen der Aktivität, können dadurch geschaffen werden.

Die Eremitage im allgemeinen, aber insbesondere jene des Klosters „Maria im Paradies“ sollen daher als Beispiel angesehen werden, nach Alternativen, vielleicht sogar neuartige Lösungen zu suchen, um Grenzen, vielmehr Trennungen, innerhalb der Wohneinheit zu schaffen, und Bereiche voneinander abzugrenzen. Anstelle der im weltlichen Wohnen zunehmend verwendeten Wände oder Möbel können auch Farben, Materialien oder Texturen visuelle und physische Trennungen entstehen lassen.

Maßgeblich beeinflusst wird die Raumwahrnehmung innerhalb der Eremitagen durch die Positionierung der Fenster. Durch die Form des Fensters, dessen Position und Größe, wird darüber hinaus eine Wechselbeziehung zwischen Innenraum und Außenraum ermöglicht, ein Aspekt, der besonders für minimale Wohnraumkonzepte ausschlaggebend ist. Durch eine überlegte Positionierung der Fenster wird der Blick des Bewohners geleitet und ein dadurch entstehender Weitblick lässt den Innenraum größer und weiter wirken, als er in Wirklichkeit meist ist.

Ein wichtiger Aspekt ist hierbei auch das Thema des natürlichen wie auch des künstlichen Lichtes. Bereiche mit geringem Lichtbedarf sollen sich von Bereichen mit erhöhten Anforderungen an ausreichender Belichtung unterscheiden. Erkennbar soll dieser Aspekt auch in der Zonierung und Positionierung der einzelnen Funktionsbereiche im Grundrisskonzept sein.

Innenraum

Kennzeichnend für den Innenraum der Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“ ist kartusianischer Pragmatismus mit dem Verzicht auf jeglichen Überfluss und Dekor. Es ist ein Innenraum, der durch Schlichtheit und Funktionalität und durch eine Harmonie zwischen den vorherrschenden Materialien und Farben geprägt ist. Der Innenraum, der Ruhe und Entspannung ausstrahlt, macht es den Schwestern möglich, sich stundenlang nur auf das Wesentliche und Wichtige zu konzentrieren. Gerade in weltlichen Wohnräumen wird auf diese Aspekte meist vergessen, ihnen womöglich keine Beachtung geschenkt. Im weltlichen Wohnen werden Innenräume oftmals überladen mit Einrichtungsgegenständen,

überhäuft mit Dekor und übersättigt mit Farben und Materialien. Dadurch wirken Räume fast immer kleiner und führen zu Gefühlen der Beklommenheit und innerlicher Unruhe. Innenräume werden zu Abbildern, gar Imitationen von Innenraumkonzepten verschiedener Einrichtungsmagazine. Vergessen wird dabei jedoch meist, dass aufgrund unterschiedlicher Faktoren eine Übersetzung in das eigene Zuhause und eine Anpassung an die individuellen Wohnansprüche und Anforderungen schwer, fast unmöglich ist. Der Innenraum der Eremitagen im Kloster „Maria im Paradies“ zeigt, der Ausspruch „Weniger ist mehr“ ist im Wohnen essentiell. Eine selektierte Auswahl an Möbeln, abgestimmt auf die individuellen Ansprüche und Anforderungen des Bewohners oder der Bewohnerin und ein stimmiges und harmonisches Material,- Farb- und Lichtkonzept ebnet eine Basis, die bis zu einem gewissen Grad ergänzt und erweitert werden kann.

Inneneinrichtung: Platzsparendes und funktionales Denken entwickeln

Wie der Innenraum so ist auch die Inneneinrichtung einer Eremitage des Klosters „Maria im Paradies“ auf das Wesentliche und Nötigste reduziert. Die Möbel sind praktisch, multifunktional, fast schon unkonventionell. Komponenten, die auch in das weltliche Wohnen, vor allem in die zeitgenössische Minimalwohnkonzepte übernommen werden sollen. Charakteristisch für die dortigen Eremitagen sind Einbaumöbel und Möbel in Raumnischen, die sich als platzsparende und effiziente Instrumente für die Schaffung von Stauraum ergeben haben. Ausreichende Stauraummöglichkeiten sind ein weiterer Aspekt, der für das Konzept des minimalen Wohnens von erheblicher

Relevanz ist. Elementar ist in diesem Zusammenhang die Interaktion zwischen Offenheit und Geschlossenheit der Möbelkonfigurationen wie es die dortigen Möbel zeigen, wobei der Prozentanteil von offenen und somit einsehbaren Bereichen auf das Minimalste reduziert werden soll. Ordnung oder zumindest der Eindruck davon lassen minimale Wohneinheiten, wie es die Eremitagen sind, physisch wie auch optisch maßgeblich größer wirken. Anknüpfend an dieses Kriterium muss erneut die Reduktion auf das Wesentliche, so wie es die Schwestern der monastischen Familie vorbildhaft praktizieren, genannt werden. Hierbei soll keineswegs verlangt werden, ein Leben als Minimalist zu führen, es geht vordergründig darum, sich mit Dingen zu umgeben, denen ein Sinn und eine klare Funktion, ein Nutzwert, zugesprochen wird. Überflüssiges, Doppeltes oder gar Mehrfaches soll aussortiert werden und Gegenstände, die unseren Alltag unterstützen und Gegenstände, die wir mit Erinnerungen verknüpfen, sollen an einer eigens für sie zugeordneten und vorgesehenen Stelle Platz finden.

Wechselspiel Innenraum und Außenraum

Im Besonderen beim minimalen Wohnkonzept ist es wichtig, den Außenraum in das Grundrisskonzept zu integrieren, da der Außenraum als erweiterte Wohnfläche betrachtet werden kann und je nach Topographie und klimatischen Bedingungen die Wohnfläche temporär oder permanent erweitert. Diese gewonnene Fläche kann infolgedessen als individueller Entfaltungsraum außerhalb der Wohneinheit betrachtet werden. Auch für die Schwestern der monastischen Familie ist der umzäunte Garten, den jede Eremitage besitzt, ein Individualraum und erweiterter Innenraum,

dessen Nutzung und Funktion aber nicht primär durch die Ordensregeln bestimmt wird. Hauptsächlich für die Schwestern, die in ständiger Einsamkeit leben, ist der Garten ein Wohnraum, Kontakt zur Außenwelt, aber überwiegend ist es ein Wohnraum ohne Regeln und Zwänge. Bei weltlichen Minimalwohnkonzepten ist es möglich, bestimmte Funktionen, die innerhalb der Wohneinheit keinen oder nur wenig Platz zur Verfügung haben, in diesen Bereich auszulagern, abhängig natürlich von den vorherrschenden klimatischen und topografischen Bedingungen sowie deren Größe. Abhängig ist dies aber immer auch von den individuellen Wünschen und Ansprüchen der Bewohner, dennoch soll ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Innenraum und Außenraum erzielt werden.

Der kollektive Gedanke

Der kollektive Gedanke, das Miteinander und Füreinander, ist ein wichtiger, um nicht zu behaupten der bedeutsamste Aspekt einer Klostersgemeinschaft und soll als ein fester Bestandteil in weltliche Wohn-

konzepte angesehen werden. Im weltlichen Wohnen könnten Funktionen wie beispielsweise das Arbeiten, die Unterhaltung, das Kochen und die Gemeinschaft wieder vermehrt oder auch nur zu einem bestimmten Grad in den öffentlichen Raum oder auf Gemeinschaftsflächen ausgelagert werden, um dadurch das Miteinander und Füreinander zu fördern. Unter Berücksichtigung dieses Aspektes bestünde so die Möglichkeit, den eigenen Wohnraum zu minimieren, ohne dadurch Abstriche zu machen, oder die Wohnqualität zu vermindern. Das kollektive Denken wird auch von den Schwestern des Klosters „Maria im Paradies“ verfolgt. In den Eremitagen wurden nur die nötigsten Funktionen, die für ein Leben im Dienste Gottes benötigt werden, untergebracht. Das Kochen, das Waschen, aber auch bis zu einem gewissen Grad das Arbeiten wurde in gemeinschaftlichen Bereichen innerhalb der einzelnen Baukörper des Klosters integriert und, obwohl die Schwestern weiterhin diese Tätigkeiten in Stille verrichten, tun sie das in der Gemeinschaft ihrer Ordensschwestern.

8

Schluss

Der Grundgedanke der Klosterarchitektur von „Maria im Paradies“ in St.Veit im Pongau kann als „gebaute Einsamkeit“ bezeichnet werden. Die derzeit 33 Monialen³⁴⁰ des kontemplativen Ordens der monastischen Familie von Bethlehem leben dort zwar in physischer Nähe zueinander, doch deren Kontaktmöglichkeiten werden durch die Architektur auf ein Minimum beschränkt, um ihnen so ein Leben in Stille und Einsamkeit zu ermöglichen. Die „gebaute Einsamkeit“ spiegelt sich in den einzelnen Baukörpern des Klosters wider, die eine schrittweise Entwicklung hin zur Stille und Einsamkeit in den Eremitagen, den individuellen Wohneinheiten der Moniale, versinnbildlichen. Die geografische Lage des Klosters, die Aufteilung in ein „Oberes Haus“ und ein „Unteres Haus“, die Eingrenzung des Klausurbereiches sowie die Verteilung der Gemeinschaftsbereiche im Zentrum bis hin zu den im Gelände verteilten, isolierten Einzeleremitagen reflektieren das vom Architekten des Klosters Matthias Mülitzer angestrebte Konzept. Einziges Verbindungselement der Baukörper bildet ein Wegesystem aus überdachten Kreuzgängen.

Mit der vorliegenden Arbeit wurde versucht, zunächst ein tieferes Verständnis für die dortigen Eremitagen als Wohnraum zu entwickeln um sich der eingangs gestellten Frage, welche Aspekte und Sichtweisen die Eremitage als Wohntypologie eröffnet und inwieweit diese festgestellten Punkte in das weltliche Wohnen, primär in zeitgenössische Minimalwohnkonzepte integriert werden können, auf raumanalytischer und plangrafischer Ebene zu nähern.

Die Eremitage wird, wie aus monastischen Texten unterschiedlicher Zeiten hervorgeht, mit der zweiten Haut des Mönches oder der Moniale gleichgestellt, deren primäre Funktionen es ist, Raum für das Gebet in Stille und Einsamkeit zu schaffen. Dementsprechend stellt der Mönch oder die Moniale an das Wohnen und den Wohnraum andere Anforderungen, als es im weltlichen Wohnen gebräuchlich ist. Die Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ sind ein Verbindungsglied zwischen den Elementen der Gemeinschaft und der Einsamkeit, der Abgeschiedenheit und des Zusammenlebens. Die Eremitagen

³⁴⁰ Moniale, Mehrzahl Monialen, ist das französische Wort für Nonne. Aufgrund des vermehrten negativen Wortgebrauches von Nonne wird versucht diese Bezeichnung durch Moniale zu ersetzen.

unterstützen und ermöglichen das einfache, schlichte und asketische Leben der Schwestern in einem durch Ordensregeln bestimmten und in Größe und Ausstattung auf das lebensnotwendige Minimum reduzierten Wohnraum.³⁴¹ Es ist ein Wohnraum, in dem kartusianischer Pragmatismus vorherrscht, die Ausstattung auf das Wesentliche und Nötigste reduziert wird und auf jeglichen Überfluss und Dekor verzichtet wird, aber dennoch ist es ein Wohnraum, der fast alle Funktionen des täglichen Lebens bietet, sich aber visuell und akustisch von der Umgebung, aber auch den Nachbareremitagen, abgrenzt.³⁴² Tätigkeiten wie das Beten, Studieren, Schlafen und Essen finden in für sie bestimmten Bereichen der Eremitage statt, abhängig vom Tagesablauf und bestimmt durch die Ordensregeln. Die einzelnen Tätigkeiten werden als ein liturgischer Akt angesehen, deren Sinn und Wert aus der Gegenwart Gottes gewonnen wird. Die Schwestern der monastischen Familie betrachten ihre Wohnung auf der Erde nicht als ihr Zuhause, sondern vielmehr als einen Ort, an dem sie vorübergehend wohnen, um ihren Dienst für den Herrn zu verrichten.³⁴³

Die Bedeutung und der Stellenwert von Wohnen ist im weltlichen Kontext hingegen ein anderer. Durch den Wohnraum definieren wir uns als Individuum. Im Idealfall macht die von uns gewählte Wohnform und Wohnweise den Wohnraum zu einem Ort, an dem wir uns am wohlsten fühlen, ein Ort der Entfaltungsmöglichkeit, aber auch ein Ort, der Intimität

und Privatheit, ein Wohnraum den wir unser Zuhause nennen. Wie die Eremitagen ist auch unser Zuhause ein Wohnraum, der alle Funktionen des täglichen Lebens bietet und dessen Ausstattung funktional und zweckmäßig ist. Es ist ein Ort, der es uns ermöglicht, unser tägliches Leben zu bewältigen.³⁴⁴ Jede Form des Wohnens ist eine Art der Selbstdarstellung und gleichzeitig Ausdruck eines Lebensgefühls und einer Lebensweise.³⁴⁵ Die Wahl des Wohnortes, die Umgebung, der Grundriss, die Geometrie, die Einrichtung, die Farbe, die Möbel und die Dekoration werden nach den individuellen Bedürfnissen, Anforderungen und dem Geschmack der Bewohner ausgewählt.³⁴⁶ Diese Faktoren sind aber veränderlich und stehen immer in einem engen Zusammenhang mit unseren persönlichen Veränderungen und Lebensabschnitten, die wir als Individuum über die Jahre durchlaufen.³⁴⁷

Zum Thema des weltlichen Wohnens existieren zahlreiche Studien die sich mit Wohnstandards, Entwicklungen und Trends befassen.³⁴⁸ Mit den sich verändernden Bedürfnissen und Anforderungen an den Wohnraum, der steigende Bevölkerungsanteil und die Veränderung am Wohnungsmarkt haben sich mit den Jahren auch die Trends im Wohnen verändert. Aktuell ist Wohnraum nicht nur Mangelware, sondern vielmehr ein knappes und teures Luxusprodukt.³⁴⁹ Seit 2010 hat sich aufgrund dessen der Trend im Wohnen vermehrt hin zu kompakten Wohnungen mit oft weniger als 30 m² entwickelt. Funktionen wie die Unterhaltung, die Gesel-

³⁴¹ Vgl. Nagel 2014, 35.

³⁴² Vgl. Interview mit Schwester Tabitha, geführt von Tamara Sandra Golser, am 22.11.2019 in St.Veit im Pongau.

³⁴³ Vgl. Werner 1996, 277.

³⁴⁴ Vgl. Hasse 2009, 13-14.

³⁴⁵ Vgl. Schittich: Einleitung, in: Detail 2012, 4.

³⁴⁶ Vgl. Schmid u.a. 2019, 11.

³⁴⁷ Vgl. Krebs 2007, 9.

³⁴⁸ Vgl. Schittich: Einleitung, in: Detail 2012, 4.

³⁴⁹ Vgl. Annemarie Ballschmiter: Warum wir künftig in urbanen Zellen wohnen werden, 22.06.2016, <https://www.welt.de/icon/design/article156401951/Warum-wir-kuenftig-in-urbanen-Zellen-wohnen-werden.html>, 31.01.2020

lichkeit, das Essen und vorrangig das Arbeiten werden wieder in den öffentlichen Raum auf Gemeinschaftsflächen ausgelagert.³⁵⁰ Kleinstwohnungen oder Minimalwohnungen, die vergleichbar mit den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ sind, sind gefragt.

„Wie viel Raum braucht der Mensch zum Wohnen“ und „Wie soll dieser Wohnraum konzipiert sein“, sind beides Fragen, mit denen sich Planer und Planerinnen, Architekten und Architektinnen in Zukunft vermehrt befassen müssen und die Klosterarchitektur, speziell die Wohnform der Eremitage, kann dabei eine bedeutsame, hilfreiche und interessante Quelle sein.

³⁵⁰ Vgl. Markus Kamps: Minimales Wohnen, was ist das genau?, o.J., <https://schlafkampagne.de/magazin/minimales-wohnen-was-ist-das-genau--876.php>, 31.01.2020.

9

Glossar zu Religion und Kloster

Abt

Der Abt (von biblisch-aramäisch: aba, griechisch und lateinisch: abbas → Vater) ist die Bezeichnung wie auch der Titel des Vorstehers einer männlichen Klostersgemeinschaft.

Abtei

Die Abtei (lateinisch: abbatia → Abt) ist ein Kloster von Mönchen, Monialen, Kanonissen oder Regularkanonikern, welches von einem Abt oder einer Äbtissin geleitet wird und eigenes Vermögens- oder Verwaltungsrecht besitzt und dadurch selbstständig ist.

Äbtissin

Die Äbtissin (lateinisch: abbatissa) ist abgeleitet von Abt und bezeichnet die geistliche Leiterin zeitlich begrenzt oder lebenslang, einer weiblichen Klostersgemeinschaft. Ihr Amt und ihre Aufgabe ist die geistige Mutterschaft gegenüber den von ihr geleiteten Ordensfrauen.

Anachoreten

Vertreter einer sehr strengen Form christlicher Askese, die sich aus der besiedelten Umgebung, dem Kulturland, in die Einsamkeit zurückziehen und auch die Trennung von jeder menschlichen Gemeinschaft, zusätzlich zu einem Leben in Enthaltsamkeit, Gebet und Buße fordern.

Askese

Ein Bestandteil des monastischen Lebens, dessen Bedeutung im heutigen Sprachgebrauch nicht einheitlich ist, aber alle Erscheinungsformen die sich auf den Verzicht, die Enthaltsamkeit, die Kasteiung und das Streben nach dem christlichen Vollkommenheitsideal beziehen, bezeichnet.

Chor

Der Chor (griechisch: Chores, lateinisch: chorus) bezeichnet in der Kirchenarchitektur einen Bereich innerhalb der Kirche der für die Sänger

oder Sängern vorbehalten ist. In der Klausur befindet sich der Chorraum mit den kunstvoll bearbeitete Chorgestühle auf der Empore.

Cingulum

Der Cingulum ist ein aus der antiken profanen Kleidung übernommener liturgischer Gürtel, ein einfacher Strick oder ein verziertes Band. Durch ihn wird der meist weiße Albe geschnürt oder gebunden.

Consuetudines

Die Consuetudines (lateinisch: Gewohnheiten, Bräuche) sind immer an die Zeit und die Umstände angepasste Ausführungsbestimmungen für die Ordensregeln. Sie bilden seit dem 8. und 9. Jahrhundert den Mittelpunkt des klösterlichen Lebens.

Dormitorium

Das Dormitorium (lateinisch: Schlafrum) bezeichnet den gemeinsamen Schlafrum eines Klosters vor allem in der Spätantike und dem Mittelalter. Später wurde es auch für die Bezeichnung jenes Gebäudeteiles verwendet, in welchem sich die Einzelzellen der Mönche oder Moniale befinden.

Eremit

Als Eremit (griechisch: eremos → einsam, alleine), Einsiedler oder auch Klausner wird ein „Alleinwohnender“, bezeichnet, der sich dauerhaft aus den sozialen Bindungen der Umwelt löst, um ein Leben in Einsamkeit, Buße und strenger Askese zu führen, um sein Leben dem ungestörten Streben nach gottverbundener Vollkommenheit zu widmen.

Gehorsam

Der Gehorsam oder Ordensgehorsam bezeichnet, ein öffentliches Versprechen in einer Ordensgemeinschaft, den Weisungen der Oberen in allem, was Ordensregeln und Consuetudines betrifft, zu gehorchen. Nach christlicher Auffassung ist die letzte Instanz für Gehorsam und Gehorsamsverweigerung stets das Gewissen, dem in allen Fällen zu folgen ist.

Gelübde

Das Gelübde oder Gelöbnis, ist in den Religionen ein feierliches Gott oder bei Gott gegebenes Versprechen, in dem sich der Gelobende - Mönch oder Moniale - zu etwas verpflichtet. Im Christentum liegen die Grundlagen eines Gelübdes geschichtlich wie auch theologisch in der Bibel.

Habit

Mit dem Habit auch Ordenshabit (lateinisch: habitus → Aussehen, Haltung, Kleidung) wird die Ordenskleidung der Mönche oder Moniale bezeichnet.

Ikone

Ikonen (altgriechisch: eikón → Bild) sind die mit der orthodoxen und mit der katholischen Kirche verbundenen, auch privat hochverehrten heiligen Bilder, wie Bilder Gottes, der Heilsgeheimnisse und der Heiligen, die nach strengen religiösen Vorschriften gefertigt und geweiht werden.

Inklusion

Unter Inklusion oder Reclusen (lateinisch: inclusi, reclusi → die Eingeschlossenen; daher

auch Klausner genannt) versteht man jene, die sich für eine bestimmte Zeitdauer oder lebenslang in einer Zelle einschließen oder einmauern lassen, um so in strenger Askese Gott zu dienen.

Kapitel

Das Kapitel (von lateinisch: caput → Kopf; capitulum → Abschnitt) bezeichnet einen Textabschnitt der Bibel, der Lesung im Brevier oder dem Stundengebet. Dieser wird beim Gebet in der Gemeinschaft vorgetragen.

Kartäuser

Die Kartäuser sind ein Eremitorden der katholischen Kirche, welche das Leben als Einsiedler mit dem Leben in der Gemeinschaft verbinden. Die monastischen Familie von Bethlehem ist ein ihnen nahestehender Orden, weshalb sich ihre Lebensform und Ordensregeln ähnlich sind.

Kasteiung

Darunter versteht man die freiwillige Auferlegung von Entbehrungen und Leiden, mit dem Ziel, innerlich frei zu sein für einen höheren Gutes willen.

Klausur

Die Klausur (von lateinisch: claudere → schließen, verschließen; mittelalterlich: clausura → Verschluss) ist ein innerhalb eines Klosters abgeschlossener Wohnbereich, der nur den Ordensleuten vorbehalten ist. Grundlegend soll sie Ordensleute vor störenden Einflüssen der Außenwelt schützen.

Kreuzgang

Mit dem Kreuzgang (lateinisch: ambitus → Umgang) wird ein überdachter Umgang um einen meist rechteckigen Hof oder kleinen Garten neben der Kirche bezeichnet, der verschiedenen Bereich innerhalb der Klosteranlage miteinander verbindet und als Ort der Kommunikation dient.

Laudes

Laudes (lateinisch: Lobpreisungen) sind das liturgische Morgenlob oder Morgengebet. Es wird bei Tagesanbruch zwischen 6:00 und 8:00 Uhr gebetet.

Liturgie

Die Liturgie (griechisch: leitourgia → Leistung oder Stiftung für die Volksgemeinschaft, dann auch überwiegend kultisch gebraucht) bezeichnet einen gemeinsam geregelten Gottesdienst der christlichen Kirche.

Matutin

Die Matutin (lateinisch: hora matutina → morgendliche Stunde oder „Mette“) bezeichnet das Stundengebet, welches zwischen Mitternacht und den frühen Morgenstunden gebetet wird.

Mönch

Der Mönch (griechisch: monachós → der allein oder „einzigartig“ Lebende, lateinisch: monachus) ist im strengen Sinn ein männliches Mitglied eines monastischen Ordens. Im Regelfall lebt der Mönch in einer klösterlichen Gemeinschaft oder als Eremit.

Moniale

Die Moniale (mittellateinisch: Moniale) ist das französische Wort für eine gottgeweihte Jungfrau, Ordensfrau, Nonne oder Klosterschwester und bezeichnet somit ein Mitglied einer kontemplativen und oder klausulierten, weiblichen Ordensgemeinschaft.

Novizität

Das Novizität (mittellateinisch: nonna → Neuling, Novize) ist die vom katholischen Kirchenrecht geforderte Zeit der Vorbereitung und Erprobung im Ordensleben, bevor man als Schwester geweiht wird. Es kann jederzeit beendet werden und auf maximal sechs Monate verlängert werden kann.

Offizien

Das Stundengebet auch Breviergebet genannt ist in der katholischen Kirche ein „öffentliches, im Namen der Kirche von besonders dazu verpflichteten Mitgliedern der Kirche verrichtetes Gebet“ Im Christentum wird es zur 3., 6. und 9. Tagesstunde etwa um 9:00, 12:00 und 15:00 Uhr gesprochen.

Orden, Ordensstand

Der Orden ist eine dauerhafte Lebensgemeinschaft von Männer oder Frauen, die ein durch Ordensregeln bestimmtes Leben in geistlicher Gemeinschaft führen.

Parlatorium

Das Parlatorium (mittellateinisch: Sprechzimmer) ist der Sprechraum innerhalb des Klosters.

Prior, Priorin

Der Prior oder die Priorin (lateinisch: prior → der

Erstere, der Obere) ist im katholischen Ordenswesen der Stellvertreter des Abts sowie der Obere oder die Obere eines selbstständigen Klosters, eines Mönchs-, oder Monialenordens.

Refektorium

Als Refektorium (lateinisch: reifere → wiederherstellen, erquicken; altdeutsch: Remter) wird im Kloster der Speisesaal für die gemeinsamen Mahlzeiten der Ordensgemeinschaft bezeichnet.

Sext

Die Sext (lateinisch: hora sexta → die sechste Stunde) bezeichnet das um 12:00 Uhr mittags gebetete Stundengebet.

Vesper

Die Vesper (von lateinisch: vesper → der Abendstern, die Abendzeit; vespera → der Abend) ist der liturgische Abendgottesdienst sowie eines der ältesten und wichtigsten Stundengebete.

Virgil

Virgil (lateinisch: vigilia → Wache, Nachtwache) ist die nächtliche Gebetsstunde, die besonders im monastischen Leben im Ablauf des täglichen Stundengebetes gefeiert wird. Heute wird diese in den frühen Morgenstunden, kurz vor Mitternacht oder am Vorabend gefeiert.

Zölibat

Das Zölibat (lateinisch: caelebs → ehelos, unverheiratet) ist in der katholischen Kirche die geistliche Standespflicht nicht zu heiraten und in Keuschheit zu leben.

10

Literaturverzeichnis

- Alban, Janson:** Grundbegriffe der Architektur. Das Vokabular räumlicher Situationen, Basel 2013
- Alberti, Leon Battista:** De Re Aedificatoria, o.O. 1452
- Aries, Philippe/Duby, Georges (Hg.):** Geschichte des privaten Wohnens. Von der Renaissance zur Aufklärung, Bd.3, Augsburg 2000
- Arnholz, Wiebke:** Form und Funktion der modernen Wallfahrtskirche, Marburg 2016
- Barr, Helen:** Frankfurt 1929: Der Kongress tagt - Eine Rekonstruktion des CIAM II, in: Barr, Helen: Neues Wohnen 1929-2009. Frankfurt und der 2. Congrès International d' Architecture Moderne, Berlin 2011, 27-38
- Barr, Helen:** Neues Wohnen 1929-2009. Frankfurt und der 2. Congrès International d' Architecture Moderne, Berlin 2011
- Beljan, Helena/Janković, Nikola:** Fiat Clastrum. Ein Kloster für die Anachoreten in Split, Masterarbeit, TU Graz 2016
- Bergmann, Kristina:** Die Geschichte vom Ganzen Haus - Ein moderner Mythos, Forschungsarbeit, Justus-Liebig-Universität Gießen, München 2006
- Braunfels, Wolfgang:** Abendländische Klosterbaukunst. Kunstgeschichte, Deutung, Dokumente, Köln 1985
- Breckner, Ingrid:** Differenzierungsprozesse auf europäischen Wohnmärkten im 21. Jahrhundert, in: Schmid, Susanne u. a. (Hg.): Eine Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens. Modelle des Zusammenlebens, Basel 2019, 200-204
- Brunner, Otto:** Das „ganze Haus“ und die alteuropäische Ökonomik, in: Ders. (Hg.): Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1980, 103-127
- Coleman, Nathaniel:** Utopias and Architecture, Abingdon Oxon 2005
- Conrads, Ulrich/Neitzke, Peter (Hg.):** Le Corbusier 1929. Feststellungen zu Architektur und Städtebau. Mit einem amerikanischen Prolog und einem brasilianischen Zusatz gefolgt von „Pariser Klima“ und „Moskauer Atmosphäre“, Braunschweig/Wiesbaden 1987

Cristofolini, Julia: Tiny Houses: Auswirkungen auf das Leben ihrer Bewohner/innen, Masterarbeit, Universität für angewandte Kunst Wien 2017

Curtis, William J.R.: Architektur im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1989

Curtis, William J.R.: Le Corbusier. Ideen und Formen, Stuttgart 1987

Eisen, Markus: Vom Ledigenheim zum Boardinghouse. Bautypologie und Gesellschaftstheorie bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin 2012

Engels, Friedrich: Zur Wohnungsfrage, Leipzig 2015

Flade, Antje: Wohnen psychologisch betrachtet, Bern 2006

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M. 1976

Fuhrmann, Bernd u. a. (Hg.): Geschichte des Wohnens. Vom Mittelalter bis heute, Darmstadt 2008

Gegenhuber, Constantin: Gebaute Gebete: christliche sakrale Architektur Neubauten in Österreich 1990 bis 2011, Salzburg 2011

Glas, Lina: Das „Ganze Haus“ und seine Herrschaftsverhältnisse in der Frühen Neuzeit, Forschungsarbeit, Friedrich-Schiller-Universität Jena, München 2015

Gleiniger-Neumann, Andrea: Technologische Phantasien und urbanistische Utopien, in: Klotz, Heinrich: Vision der Moderne. Das Prinzip Konstruktion, München 1986, 56-65

Hagel, Peter: Klöster. Wie sie wurden, wie sie aussahen und wie man in ihnen lebte, München 1982

Hasse, Jürgen: Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft, Bielefeld 2009

Häusermann, Hartmut/Siegel, Walter: Soziologie des Wohnens - Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim 2000

Haussmann, Robert: Vorwort, in: Weißenhof-Institut: Wieviel Raum braucht der Mensch? Wohnen für das Existenzminimum, München 1996, 5

Heidegger, Martin: Einleitung - „Wir laden Sie ein“, in: Seidl, Helmut/Gumplmaier, Helga: Wohn-Sein: Achtsam wohnen - zufrieden leben, Wien/Klosterneuburg 2014, 11-16

Heidegger, Martin: Was heißt Denken?, Tübingen 1954

Internationale Kongresse für Neues Bauen und Städtisches Hochbauamt Frankfurt-M.: Die Wohnung für das Existenzminimum. 100 Grundrisse, Frankfurt am Main 1930

Jocher, Thomas: Grundriss im Wandel, in: Barr, Helen: Neues Wohnen 1929-2009. Frankfurt und der 2. Congrès International d' Architecture Moderne, Berlin 2011, 124-136

- Jonuschat, Helga:** Wie wollen wir in Zukunft wohnen?, in: Schittich, Christian: best of Detail: Wohnen/Housing: Ausgewählte Wohnen-Highlights aus DETAIL 2012, 8-11
- Kinder, Terry Nancy/Deney, Noël:** Die Welt der Zisterzienser, Würzburg 1997
- Klotz, Heinrich:** Vision der Moderne. Das Prinzip Konstruktion, München 1986
- Köpf, Hans/Bindung, Günther:** Bildwörterbuch der Architektur, Stuttgart ⁴2005
- Korff, Gottfried:** Puppenstube als Spiegel bürgerlicher Wohnkultur, in: Niethammer, Lutz: Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft, Wuppertal 1979, 28-43
- Krebs, Jan:** Basics Entwerfen und Wohnen, Basel 2007
- Le Corbusier:** Der Modulor 2. 1955 (Das Wort haben die Benutzer) Fortsetzung von „Der Modulor“ 1948, Stuttgart 1955
- Lévi-Strauss, Claude:** Traurige Tropen, Frankfurt am Main ³1981
- Lindenthaler, Karin:** Heimatbuch St.Veit. Unsere Marktgemeinde einst und jetzt, St. Veit ²2018
- May, Ernst:** Die Wohnung für das Existenzminimum, in: Internationale Kongresse für Neues Bauen und Städtisches Hochbauamt Frankfurt-M.: Die Wohnung für das Existenzminimum. 100. Grundrisse, Frankfurt/Main 1930, 10-16
- Mulitzer, Matthias:** Bauen nach der Regel. Über zwei Klosterneubauten in Österreich und Venezuela, in: architektur.aktuell.contemplation, 5 (2004), 94-105
- Müller, Barbara:** Klosterleben 2.0. Digitalisierung in den Benediktinischen Klöstern des deutschen Sprachraums, Stuttgart 2008
- Nagel, Elke:** Das Zellenhaus der Kartäuser und seine Übersetzung in die moderne Minimalwohnung, in: Krieg, Heinz/Löbbecke, Franz/Ungerer-Heuck, Katharina (Hg.): Die Kartause St.Johannisberg in Freiburg im Breisgau. Historische und baugeschichtliche Untersuchungen, Freiburg im Breisgau 2014
- Nagel, Elke:** Die Klausur der Kartäuser. Typologie und Grundrissorganisation der großen Kreuzgänge im Spannungsverhältnis zwischen Ordensidealen und örtlicher Lage. Band 1 Text, Diss., TU München 2013
- Nagel, Elke:** Einsamkeit. Das architektonische Ideal der Kartäuserarchitektur im Wandel seines Umfelds, in: Kliper, Heiderose u. a. (Hg.): Migration und Baukultur. Transformation des Bauens durch individuelle und kollektive Einwanderung, Basel 2019, 90-96
- Öhlinger, Jakob:** Wohnbau. Politik. Öffentlichkeit. Über die politische Motivation im Wohnbau und seine Wechselwirkung mit dem öffentlichen Raum, Masterarbeit, TU Graz 2018
- Omahna, Manfred:** Wohnungen und Eigenräume - Über die Pluralität des Wohnens am Beispiel von Einpersonenhaushalten, Frankfurt am Main/Wien 2005

- Reulecke, Jürgen (Hg.):** Geschichte des Wohnens. 1800-1918 Das bürgerliche Zeitalter, Bd.3, Stuttgart 1997
- Reulecke, Jürgen:** Die Mobilisierung der „Kräfte und Kapitale“: der Wandel der Lebensverhältnisse im Gefolge von Industrialisierung und Verstädterung, in: Reulecke, Jürgen (Hg.): Geschichte des Wohnens. 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Bd.3, Stuttgart 1997, 15-144
- Saldern, Adelheid von:** Im Haus zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen, in: Reulecke, Jürgen (Hg.): Geschichte des Wohnens. 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Bd.3, Stuttgart 1997, 147-332
- Schittich, Christian:** best of Detail: Wohnen/Housing: Ausgewählte Wohnen-Highlights aus DETAIL, München 2012
- Schmid, Susanne u. a. (Hg.):** Eine Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens. Modelle des Zusammenlebens, Basel 2019
- Schreibmayer, Peter:** One2one. Minimal space, minimal housing, Graz 2009
- Schulte, Karin:** Kleinste Räume?, in: Weißenhof-Institut: Wieviel Raum braucht der Mensch? Wohnen für das Existenzminimum, München 1996, 15-28
- Schwaiger, Georg:** Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Lexikon, München 1993
- Schwarzmann, Evi:** Allein - aber nicht einsam. Entwicklung eines Wohnkonzeptes für Alleinwohnende mit einem vorgefertigten modularen Bausystem aus Holz am Beispiel Wien, Diplomarbeit, TU Wien 2017
- Seidl, Ernst:** Lexikon der Bautypen. Funktionen und Formen der Architektur, Stuttgart 2012
- Seidl, Helmuth/Gumplmaier, Helga:** WOHN-sein: Achtsam wohnen - zufrieden leben, Wien/Klosterneuburg 2014
- Serenyi, Peter:** Le Corbusier, Fourier, and the Monastery of Ema, in: The College Art Association of America, The Art Bulletin, Philadelphia 41967, Bd.49, 277-282
- Ungar, Hermann:** Geschichte eines Mordes. 1486 Meisterwerke der Literatur, Altenmünster 2012
- Von der Kartäuserzelle zur modernen Minimalwohnung, Ausst.-Kat.,** München (Technische Universität München) 2009
- Weigel, Doris:** Die Einraumwohnung als räumliches Manifest der Moderne. Untersuchungen zum Innenraum der dreißiger Jahre, Schliengen 1996
- Weißenhof-Institut:** Wieviel Raum braucht der Mensch? Wohnen für das Existenzminimum, München 1996
- Werner, Frank:** Das Leben paßt in ein Schnupftuch - Marginalien zu kleinstmöglichen Räumen, in: Weißenhof-Institut: Wieviel Raum braucht der Mensch? Wohnen für das Existenzminimum, München 1996, 7-14

- Werner, Johannes:** Cella caelum. Über Zellen innerhalb und außerhalb des Klosters, in: Erbe und Auftrag. Benediktinische Zeitschrift – Monastische Welt, 1996, 275-279 [Aufsatz]
- Werner, Johannes:** Die Räume der Mönche. Architektonische Aspekte der Ordensgeschichte, in: Erbe und Auftrag. Benediktinische Zeitschrift – Monastische Welt, 1986, 427-434 [Aufsatz]
- Wischermann, Clemens:** Mythen, Macht und Mängel: Der deutsche Wohnungsmarkt im Urbanisierungsprozess, in: Reulecke, Jürgen (Hg.): Geschichte des Wohnens. 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Bd.3, Stuttgart 1997, 333-502
- Zahn, Celine:** Wohnen im Wandel: Kollektives Wohnen in einer individualisierten Gesellschaft. Eine sozialgeographische Analyse mit praxisorientierten Perspektiven, Diplomarbeit, Universität zu Köln 2006

Sonstige Quellen

Kloster bei St.Veit im Pongau. Paradies auf der Alm, in: Außer der Reihe. db deutsche bauzeitung 131, 8 (1997), 61-67.

„Kloster-Architekt“ Mulitzer im Salzburger Künstlerhaus: <https://www.sn.at/salzburg/kultur/kloster-architekt-mulitzer-im-salzbürger-kuenstlerhaus-3810661>, [05.03.2014]

Ballschmiter, Annemarie: Warum wir künftig in urbanen Zellen wohnen werden, <https://www.welt.de/icon/design/article156401951/Warum-wir-kuenftig-in-urbanen-Zellen-wohnen-werden.html>, [31.01.2020]

Bevölkerungsprognose für Österreich bis 2050 nach Altersgruppen: http://wko.at/statistik/wgraf/2012_32_Bevölkerungsprognose_2050.pdf [06.01.2020]

Carmel Place: <http://narchitects.com/work/carmel-place/>, [31.01.2020]

Das Entstehen der monastischen Familie: <https://deutsch.bethleem.org/naissance.php> [16.11.2019]

Das tägliche Leben: https://deutsch.bethleem.org/la_vie_de_chaque_jour.php# [16.11.2019]

Eremitentum/Eremit: <https://www.kathweb.de/lexikon-kirche-religion/e/eremitentum-eremit.html> [16.11.2019]

Espinoza, Luis Liendo: Zur Geschichte des Wohnens, o.O., o. J [Informationsdokument]

Foucault Michel: „Der Panoptismus“, 09.05.2014, <https://blogs.uni-siegen.de/webvideo/2014/05/09/textbesprechung-michel-foucault-der-panoptismus/>, [05.02.2020]

Heimhof. 15., Pilgerimgasse 22-24: <http://www.dasrotewien.at/seite/heimhof> [16.11.2019]

Hintermeier, Hannes: Im Kartäuserkloster. Hier ist Raum für die große Stille geschaffen, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/im-kartaeserkloster-hier-ist-raum-fuer-die-grosse-stille-geschaffen-11577791.html>, [02.02.2020]

Kamps, Markus: Minimales Wohnen, was ist das genau ?, <https://schlafkampagne.de/magazin/minimales-wohnen-was-ist-das-genau--876.php>, [31.01.2020]

Kloster, das: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Kloster> [16.11.2019]

Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm: Kleine Schwestern von Bethlehem und der Aufnahme Martens in den Himmel, St.Veit im Pongau, 1993 [Bericht]

Krimm, Jochen: Le Corbusier. Pavillon de l'Esprit Nouveau. Model des Gesamtgebäudes, <http://archiv.dam-online.de/handle/11153/708-001-001>, [02.02.2020]

Mulitzer, Matthias: Ein Kloster von Bethlehem auf der Kinderalm bauen, o.O. 1987 [Broschüre]

Mulitzer, Matthias: Ein Kloster von Bethlehem Bauen, o. O. 1998, o. S. [Broschüre]

- Mulitzer, Matthias:** Eremitischer Klosterbau im Vergleich in: The mystical Tradition and the Carthusians. Volume 13, Salzburg 31997 [Sonderdruck]
- Münch, Sybille:** Die Entwicklung des modernen Wohnens, 29.06.2005, <https://www.schader-stiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/sozialer-strukturwandel-und-wohnen/artikel/die-entwicklung-des-modernen-wohnens/> [16.11.2019]
- Ordensfamilie von Bethlehem:** Die Ordensfamilie von Bethlehem. Eine Herausforderung für unsere Zeit ?, o.O. 1985 [Broschüre]
- Orte, Räume und Bauwerke:** <https://initiativearchitektur.at/kalender/archiv/architektur-ausstellen-vorstellen/matthias-mulitzer>, [05.02.2020].
- Russ, Alexander:** Baumeister. Auf kleinstem Raum, <https://www.baumeister.de/auf-kleinstem-raum-moenchszelle/> [11.01.2020]
- Schäfer, Joachim:** Paulus von Theben, 18.09.2019, https://www.heiligenlexikon.de/BiographienP/Paulus_von_Theben.htm [16.11.2019]
- Schnell, Dieter:** Le Corbusiers Wohnmaschine, 24.12.2017, <http://bauforschungonline.ch/aufsatz/le-corbusiers-wohnmaschine.html> [16.11.2019]
- Schwestern von Bethlehem:** <http://www.orden-online.de/wissen/b/schwestern-von-bethlehem/> [16.11.2019]
- Stillers, Laura:** Zwischen Raum und Funktion. Die Verhältnismäßigkeiten der Unité d’Habitation von Le Corbusier, https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu_stillers_kopie.pdf, [05.02.2020]
- The Audi Urban Future Initiative:** Minimal-Architektur. Innovative Wohnkonzepte auf kleinstem Raum, https://www.bauberufe.eu/images/doks/minimal_architektur.pdf, [31.01.2020]
- Tremp, Ernst:** Der St.Galler Klosterplan und die Aachener Klosterreform [16.11.2019]
- Urbanisierung:** Die Stadt von morgen: <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/urbanisierung-die-stadt-von-morgen/>, [31.01.2020]
- Von der Kartäuserzelle zur modernen Minimalwohnung,** Musst.-Kat., München (Technische Universität München) 2011 [Ausstellungskatalog]
- Wendler, Frank:** Wohnen in Berlin vor 100 Jahren: Wo bitte geht’s zum Bad, 15.08.2014, <https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/immobilien/wohnen-in-berlin-vor-100-jahren-wo-bitte-gehts-zum-bad/10335684.html> [16.11.2019]
- Winkler, Anita:** Wie ein König und Fürst. Hausherrschaften, <https://www.habsburger.net/de/kapitel/wie-ein-koenig-und-fuerst-hausherrschaften> [02.01.2020]
- Zangger, Alfred:** Ganzes Haus, 11.08.2005, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025617/2005-08-11/> [16.11.2019]

Gespräche

Gespräch mit Schwester Tabitha einer Schwester des Ordens, geführt von Tamara Sandra Golser, St.Veit im Pongau [01.03.2019]

Gespräch mit Matthias Mulitzer, geführt von Tamara Sandra Golser, Wien [23.03.2019]

11

Abbildungsnachweis

- 01:** Flade, Antje: Wohnen psychologisch betrachtet, Bern ²2006
- 02:** <https://www.khm.at/objektdb/detail/487/>
- 03, 04:** Saldern, Adelheid von: Im Haus zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen, in: Reulecke, Jürgen (Hg.): Geschichte des Wohnens. 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Bd.3, Stuttgart 1997
- 06, 07, 08:** Fuhrmann, Bernd u. a. (Hg.): Geschichte des Wohnens. Vom Mittelalter bis heute, Darmstadt 2008
- 09:** <https://www.kontextwochenzeitung.de/kultur/229/architektur-autoritaer-3079.html>
- 10:** <https://www.iba27.de/wissen/die-iba27/100-jahre-weissenhof/>
- 11, 12:** <https://www.internationale-bauausstellungen.de/en/history/1927-weissenhofsiedlung-stuttgart-a-testimony-to-neues-bauen/>
- 13, 29, 62, 72, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129:**
Golser, Tamara, St.Veit im Pongau
- 14:** Jocher, Thomas: Grundriss im Wandel, in: Barr, Helen: Neues Wohnen 1929-2009. Frankfurt und der 2. Congrès International d' Architecture Moderne, Berlin 2011, 124-136
- 15:** <https://frieze.com/article/space-invaders-1?language=de>
- 16:** <http://www.coop-himmelblau.at/architecture/projects/villa-rosa/>
- 17:** Schulte, Karin: Kleinste Räume?, in: Weißenhof-Institut: Wieviel Raum braucht der Mensch? Wohnen für das Existenzminimum, München 1996
- 18, 19:** <https://www.cfmoller.com/p/-en/krebsestien-nursing-homes-i3457.html>
- 20, 22, 23:** Schmid, Susanne u. a. (Hg.): Eine Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens. Modelle des Zusammenlebens, Basel 2019
- 21:** <https://www.dasros.de/index.php?seite=03.05>

- 24, 25:** https://artinwords.de/wp-content/uploads/wege-der-moderne/Schuette-Lihotzky_wohnung.jpg,
<https://docplayer.org/58200857-Margarete-schuette-lihotzky-bauen-und-design.html>
- 27:** Mulitzer, Matthias: Der Kreuzganghof im Kloster Maria im Paradies, o. O. 1993 [Broschüre]
- 28, 32:** Die Ordensfamilie von Bethlehem, 1985 [Broschüre]
- 31, 41, 42:** Werner, Frank: Das Leben paßt in ein Schnupftuch - Marginalien zu kleinstmöglichen Räumen, in: Weißenhof-Institut: Wieviel Raum braucht der Mensch? Wohnen für das Existenzminimum, München 1996
- 33:** <https://blogs.uni-siegen.de/webvideo/2014/05/09/textbesprechung-michel-foucault-der-panoptismus/>
- 34:** <https://www.rechtsanwalt.com/rechtsnews/menschenunwuerdige-gefaengniszelle/>
- 35, 36:** Hasse, Jürgen: Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft, Bielefeld 2009
- 37:** <https://de.wikipedia.org/wiki/Kajüte>
- 38, 39, 52, 53:** Coleman, Nathaniel: Utopias and Architecture, Abingdon Oxon 2005
- 40:** <https://www.pinterest.com.au/pin/574490496196709083/?autologin=true>
- 43, 44, 45, 46:** Flückiger, Urs Peter: Wie viel Haus. Thoreau, Le Corbusier und die Sustainable Cabin, Basel 2016
- 47:** Boesiger, Willy/Stonorov, Oscar: Le Corbusier et Pierre Jeanneret. Oeuvre complète 1910-1929, Zürich 1960
- 48, 50, 51:** https://laurastillers.com/site/assets/files/1241/insitu_stillers_kopie.pdf
- 49:** <https://www.archdaily.com/85971/ad-classics-unite-d-habitation-le-corbusier>
- 54:** Beljan, Helena/Janković Nikola: Fiat Clastrum. Ein Kloster für die Anachoreten in Split, Masterarbeit, TU Graz 2016
- 56, 57:** https://www.stveitpongau.at/Historische_Bilder
- 58, 59, 60, 61:** Lindenthaler, Karin: Heimatbuch St.Veit. Unserer Marktgemeinde einst und jetzt, St. Veit 22018
- 63:** Mulitzer, Mathias, in: Kloster Maria im Paradies A-5621 St.Veit/Kinderalm: Kleine Schwestern von Bethlehem und der Aufnahme Martens in den Himmel, St.Veit im Pongau, 1993 [Bericht]
- 64:** Mulitzer, Matthias: Ein Kloster von Bethlehem Bauen, o. O. 1998, o. S. [Broschüre]
- 65:** Mulitzer, Matthias: Die amerikanischen Einsiedeleien der Kamaldulenser von Monte Corona, o.O, o.J.
- 78, 79:** <https://www.lescouleurs.ch/journal/posts/pavillon-de-lesprit-nouveau/>
- 80, 81:** <https://madparis.fr/francais/musees/musee-des-arts-decoratifs/dossiers-thematiques/l-exposition-internationale-des-arts-decoratifs-et-industriels-modernes-de/liste-des-pavillons/pavillon-de-l-esprit-nouveau/>
- 82, 83, 84, 85:** <http://narchitects.com/work/carmel-place/>

86, 88, 89: <https://www.waldenstudio.nl/contemporarytinyhouse/>

87: https://www.archdaily.com/790176/contemporary-tiny-house-walden-studio/576cdd88e58e5e21000172-contemporary-tiny-house-walden-studio-floor-plan?next_project=no

90: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/im-kartaeserkloster-hier-ist-raum-fuer-die-grosse-stille-ge-schaffen-11577791/die-baukoerper-sollen-die-11577867.html>

Abbildungen [alle Abbildungen stammen von der Verfasserin]

26, 30, 55, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 75, 76, 77

12

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei Frau Ass.Prof. Mag.phil. Dr.phil. Antje Senarclens de Grancy für die zahlreichen Gespräche und ihre herzliche, verständnisvolle und ermutigende Betreuung bedanken. Sie hat meine wiederkehrenden Zweifel in Motivation umgewandelt.

Ein großer Dank gilt den Schwestern des Klosters „Maria im Paradies“, insbesondere Schwester Tabitha, die mir ihr Vertrauen geschenkt hat und in den vielen Gesprächen einen Einblick in das Leben und Wohnen auf der Kinderalm ermöglicht hat.

Bedanken möchte ich mich auch bei allen, die mich im Zuge dieser Diplomarbeit tatkräftig unterstützt und motiviert haben.

Mein größter Dank gilt meiner Familie, jeder einzelne von euch hat auf seine Weise einen Teil zu dieser Diplomarbeit beigetragen. Danke !

13

Beilage

13.1 Vollständiges Interview mit einer im Kloster „Maria im Paradies“ lebenden Schwester zum Thema des Wohnens in einer Klosterzelle, geführt am 22.11.2019 in St.Veit im Pongau von Tamara Sandra Golser

„Mit dem Leben im Kloster eröffnet sich eigentlich eine neue innere Dimension im Herzen, ein neues Denken, auch was das „Thema Wohnen“ anbelangt. Das Leben in einer Klosterzelle ist alles andere als ein Gefängnis und auch nicht nur „Wohnen auf engstem Raum“, sondern eine Tür zu einem neuen Leben.“

Schwester Tabitha

Wie ich weiß, hattest du auch ein Leben vor deinem Eintritt ins Kloster. Wie war es für dich plötzlich auf minimalstem Raum leben zu müssen? Denn eure Eremitagen können grundsätzlich mit Kleinstwohnungen verglichen werden.

Soweit ich mich erinnern kann, war es für mich am Anfang ein richtiges Erlebnis und eine ganz große Freude, auf einmal in einer Eremitage leben zu dürfen. Es war mir eigentlich gar nicht wichtig, ob diese Eremitage groß oder klein war. Meine erste Eremitage war extrem einfach, doch es hat mir in ihr an nichts gefehlt, es war alles vorhanden. Vor allem konnte ich die Gegenwart Gottes spüren. Für mich war es eine wichtige Erfahrung: die Gebetsecke, der kleine wackelige Esstisch, das uralte Waschbecken und das Klappbett, das aus Platzgründen tagsüber hochgeklappt werden musste. Das hat vollkommen ausgereicht. Ich habe gespürt: ich möchte für das Reich Gottes leben und alles hinter mir lassen, was überflüssig ist.

Ist die Eremitage selbst für euch als Raum wichtig oder könntet ihr auch an einem ganz anderen Ort, wie zum Beispiel in einer Höhle, wie es die ersten Eremiten getan haben, leben und beten?

Ja, ganz ehrlich, das könnte ich mir schon vorstellen. Natürlich sind wir dankbar für schöne Eremitagen mit Luft zum Atmen und mehr Platz. Dadurch fällt das Leben in der Einsamkeit der Eremitage, das Arbeiten und Studieren auf Dauer, über Jahre, einfach leichter. Radikalität bzw. das Zurücklassen von Bequemlichkeit und Komfort, waren für die Beziehung zu Gott jedoch immer förderlich.

Hat die Eremitage für euch einen materiellen Wert? Ist sie Ausdruck eures Glaubens bzw. unterstützt sie euch in eurem Glauben? Wenn ja, inwiefern?

Die Zelle hat natürlich einen materiellen Wert. Sie drückt vor allem unseren Glauben an Jesus Christus

aus. Er ist bei uns bis ans Ende der Welt. Ohne den Glauben kann keiner verstehen, was wir Schwestern hier tun, oder warum wir in Eremitagen leben. Die Eremitage ist zudem immer eine Herausforderung für den eigenen Glauben. Die Eremitage ermöglicht ein Leben unter Seinem Blick. Hier ist nichts, was mich von der Gegenwart Gottes ablenken könnte. Alles Überflüssige wird vermieden.

Auch die Barrierefreiheit ist ein Thema besonders wenn man sich die Lage des Klosters ansieht, wie sieht es mit der Barrierefreiheit innerhalb der Eremitage aus?

Wir denken da besonders an unsere älteren Schwestern. Schon während dem Klosterbau wurden Rampen als stufenfreie Zugänge gebaut. Von einigen Eremitagen ist es möglich, barrierefrei in die Kirche zu gelangen. Die Barrierefreiheit in den Eremitagen wird in Zukunft zu einem echten Thema werden. Es ist zum Beispiel durchaus möglich, in einer Eremitage mit zwei Etagen alles zum Leben Notwendige ins Erdgeschoß zu verlagern.

Was genau ist die Eremitage für dich? Ein Ort des stillen Gebetes, Wohnraum, Freiraum oder etwas völlig anderes? Und kannst du die Eremitage mit wenigen Worten beschreiben?

Für mich ist die Eremitage, wie der heilige Bruno sagt „der stille Hafen, an den ich jederzeit zurückkehren kann“, um dort zu beten und mit dem Herrn zu leben. Für mich ist die Eremitage der Ort der Gegenwart Gottes. Ich mache hinter mir die Tür

zu und lasse vieles draußen. Ich bin dort eigentlich nicht alleine, sozusagen nur mit mir. Die Eremitage ist ein Raum, in welchem mich Gott ständig herausfordert, um mit Ihm in Beziehung zu sein.

Im Evangelium heißt es, dass Jesus selbst auf Erden nicht einmal einen Stein hatte, um sich darauf auszurufen. Der Heilige Paulus sagt: „Unsere Heimat ist im Himmel.“ In diesem Sinne ist die Eremitage zwar ein Zuhause, aber nicht nur ein irdisches, auf diese Welt begrenztes. Sie ist in einer Weise „vorläufig“, weist hin auf unsere ewige Wohnung im Himmel bei Gott.

Du hast zwar erwähnt, dass die Eremitage für dich nicht Wohnraum sondern geistiger Arbeitsraum ist. Hast du dennoch Sehnsucht nach gewissen Standards, wie etwa nach gemütlicheren Möbeln?

Die Einfachheit in der Eremitage unterstützt die Hinwendung auf das Wesentliche. Ich wüsste auch nichts was mir in der Eremitage fehlen würde.

Die Materialität sowie die erdigen Farbtöne innerhalb der Eremitage, welche Bedeutung haben sie für dich/euch?

Wir sind hier im Kloster umgeben von natürlichen Materialien wie Holz und Stein. Wir vermeiden bei der Einrichtung unserer Räume Kunststoffe. Was Farbgebung anbelangt, so wählen wir gerne natürliche Farben. Die Harmonie unter den Farben ist wichtig. Wir vermeiden schreiende, unnatürlich wirkende Farben.

Wie haben sich die Eremitagen in Bezug auf Wohn- und Nutzqualität über die Jahre entwickelt, verändert und weiterentwickelt?

Die Entwicklung war ein langer Weg auf der Suche nach einer Eremitage, welche das Leben der Schwester am besten unterstützt. So haben sich mit der Zeit zum Beispiel die Lage des Oratoriums in der Eremitage oder auch die Größe verändert.

Würdest du sagen, die Eremitagen sind euch, so wie sie momentan sind, auf den Leib geschneidert, spiegelt sie euch wieder? Denn um wieder die Verbindung zu Kleinstwohnungen herzustellen, sie werden von einem Architekten geplant und der Benutzer mietet die Wohnung obwohl sie vielleicht nicht "ideal" für ihn ist.

Das Gespräch zwischen Architekten und Schwestern ist wesentlich für das Gelingen des Klosterbaus. Die Suche nach der besten Lösung ist immer ein gemeinsames Werk, das auch Zeit und viel Geduld und Verständnis braucht. Ich würde nicht sagen, dass unsere Eremitagen auf uns persönlich maßgeschneidert sind, sondern drücken wirklich etwas von unserem Charisma aus.

Welche essentiellen Bestandteile weisen die Eremitagen auf? Dürft ihr der Eremitage auch eure eigene persönliche Note verleihen?

Zunächst das sogenannte „Ave Maria“, ein kleiner

Vorraum mit einer Ikone von der Mutter Gottes, wo wir üblicherweise ein Ave Maria beten, wenn wir die Zelle betreten. Dadurch bereiten wir uns auf das Leben in der Eremitage vor. Danach kommt man in das Oratorium, einen kleinen abgeschlossenen Raum in der Eremitage, fast wie eine Art kleine Kapelle. Hier beten wir die Offizien. Darüber hinaus gibt es einen kleinen Wohnraum das Cubiculum. Hier befinden sich Bett und Esstisch. Über dem Oratorium befindet sich das Skriptorium, ein kleiner Studienraum. Hier studiere ich und mache Lectio divina. Dann gibt es in der Eremitage noch ein Atelier, einen Arbeitsraum.

Dusche, WC sowie ein Waschbecken sind auch noch da. Der Garten verfügt über einen Holzstoß, mit dem wir im Winter den Ofen der Eremitage heizen. Wenn ich die Eremitage betrete, ist es für mich persönlich wichtig, dass dort ein Wort Gottes auf dem Pult liegt. So weiß ich sofort, worum es in der Eremitage geht: um das Gespräch mit Gott.

Jede Eremitage hat Bezug zum Außenraum, durch einen kleinen Garten. Hat dieser Außenraumbezug eine spezielle Bedeutung. Gibt er euch ein gewisses Gefühl von Freiheit?

Der Garten bietet Kontakt mit der Natur. Dennoch ist er sehr begrenzt und ich bin mir nicht sicher, ob wir in ihm unsere Freiheit bekommen. Ein wichtiges Element, gerade für Schwestern, die in kompletter Einsamkeit leben. Der Garten gibt jedenfalls die Möglichkeit zu körperlicher Betätigung.

„Salopp ausgedrückt“ ist euer Kloster dennoch nichts anderes als ein Wohnhaus, würde man die Eremitage als Wohnungen ansehen. Gibt es auch ein nachbarschaftliches Verhältnis?

Wir leben zwar alleine in unserer Eremitage, doch genauso als Gemeinschaft. Wir Schwestern leben wie in einer großen Familie. Es gibt ein familiäres, liebevolles Verhältnis, welches weit über bloße Nachbarschaft hinausgeht.

Viele sehen eure Eremitagen dennoch als Gefängnis an. Wie würdest du diesen Menschen mit wenigen Sätzen vom Gegenteil überzeugen?

„Kommt und seht!“ war gerade mein erster Gedanke. Wenn ich „Gefängnis“ höre, denke ich natürlich zuerst an den Mangel an Freiheit. Mangel an Freiheit kann der Mensch nicht aushalten. Der Mensch ist dazu geschaffen frei zu sein. Durch das Leben in der Eremitage, aber auch weitergefasst das Leben in der Klausur des Klosters, beschränke ich mich zwar in vielem. Aber das tue ich freiwillig, um möglichst kontinuierlich mit Gott in Verbindung zu sein.

Das Kloster ist, wie wir sehen, wunderschön in die Landschaft eingebettet. Wie wichtig ist die Architektur des Klosters, deren Materialität aber auch der Bezug zur Natur für euren Glauben?

Der Bezug zur Natur ist von großer Bedeutung. Gott ist der Schöpfer. In der Natur findet sich eine unglaubliche Schönheit und Perfektion. In der Früh aufstehen, und auf die Berge blicken und den Herrn preisen – so fängt der Tag gut an!

Wie definiert sich öffentlich und privat innerhalb des Klosterbaus aber auch innerhalb der Eremitagenreihen? Wo beginnen für euch diese beiden Bereiche, mit dem Eintritt in den Klausurbereich?

Grundsätzlich muss es immer eine klare Trennung zwischen den Gästebereichen und den Klausurbereichen geben. Gäste können gewisse Bereiche des Klosters betreten. Es gibt jedoch Bereiche, welche den Schwestern vorbehalten sind. Die Wege der Gäste sind klar definiert.

Innerhalb der Klausur zirkulieren beispielsweise

im Kreuzgang die Schwestern, in der Eremitage hingegen lebt die Schwester absolut alleine mit Gott. Wir betreten die Eremitage der Schwester nicht. Innerhalb der Klausur ist der Kreuzgang ein zentrales architektonisches Element. Er bedeutet, dass wir Schwestern eine Gemeinschaft sind. Er verbindet die Eremitagen miteinander und gleichzeitig ist es ein Ort der Begegnung, des Gebetes und der stillen Communio. Der Kreuzgang verbindet, schützt vor den Unbilden des Wetters, und ermöglicht es, sich in der Gegenwart Gottes zu bewegen.

Das Refektorium ist grundsätzlich ein Bereich für die Schwestern, manchmal aber laden wir unsere weiblichen Gäste dorthin zum Essen ein. Auch zur Liturgie, sind unsere Gäste herzlich eingeladen, um mit uns zu feiern. Die Kirche im Oberen Haus ist zu den Liturgiezeiten geöffnet und nicht den ganzen Tag. Die Kapelle des Unteren Hauses hingegen ist den ganzen Tag offen für unsere Gäste.

Wie wichtig sind die gemeinschaftlichen Bereiche innerhalb der Klausur für euch Schwestern?

Diese Bereiche sind sehr wichtig für unser Leben in der Gemeinschaft, es sind Orte des gemeinsamen Lebens. Kirche, Refektorium, Kapitelsaal, Bibliothek, diverse Arbeitsräume, wie auch der Kreuzgang sind Orte für alle Schwestern. Der Kapitelsaal ist ein sehr schlichter großer Raum für das Gemeinschaftsleben. Hier haben wir am Samstag das Kapitel und treffen uns am Sonntag zum gemeinsamen Austausch über das Evangelium.

13.2 Ein fotografischer Rundgang durch das Kloster „Maria im Paradies“ und die dortigen Eremitagen

„Das Ensemble vermittelt Leichtigkeit, hat beinahe etwas Verspieltes - trotz der Strenge und Kompaktheit wirkt es filigran. Als wäre es eins mit dem Berg. Nur der Klang der Turmglocke schwingt in die Stille. ‚Der Wald wird sich das Kloster irgendwann wiederholen‘.“³⁵¹

Matthias Mülitzer



Abb.91: Gesamtansicht des „Oberen Hauses“ des Klosters „ Maria im Paradies“ in St.Veit im Pongau.

³⁵¹ Matthias Mülitzer zit.n., Hintermeier 2011.



Abb.92: Gesamtansicht des „Oberen Hauses“ des Klosters „ Maria im Paradies“ in St.Veit im Pongau.



Abb.93: Öffentlicher Verbindungsweg vom „Unteren Haus“ zum „Oberem Haus“.



Abb.84: Die Eingangspforte des „Oberem Hauses“. Hier befindet sich auch ein Telefon um Kontakt mit den Schwestern aufzunehmen.



Abb.95: Die Klosterkirche des „Oberen Hauses“, hier versammeln sich die Schwestern des Klosters um gemeinsam die Liturgie zu feiern. Zu ausgewählten Zeiten, haben auch Besucher die Möglichkeit am Gottesdienst teilzunehmen.



Abb.96: Der Friedhof der Klosteranlage.



Abb.97: Blick über den angelegten Speicherteich hin zur Klosterkirche.



Abb.98: Die Eremitagenreihen des „Oberen Hauses“ mit den im Vordergrund stehenden Seeeremitagen.



Abb.99: Der große Kreuzganghof, eingebunden in die Eremitagenreihen.



Abb.100: Der Ateliertrakt des „Oberen Hauses“.



Abb.101: Ein umlaufender Holzzaun grenzt das „Untere Haus“ von der Öffentlichkeit ab.



Abb.102: Umriss der Eremitagenreihe des „Unteren Hauses“.



Abb.103: Die Eingangspforte in den Gästebereich des „Unteren Hauses“.



Abb.104: Aufgang zur Kirche des „Unteren Hauses“.



Abb.105: Ein Bestandsgebäude der Lungenheilstätte dient heute als Unterkunft für die Familien der Schwestern des Klosters „Maria im Paradies“.



Abb.106: Platz innerhalb des Gästebereiches des „Unteren Hauses“.



Abb.107: Ein überdachter Kreuzgang verbindet die einzelnen Eremiten miteinander.

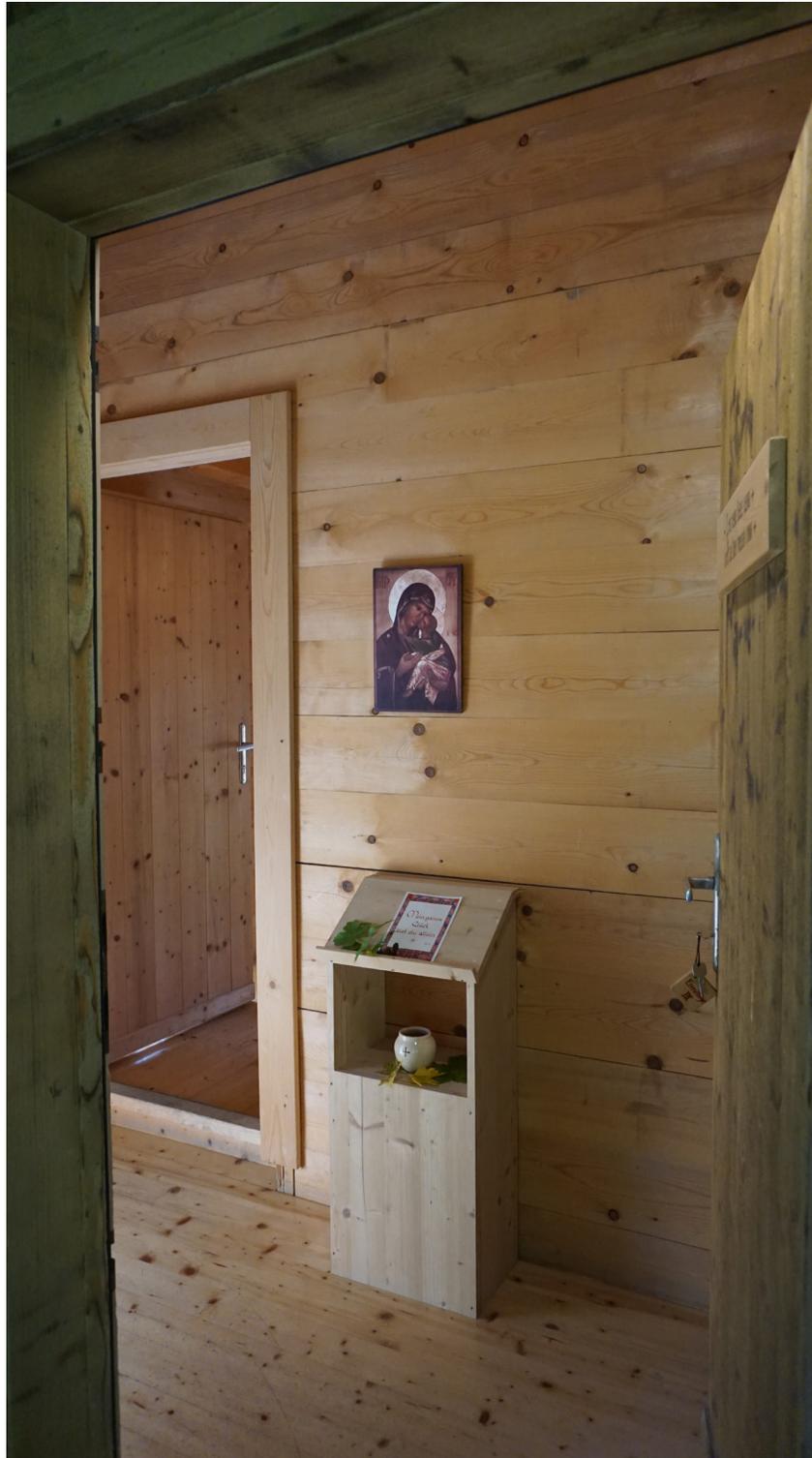


Abb.108: Die Praecella, der kleine gangartige Vorraum der Eremitage. Hier beten die Monialen üblicherweise ein Ave Maria bevor sie die Innenräume der Eremitage betreten.



Abb.110: Eine Durchreiche zum Kreuzgang hin. Sie ermöglicht es, den Monialen die Mahlzeiten in die Eremitage zu reichen. Es ist auch ein schriftlicher Austausch der Schwestern untereinander möglich.



Abb.111: Blick von der Praecella über das Deambulatorium - die Verkehrsfläche - in die Innenräume der Eremitage.



Abb.112: Rechts vom Deambulatorium befindet sich das Oratorium, das Herzstück der Eremitage.



Abb.113: Das Oratorium ist ein kleiner, zweigeschossiger Raum, ähnlich einer kleinen Kapelle. Hier feiern die Moniale täglich zwei Offizien. Im Oratorium nimmt sich die Schwester, je nach ihren eigenen Bedürfnissen, Zeit für Gott alleine.

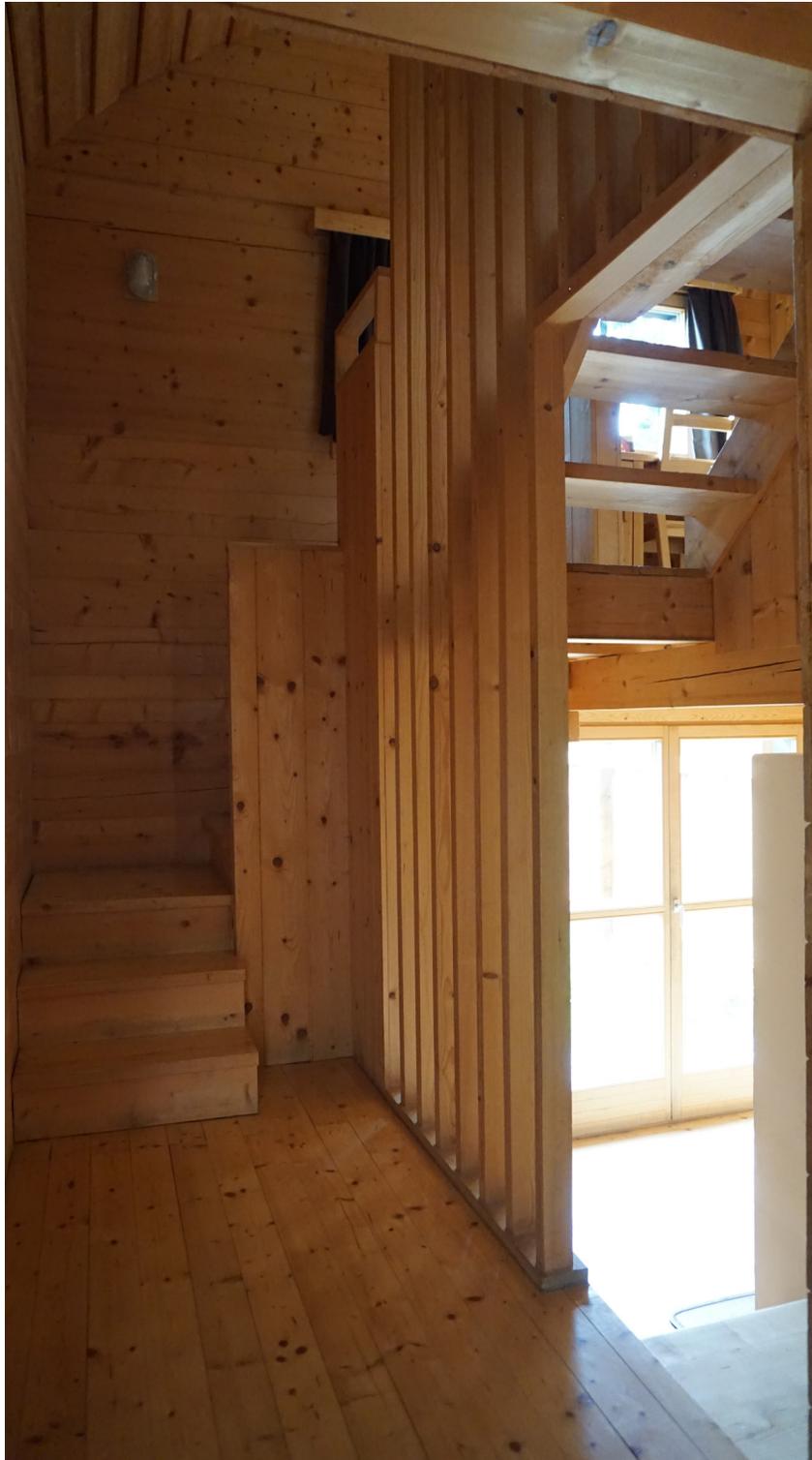


Abb.114: Über das Deambulatorium gelangt man in das einige Stufen darunter liegende Laboratorium, sowie in das darüberliegende Cubiculum und das Skriptorium.

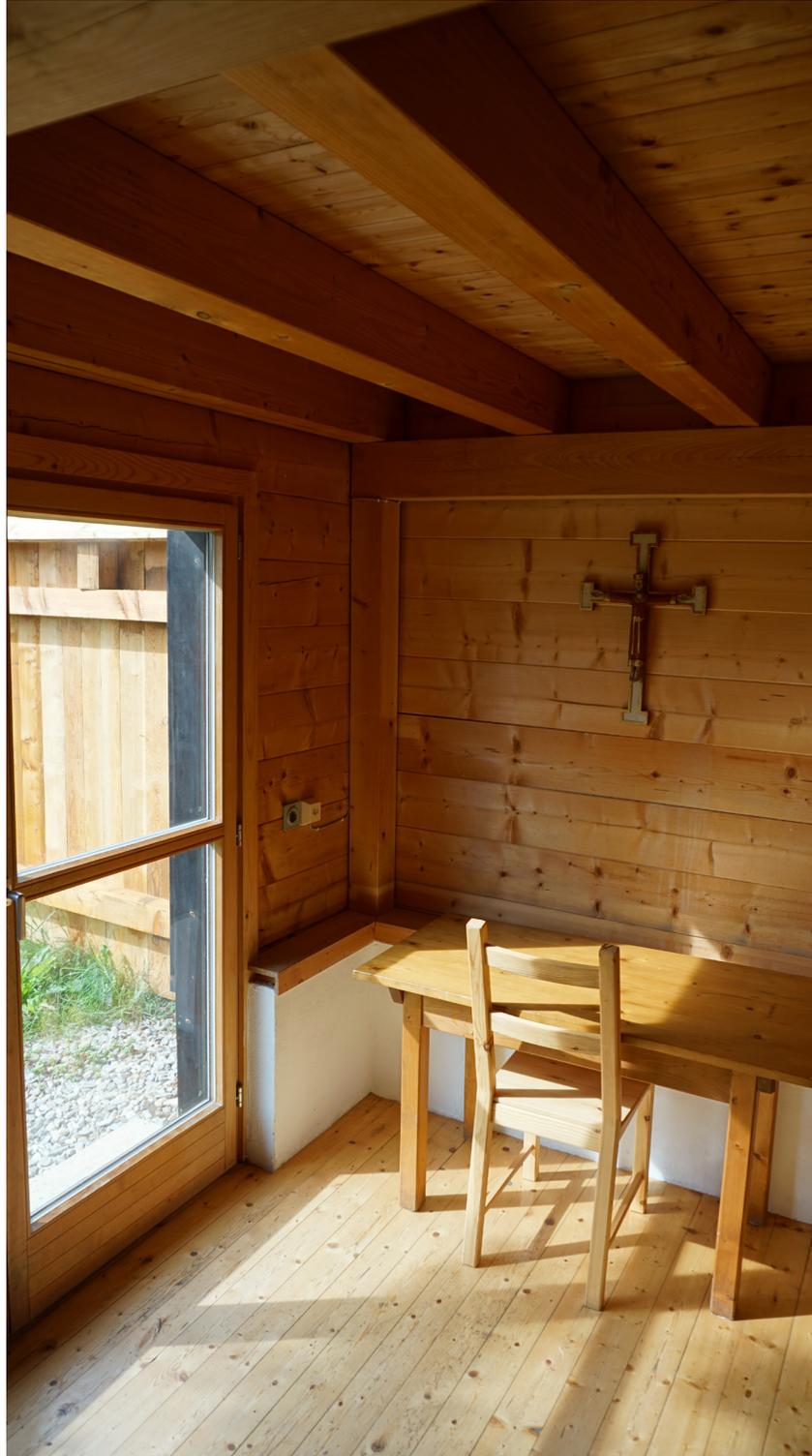


Abb. 115: Vom Laboratorium aus hat die Moniale die Möglichkeit den Garten zu betreten.



Abb.116: Im Laboratorium beispielsweise befindet sich in einer Nische die Toilettenzelle, integriert in die Einbauelemente.



Abb.117: Die Positionierung wie die Proportion und Dimension der Fenster und Türen sowie der Innen- und Außenraumbezug ist wichtig für die Raumwahrnehmung der Eremitage.



Abb.118: Die einzelnen Eremitagen sind durch einen Zaun voneinander abgegrenzt, dieser verhindert den Blick in die Nachbareremitage.

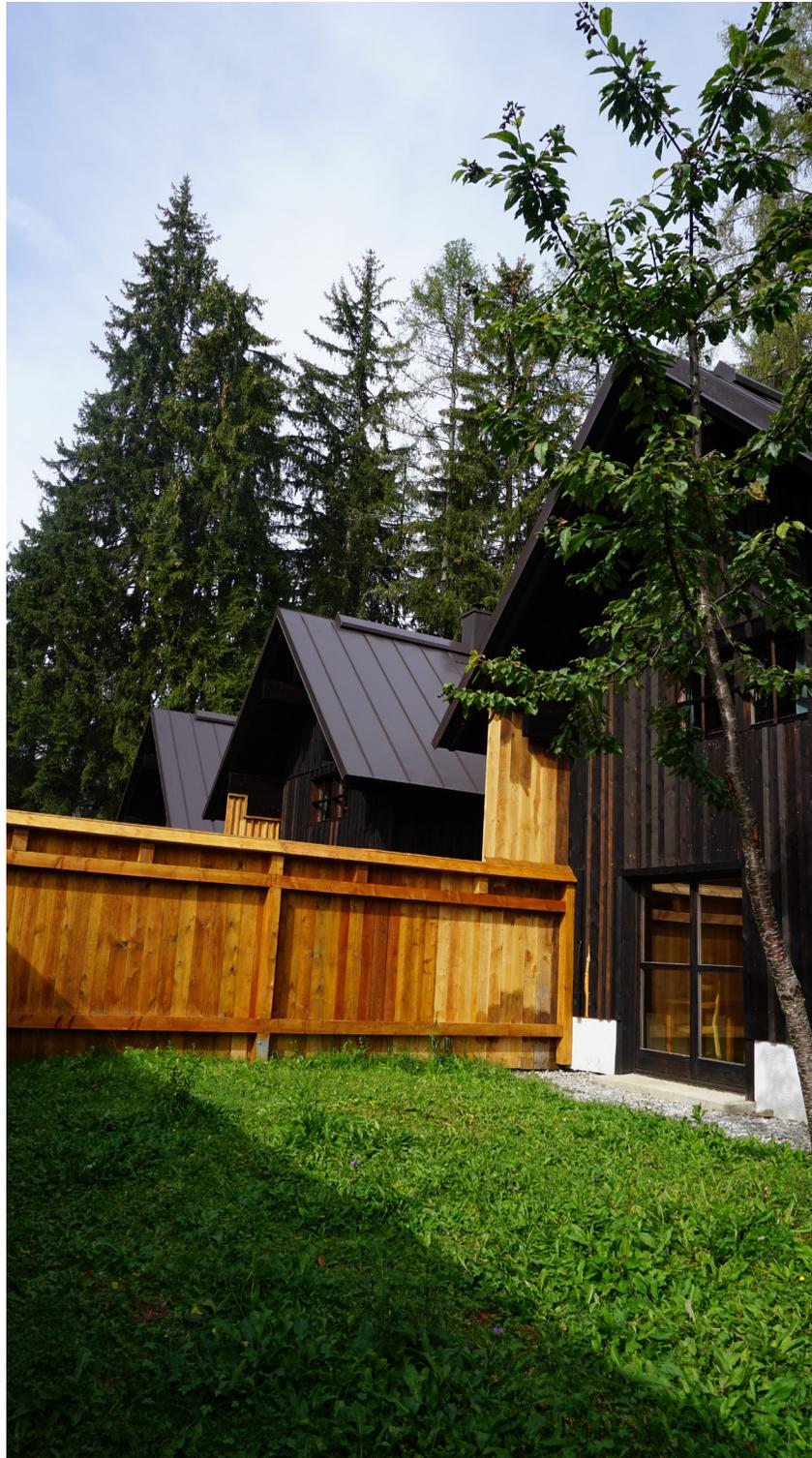


Abb.119: Der Garten, als ein Raum an dem sich die Monialen individuell entfalten können. In jedem Garten befindet sich ein Baum, durch welchen ein zeitlicher Bezug, wie etwa die Jahreszeiten oder das Alter, geschaffen wird.



Abb.120: Beheizt wird die Eremitage im Winter über einen Ofen, Holz dafür wird im Garten oder in der Praecella gelagert.



Abb.121: Ausgang vom Laboratorium über das Deambulatorium zum Cubiculum.



Abb.122: Ausgang vom Laboratorium über das Deambulatorium zum Cubiculum.



Abb.123: Das Cubiculum, der kleine Wohnraum der Moniale innerhalb der Eremitage.



Abb.114: Im Cubiculum befindet sich eine Schlafnische, ein kleiner Waschraum. Hier nimmt die Moniale ausschließlich ihre Mahlzeiten zu sich.



Abb.125: Wie die Toilettenzelle ist auch der kleine Waschraum der Eremitage in eine Nische eingebaut.



Abb.126: Multifunktionale Möbelkonfigurationen.



Abb.127: Vom Cubiculum aus erreicht man über drei Stufen das darüber liegende Skriptorium. Diesen Bereich nutzt die Moniale zum Studieren und um Lectio divina zu machen.



Abb.128: Blick vom Skriptorium ins Cubiculum.



Abb.129: Blick vom Obergeschoss ins Deambulatorium und in die Praecella.

13.3 Abstract

Die Eremitage - individuelle Wohneinheit eines Klosters - wird, wie aus monastischen Texten unterschiedlicher Zeiten hervorgeht, mit der zweiten Haut des Mönches oder der Moniale (Nonne) gleichgestellt, deren primäre Funktionen es ist, Raum für das Gebet in Stille und Einsamkeit zu schaffen. In dieser Masterarbeit dienen die Eremitagen des ab 1986 geplanten Klosters „Maria im Paradies“ des aus Frankreich stammenden Ordens „Familie von Bethlehem, der Aufnahme der Jungfrau in den Himmel und des heiligen Bruno“ in St. Veit im Pongau in Salzburg als Untersuchungsfeld. Die Schwestern dieses streng kontemplativen Ordens leben zwar in physischer Nähe zueinander, doch ihre Kontaktmöglichkeiten werden durch die Architektur auf ein Minimum beschränkt um ihnen, durch eine schrittweise Entwicklung, ein Leben in Stille und Einsamkeit in den Eremitagen zu ermöglichen. Die „gebaute Einsamkeit“ des Klosters „Maria im Paradies“ ist ein gut funktionierendes System zwischen Individualität und Kollektivität trotz der Minimierung des privaten Raums und einer Restriktion der materiellen Güter.

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit der Frage, welche Aspekte und Sichtweisen die Wohntypologie der Eremitage eröffnet und inwieweit die fest-

gestellten Elemente in das weltliche Wohnen, primär in zeitgenössische Minimalwohnkonzepte, integriert werden können. Die Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung gliedert sich in drei Teile. In einem ersten Abschnitt wird versucht die historische, weltliche und monastische Dimension des Wohnens aufzuzeigen und verbindende wie auch übereinstimmende Elemente herauszufiltern. Im zweiten Abschnitt rückt die Zelle, insbesondere die Klosterzelle und ihre Übersetzung in den modernen Wohnbau, ins Zentrum. Im dritten Teil wird das Kloster „Maria im Paradies“, die dortigen Einzeleremitagen der Monialen, untersucht, um ein tieferes Verständnis für die Eremitage als Wohn- und Lebensraum zu entwickeln. Erfragt wurde zudem, welche Auffassung die Monialen vom Wohnen haben, wie sie das Wohnen in ihrer Eremitage erleben und wie sich ihr Leben, das an feste Regeln gebunden und an ein „Leben in der Gegenwart Gottes“ ausgerichtet ist, in der Wohntypologie der Eremitage widerspiegelt. Durch eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Thema des Wohnens insbesondere des minimalen Wohnens und der Auffassungen Le Corbusiers, konnten Verbindungen und Ähnlichkeiten zwischen den Eremitagen des Klosters „Maria im Paradies“ und dem zeitgenössischen Modell einer Minimalwohnung erarbeitet werden.

Die Eremitage als Minimalwohnkonzep

Wohnen in Eremitagen am Beispiel des Klosters
„Maria im Paradies“ in St.Veit im Pongau